Luther,

ein

Charakter- und Spiegelbild

für unsere Zeit.

Von

[illegible]
[illegible]

Hamburg und Gotha,
bei Friedrich und Andreas Perthes.
185[illegible]

Luther,

ein

Charakter- und Spiegelbild

für unsere Zeit.

Von

L. Weydmann,
Prediger zu Crefeld.

Hamburg und Gotha,
bei Friedrich und Andreas Perthes.
1850.

ΤΑ ΤΩΝ ΦΙΛΩΝ ΚΟΙΝΑ.

Seinem

lieben, theuern Freunde

Herrn Heinrich Weber,

evang. Pfarrer, Schulinspektor und Dekanatsverweser zu
Wachenheim an der Haard,

zum

Denkmal der frühgeknüpften, in Freude und Leid bewährten,
Seelenverbindung und als Zeichen der dauernden
Geistes- und Herzensgemeinschaft

gewidmet.

Inhaltsverzeichniß.

Druckfehler.

S. 11. Z. 7 v. u. statt kreißenden lies kreisenden.
S. 84. Z. 12 v. u. statt Dunkern l. Junkern.
S. 112. Z. 10 v. u. statt Sarbonne l. Sorbonne.
S. 128. Z. 8 u. 13 v. o. statt Obergeistliche l. Abergeistliche.

Einleitung.

Von Jemanden, der es zu unsrer Zeit unternimmt, ein Werk über Luther zu schreiben, erwartet man billig ein Wort zur Rechtfertigung eines solchen Unternehmens. Es gibt kaum eine historische Person unsres Vaterlandes, in Betreff deren unsre Literatur so reich, ja überreich genannt werden kann. Luthers Leben, Sinn und Art, so wie Welt- und Lebensanschauung, sein Wirken finden wir in den mannichfaltigsten Darstellungen wiedergegeben, so daß hier eine Masse von bearbeitetem Material zur nähern Kenntniß dieses Mannes vorliegt, daß es allerdings verwegen scheint, auf diesem viel betretenen Wege noch einen Gang zu wagen. Welche Nachlese wäre nach einer solchen Ernte noch zu halten?

Uns hat das Alles nicht abhalten können, uns den Mann aufs Neue anzusehen und zwar als ein Charakterganzes, d. h. von einem Standpunkte aus, der uns alle Geistes- und Lebensäußerungen seiner reichen Natur als von Einer Grundkraft beseelt erkennen, das Einzelne in seiner organischen Verbindung mit dem Ganzen, das Ganze als die harmonische Verknüpfung des Einzelnen überschauen läßt. Wir geben weder eine Biographie, oder ein Lebensgemälde, noch eine historisch-psychologische Darstellung nach den Kategorien irgend einer philosophischen Schule, wir denken vielmehr das Bild unsres Helden aus den Voraussetzungen seiner eignen Natur, wie aus der Entwicklung seines Lebens herauswachsen zu lassen und die einzelnen sich hieraus ergebenden Züge, so viel möglich, zu einem Gesammtbilde seiner Persönlichkeit und seines

Charakters zusammenzustellen. Wir halten dieß für eine Aufgabe, die bis jetzt noch nicht gelöst ist, ja, die, so viel uns bewußt, in dieser Gestalt noch nicht gestellt ward, und zu deren Lösung die gegenwärtigen Blätter freilich nichts weiter als ein schwacher Versuch seyn sollen; denn jemehr wir von der Größe dieser Aufgabe ergriffen sind, desto mehr müssen wir unsere Kräfte für unausreichend halten, dem uns vorschwebenden Ideale eine entsprechende Darstellung zu geben.

Dieß möge vor der Hand hinreichen, uns mit unsern Lesern über die Natur unsrer Aufgabe zu verständigen und unser Unternehmen von dieser Seite zu rechtfertigen. Allein wir nennen das Bild, das wir zu geben denken, zugleich ein Spiegelbild für unsere Zeit. Auch hierüber haben wir uns näher auszusprechen, und die Opportunität seiner Erscheinung von dieser Seite in einigen Zügen ins Licht zu stellen.

Die Vergegenwärtigung eines Charakterbildes, wie das unsrige, scheint jetzt mehr wie vielleicht je an der Zeit, weil unsere Zeit mehr wie irgend eine andere von demjenigen entblößt ist, was uns dieses Bild in eben so anziehenden als ernsten und erhebenden Zügen vor Augen stellt. Wie wir diese Zeit auch betrachten, welche Stellung wir ihr anweisen, so viel ist gewiß, daß dieselbe in Bezug auf allgemeine Aufklärung der sittlichen Begriffe der Menschenwürde und der Menschenrechte vielleicht jede andere hinter sich läßt. Wo ist die Unwissenheit und Barbarei früherer Jahrhunderte, wo sind die durch Aberglauben und Fanatismus hervorgerufenen Mißhandlungen der menschlichen Gattung, wo sind die offenbaren Verhöhnungen der Völker- und Menschenrechte, wo ist jene barbarische Strafgesetzgebung, vor deren Anwendung das menschliche Gefühl zurückschaudert, wo sind die Kabinetskriege, die, um der Launen der Machthaber willen geführt, unnennbares Elend über die Völker gebracht? Sie alle sind vor dem aufgeklärten und humanen Bewußtseyn der Gegenwart bis auf wenige Spuren verschwunden und vom Zeitgeiste gerichtet. Offenbar ist der Mensch wie aus einem vieljährigen dumpfen Traumleben zum Gefühl seiner freien Persönlichkeit, wie seiner unveräußerlichen Rechte erwacht. Es hat sich in Folge dieses Erwachens eine öffentliche Meinung als eine weder zu verken-

nende noch zu bewältigende Macht gebildet, die in einer veredelten Gesetzgebung, in zeitgemäßen politischen Institutionen sich bethätigt, und die Summe des gewonnenen Guten für die Gesellschaft zu erhalten und weiter zu leiten strebt. Wer könnte in dem Allen den sichern Fortschritt und von dieser Seite die laut redenden Vorzüge der Gegenwart vor der Vergangenheit verkennen?

Indem uns also die neuere Zeit eine so breite Basis socialer Aufklärung und Humanität vorhält, scheint es fast, daß, je größer die Massen sind, über welche dieselbe sich verbreitet, desto kleiner die Zahl derer wird, die als ausgeprägte, lebensvolle Persönlichkeiten ihre Zeit überragen. Keine hat vielleicht ein so reich vermitteltes Selbstbewußtseyn aufzuweisen, wie die unsere, aber auch keine erscheint so arm an Früchten genialer Lebensanschauung und an Werken einer frischen Geisteskraft, die irgend den Stempel einer freien Unmittelbarkeit und höhern Originalität tragen. Wo sind unsere genialen Männer, die in neuen großen Schöpfungen in Poesie und Kunst unsrer Zeit voranleuchten? Mit seltenen Ausnahmen zeigt hier Alles den Charakter des Reflektirten, Berechneten, aus der Abstraktion Geschöpften. Nehmen wir unsere neuern Dichterwerke zur Hand, selten stoßen wir auf jene frühere Naturfrische, wodurch die Poesie der Vergangenheit sich auszeichnet, dagegen sehen wir die freie Muse nur zu häufig zur Magd politischer Parteitendenzen herabgewürdigt, und kaum noch gewahren wir den freien Flügelschlag des ächten Dichtergenius. Durchwandern wir die Säle unsrer neuern Kunstschulen in Malerei und Bildnerei, überall Schule, Fleiß, Studium, aber selten verweilen wir vor einem Bilde, das in seelenvoller Unmittelbarkeit und ächt künstlerischer Naivität uns anspricht. Und wem hallen die Ohren nicht wieder von jenen sinnbetäubenden Tonstücken, wie die neueste Zeit sie gebiert, die, losgelöst von aller Wahrheit der Empfindung, ohne innere Einheit in gedankenlosem Formelngeklingel Effekt gleichsam erstürmen wollen? Wo hat die Gegenwart auch nur Einen Meister aufzuweisen, der den Helden einer frühern Zeit an Wahrheit, Originalität und Kraft auch nur entfernt zu vergleichen wäre? Wohin wir den Blick wenden, überall sehen wir dieselbe Wahrheit nur in andern Formen bestätigt.

Und die Männer des Handelns, wo sind sie? Zu reformiren in Kirche und Staat ist wahrlich genug vor Handen, doch wo sind unsere reformatorischen Größen, unsere wahrhaft organisirenden Geister, die mit der Intelligenz jenes geniale Bildnertalent vereinigen, ohne welches kein Zukunft verheißendes Werk zu Stande kommt, wo überhaupt in jeder Beziehung unsere hervorragenden Persönlichkeiten, in denen die Zeit in ihrer edlern Richtung und nach ihren höhern Bedürfnissen sich spiegelt? Jene historischen Größen, welche ganzen Geschichtsperioden die Impulse der Entwickelung geben, haben wir sie nicht vor Allen in der Vergangenheit zu suchen, in einer Zeit, wo geistige Kultur und aufgeklärte, veredelte Sitte vergleichungsweise auf viel kleinere Kreise beschränkt war? Scheint es darum nicht, daß, wie die geistigen Lebensmächte an extensiver Wirksamkeit zugenommen, so an intensiver Kraft eine Abschwächung erfahren, so daß dieselben als personbildend sichtbar ihre frühere Fruchtbarkeit verloren? Sehen wir selbst von jenen bedeutendern Geistern ab, wie die frühere Geschichte sie uns vorhält, Alles, was den Charakter des konkret Persönlichen, Naturkräftigen trägt, scheint es in unserer viel wissenden, viel fragenden und kritisirenden Zeit nicht mehr und mehr zu den Seltenheiten und Ausnahmen zu zählen? Offenbar hat sich in Folge unsrer abstrakten Zeitrichtung eine Konformität, wie der Sitte, so des allgemeinen Bildungsganges überhaupt entwickelt. Kopieen überall. Nach wahrhaft originalen Geistern forschen wir vergebens.

In einer solchen Zeit und unter solchen Umständen muß die Vergegenwärtigung einer ureignen und urkräftigen Persönlichkeit, die uns dabei den rein menschlichen Charakter in ächt volksthümlicher Ausprägung und in der Verklärung eines höhern Lebensgeistes zeigt, eine eben so anziehende als erfrischende und stärkende Macht auf alle Diejenigen üben, die dieselbe noch zu erkennen und zu würdigen vermögen. Wie die Anschauung der Natur in dem Reize ihrer Unmittelbarkeit unter des Lebens Wirren und Geschäften nie aufhört, ihren belebenden Hauch über das Gemüth des sinnenden Beobachters zu verbreiten, so muß auch die Anschauung einer naturgetreuen, ursprünglichen, in sich geschlossenen Persönlichkeit, im Dienste

der höchsten Lebensmächte arbeitend, stärkend und begeisternd fortwirken. In keinem Manne der Geschichte unsres Vaterlandes finden wir die Züge eines solchen Bildes also zu einer lebendigen Persönlichkeit vereinigt, wie in Demjenigen, zu dessen Ehren diese Blätter niedergeschrieben sind.

Wir leben in einer Zeit — was man sagt — der Freiheit. Freiheit ist Losungswort. Es geht durch den Staat, die Kirche, die Schule. Ja, auf allen Lebensgebieten die gleichen Freiheitsbestrebungen. Auch Luther war ein Mann der Freiheit; Freiheitsliebe ist ein Grundzug seines Charakters, ja, er war der rechte Held der Freiheit, und insofern hat sein Name gewiß auch in unsrer Zeit einen guten Klang. Allein Luthers Freiheit war vor Allem Freiheit und Unabhängigkeit des Charakters. In dieser Beziehung mag er zunächst unsrer Zeit voranleuchten. Luthers Freiheitsdrang ruhte ferner auf einem positiven Grunde, hatte positive Lebenszwecke; eine bloß formelle, negative Freiheit kannte er nicht. Auch hier bietet sein Vorbild ernste, beachtenswerthe Züge.

Wir leben in einer Zeit der Reform, ja selbst der gewaltthätigen, der Revolution. Auch Luther war ein Mann der Reform. Und wie? Die ganze Wucht der Reformation des XVI. Jahrhunderts trägt er auf seiner Schulter, jener Reformation, auf der die Bildung und Gesittung der Gegenwart beruht. Allein die Hand, welche das eherne Gebäude jener durch Jahrhunderte geheiligten Zwangherrschaft angriff und niederstürzte, war geleitet von einer Seele, entbrannt von heiliger Liebe für die Brüder, die nie das Ihre suchte, alle Gewaltthat verabscheute, und, indem diese Hand von der einen Seite niederwarf, mit der andern auf dem historisch gegebenen realen Grunde aller Wahrheit aufbaute. Sollte nicht auch der Reformationscharakter unsres Luther in unsrer Zeit der Reform eine ernste Beachtung verdienen?

Wir leben in einer Zeit des neu erwachten Nationalbewußtseyns. Alles zielt auf Kräftigung des Vaterlandes nach Innen wie nach Außen durch Verschmelzung der Interessen, durch Verbrüderung der Stämme. Vermöge einer neuen einheitlichen Organisation unsres ganzen Verfassungsbestandes soll Deutschland als Eine große, in sich eng verbundene, Völker=

familie dargestellt werden, fähig, durch Bildung und politische Macht den Ehrenplatz unter den Nationen Europa's einzunehmen. Ein großes Unternehmen, des Schweißes unsrer Edelsten werth. Es kann nur gelingen, wenn es in ächt deutschem, vaterländischen Geiste vollbracht wird. Es gilt, deutsches Wesen, deutsche Art und Sitte zu stärken; denn sie sind die Träger des Ganzen. Und grade diese Elemente sind es, die in unsrer Zeit durch den Geist der Abstraktion und Negation, so wie durch äußere Einwirkung eine bedenkliche Erschütterung und Schwächung erfahren. Darum, wollen wir voranschreiten, soll es Ernst werden mit dem „Vorwärts für Deutschland!" so müssen wir zurückschauen, wir müssen die Geister der Vergangenheit heraufbeschwören, um uns auf uns selbst zu besinnen. Unter den Geistern nun, die uns das Bild ächt deutschen Geistes und Sinnes am reinsten wiedergeben, steht Luther in erster Reihe. Hier haben wir einen ächt deutschen Mann, der mit treuen Augen auf uns niedersieht, grade, ehrlich, keusch, tapfer, das reine Gegenbild jener fremdländischen Frivolität, deren Geist verwüstend über unsere Marken hereingebrochen ist. Eine Vergegenwärtigung seiner Züge war vielleicht nie mehr an der Zeit, wie jetzt, wo wir mit so ernster Mahnung auf uns selbst und unser eigenstes, inneres Wesen zurückgeführt werden.

Wir leben überhaupt in einer Zeit der sittlichen Begriffsverwirrung und Zerfahrenheit. Nie hat man besser verstanden, aus Sauer Süß und aus Süß Sauer zu machen. Jene Humanität als äußere Sittenmilderung, worauf wir im Gegensatz zu der frühern Roheit, Barbarei und Grausamkeit hinwiesen, geht nur zu oft Hand in Hand mit einem Indifferentismus in Bezug auf feste sittliche Lebensprincipien, welcher ein entschlossenes, grundsätzliches Handeln nicht aufkommen läßt. Eine unverkennbare Hinneigung zur Konnivenz, zur Anbequemung, zur Transaktion mit dem Unvereinbaren liegt ganz im Charakter unsrer Zeit und hat sich zumal nach der letzten Wendung der Dinge in bedenklichen Zeichen offenbart. Wie wäre es sonst möglich, daß bei den so tiefen Erschütterungen des allgemeinen Wohlstandes nicht allein, sondern auch unsrer socialen Ordnung, ja der Grundfesten, worauf unsere ganze

moderne Civilisation ruht, daß unter solchen Umständen kein irgend nachdrückliches Gegengewicht, keine massenhafte Erhebung sich gefunden, diesem so bedrohlichen Nothzustande ein Ende zu machen? Es ist nichts Anderes als die Schwäche, die Feigheit, als Folge der moralischen Ueberzeugungslosigkeit, die dem Feinde willenlos das Feld geräumt. So lange hier keine erfrischende und stärkende Luft in die bangen Seelen und die matten Herzen weht, ist keine Besserung zu hoffen. Nun, diese erfrischende Luft weht uns, wenn auch oft in scharfen Zügen, von Demjenigen entgegen, dessen Bild wir unsern Zeitgenossen in diesen Blättern vorhalten. Hier haben wir einen Mann der entschiedensten sittlichen Ueberzeugung und darum der Kraft, der Entschlossenheit, des Muthes bis zur Todesverachtung; hier eine sittliche Energie und Mannheit, deren Bild wir zwar nicht ohne ein beschämendes Gefühl dessen, was unsrer Zeit fehlt, aber sicher auch nicht ohne ein verjüngtes und erhebendes Kraftgefühl anschauen können.

Dabei vergessen wir nicht des Bodens, worauf jene vaterländische Eiche, die ihr Haupt aus dem Schooße entschwundener Jahrhunderte so kühn über unser gegenwärtiges Geschlecht erhebt, wurzelte und gewachsen ist. Wir erinnern uns, wie dieser Boden kein anderer, als jener göttliche Lebensgrund ist, auf welchem Luther mit allen Fäden seines Daseyns tief eingewurzelt war. Darauf stand wie auf einem Felsen die Kraft seiner Ueberzeugung, wie seines Handelns, die ganze Energie seines Wesens. Und gibt es ohne denselben ein wahrhaft frisches, zuversichtliches und todesmuthiges Handeln? Warum ist unsere Zeit sittlich in Lauheit und Kraftlosigkeit zerflossen? warum sind selbst fast alle Rechtsbegriffe in Frage gestellt? Weil jener göttliche Lebensgrund unter unsern Füßen bebt, weil er für so Viele längst nicht mehr da ist, und der Mensch nur sich selbst angehören und auf sich selbst stehen will. Hier haben wir die letzte und tiefste Wurzel wie aller moralischen Ohnmacht und Versunkenheit, so aller Thränen und alles vergossenen Blutes, dem die ganze Humanitätsbildung des XIX. Jahrhunderts nicht hat wehren können. Und so möge denn der Mann des XVI. auch in dieser Beziehung uns voranleuchten, als ein theures Vorbild einer auf

den unerschütterlichen Fundamenten des Glaubens begründeten sittlichen Ueberzeugung und Kraft, welche einst die Welt aus den Angeln hob und auch jetzt in einem ähnlichen, vielleicht noch schwerern, Entscheidungskampfe allein uns retten kann.

Dieß möge hinreichen, uns die Zeitmäßigkeit unsrer Aufgabe, so viel uns nöthig schien, ins Licht zu stellen.

Daß wir dabei keine eigentlich polemischen Zwecke verfolgen, liegt in der Natur der uns gestellten Frage. Wir schreiben nicht für Diejenigen, die von einem exklusiven Standpunkt gegen die Reformation aus in deren erstem Begründer und Träger nur einen Abtrünnigen der Kirche sehen; eben so wenig für Diejenigen, die, aller höhern Weltanschauung baar, das Leben nur nach dürren, juristischen Begriffen, oder nach der Ausbeute messen, die es der Lust oder der Willkür darbietet. Wo die Einheit der Grundanschauung fehlt, da ist keine gerechte Würdigung, selbst kein Verständniß möglich, und keine noch so wahrheitsgetreue Darstellung darf hier nur entfernt auf Anerkennung rechnen. Dagegen wird das Werk immer einen gewissen apologetischen Charakter behalten, namentlich in Bezug auf Diejenigen, welche zwar im Ganzen ohne Voreingenommenheit sind, allein theils aus mangelhafter Einsicht in das Wesen und den Charakter dieses großen Mannes, theils aus politischer, theils aus religiöser Parteibefangenheit innerhalb der evangelischen Kirche selbst seine wahre Natur verkennen. So haben wir Staatsmänner, sonst unbefangnen Blickes, beschränkte und ungerechte Urtheile über diesen Mann fällen hören, und gewisse Politiker der Neuzeit haben es von einem ganz schiefen Gesichtspunkt aus mehr wie einmal beklagt, daß Luther, der das Werk der socialen Emancipation des ganzen Vaterlandes in seiner Hand gehabt, es nicht vollbracht. Und jene beiden extremen Parteien in der protestantischen Kirche, jene Unfreien, die das Heil allein in einem starren Festhalten am Buchstaben der kirchlichen Rechtgläubigkeit, oder jene Ueberfreien, die es in der Lossagung von aller und jeder Glaubensautorität suchen — beide haben in Luther nicht ihren Mann finden können: jene nicht, denn er war ihnen eben zu viel Mann und zwar Mann der Freiheit; diese nicht, weil sie ihn noch zu sehr im Dogma befangen achteten. Es ist

schwierig, wo einmal eine gewisse Parteiansicht besteht, auf das Urtheil einzuwirken, selbst bei einer möglichst unbefangenen Fassung des Gegenstandes, allein wir hoffen, daß eine Darstellung, wie wir sie geben, dennoch ihre apologetische Wirkung nicht verfehlen wird.

Doch es ist schwierig, zumal für den Autor, der für seinen Helden glüht — und das thun wir — eine solche unbefangene Darstellung, ein nicht geschmeicheltes Porträt von dessen geistiger Physiognomie zu geben. Wir verkennen die Größe dieser Gefahr keineswegs. Lessing sagt von diesem unsern Helden: „Luther steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, Alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten." So spricht ein Mann, der gewiß zu den vorurtheilsfreiesten Geistern des XVIII. Jahrhunderts gehörte. Wir unterschreiben ein jedes dieser Worte. Ja, wahre Begeisterung für unsern Helden hat uns die Feder geführt. Allein wir verkennen es nicht: auch Luther mußte seinen Tribut der menschlichen Gebrechlichkeit zahlen, auch sein Bild zeigt uns Schatten, doch nur vorüberziehender Wolken, die es nie bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt, sondern seine ursprünglich edeln Züge immer hindurch leuchten lassen. Diese Schatten sind überall der Reflex des hellern Lichtes. Gebrechen eigenthümlicher Natur haften nun einmal an der wirklichen Größe, allein nie das Niedrige, nie das Gemeine. Manche haben sich durch diese Makel das Bild des großen Mannes gänzlich verdunkeln lassen, und kleine, neidische Geister haben daraus ein Zerrbild gemacht, das keinen Grundzug seines Antlitzes trifft. Uns soll dabei hoffentlich ein offenes Auge für jeden Zug seines Wesens leiten, in dem die wahre Natur seiner Persönlichkeit sich ausspricht.

Hier nun haben wir es jedoch näher zu bezeichnen, was wir unter einer solchen unparteiischen, möglichst objektiven Darstellung verstehen. Kein Geschichtschreiber, kein Biograph wird von sich selber glauben, daß er den von ihm behandelten Gegenstand von einem bloß subjektiven, also einseitigen Stand-

punkte aus aufgefaßt. Und dennoch liegen uns so manche historische Arbeiten vor, worüber das Urtheil feststeht, daß ihnen dieses Gebrechen anklebt. Kann es dem Verfasser nicht eben so ergehen, kann er, indem er so gut wie ein Andrer glaubt, seinen Gegenstand möglichst unbefangen aufzufassen, sich nicht täuschen und in denselben Fehler fallen? muß er's nicht um so eher, da er sich für seinen Helden so hoch begeistert erklärt? Darüber kann nur das Werk selbst entscheiden. Allein er hält es dennoch nicht für überflüssig, sein Verfahren näher zu erklären und die leitenden Ideen anzugeben, denen er bei der Entwerfung seines Bildes gefolgt ist.

Wenn von einer unparteiischen, möglichst objektiven Darstellung eines geschichtlich Gegebenen die Rede ist, so muß zuerst bemerkt werden, daß dieselbe der Natur der Sache nach immer nur beziehungsweise und annähernd zu erreichen ist. Der Autor, er mag von subjektiven Voraussetzungen und von aller Parteibefangenheit im Ganzen noch so frei seyn, als Beurtheiler und Wähler seines Stoffes, der nach eignem Ermessen zu nehmen und fallen zu lassen, zu sondern und zu verbinden hat, bleibt er Subjekt, also auch stets mehr oder weniger subjektiv in seiner Fassung. Reine Objektivität ist von Keinem zu erwarten, trotz der Behauptung unsrer voraussetzungslosen Geschichtsphilosophen. Um aber ein möglichst wahrheitsgetreues Bild zu geben, bedarf es der festen leitenden Ideen, die ihre Wahrheit und Berechtigung in sich selbst tragen und als anerkannt vorausgesetzt werden müssen, indem sie in der sittlich-vernünftigen Natur des Menschen selbst liegen. Wir meinen jene festen, ethischen Grundprincipien, wurzelnd in der göttlichen Weltordnung, über deren Evidenz kein Zweifel erhoben werden darf. Hiernach muß das geschichtliche Faktum beurtheilt werden, sein Licht und seine Stellung, so wie seine Werthbestimmung empfangen. Jede auch in dieser Beziehung voraussetzungslose historische Darstellung muß aller höhern Einheit und nicht minder aller Wärme und Begeisterung entbehren. Wie viel weniger kann der Biograph und am allerwenigsten Derjenige sich derselben entrathen, der uns ein historisches Charakterbild geben will! Da er vor Allem in dem gegebenen Stoff die Pulsschläge des Geistes zu

beobachten und zu bezeichnen hat, so wird er noch viel mehr der Leitung der ethischen Ideen bedürfen, wenn er nicht in willkürliche Voraussetzungen fallen will. Dabei bedarf es zur wahrheitsgetreuen Ausführung eines Charaktergemäldes noch einer gewissen geistigen Wahlverwandtschaft zwischen dem Helden und seinem Autor, ohne welche kein lebendiges Verständniß und keine treue Darstellung seines Gegenstandes zu erwarten ist. Wie uns z. B. Niemand ein wahres und erhebendes Bild von der Person und dem Leben des Erlösers oder der Apostel geben kann, der von dem ihr Leben beseelenden Geiste nicht selbst angeweht ist, so gibt es überhaupt kein Verständniß irgend einer historischen Größe, als vom Standpunkte der Empfindung und Werthschätzung der diese Größe bedingenden Ideen und Kräfte aus, und so können wir in Luther nichts finden, seine Person und sein Leben ist ein für uns verschlossenes Buch, er sinkt etwa zu einem bloß ungehorsamen Sohn der Kirche, zu einem unverbesserlichen Schismatiker herab, wenn jene Gemeinsamkeit der Gefühls- und Anschauungsweise uns nicht das Auge erhellt und uns den Schlüssel seines Verständnisses in die Hand gibt. Dieß sind die Voraussetzungen, die wir zur Entwerfung seines Bildes mitbringen. Ohne dieselben fehlt jedes lebendige sittliche Motiv des Unternehmens, aber auch jede Bürgschaft des Gelingens. Allein auf diese Voraussetzung muß der Verfasser auch mehr oder weniger bei seinen Lesern rechnen. Wo sie fehlt, da läßt er gern jeden Anspruch auf Verständniß und Anerkennung fahren. Doch hofft er, es wird im deutschen Vaterlande, auch bei der Entartung so vieler seiner Söhne, nicht an Solchen mangeln, die auch unter den Sinn und Geist verwirrenden Kämpfen einer in schweren Geburtswehen kreißenden Gegenwart den klaren Blick und die Liebe zur unbefangenen Anschauung und Würdigung eines Bildes nicht verloren haben, das in seiner einfachen, ungesuchten, oft entstellten, oft verkannten, wahrhaft vaterländischen Größe es werth ist, für alle Zeiten als ein hoch erhobenes Panier unter uns aufgepflanzt zu bleiben, als Schild wider die überhand nehmende Macht der Negation und der Frivolität, als Erken-

nungszeichen einer gesunden Glaubenskraft, deutscher Treue, Art und Sitte, zur Ehre und zum Preis des deutschen Namens.

Ehe wir jedoch zur Entwerfung unsres Bildes selbst übergehen, haben wir den Weg, auf welchem wir zur Erreichung unsres Zieles zu gelangen hoffen, näher zu bezeichnen. Wir geben, wie schon angedeutet, weder eine Biographie, noch ein Lebensgemälde Luthers, sondern ein möglichst getreues Bild seiner Persönlichkeit und seines Charakters, ein geistiges Lebensbild, wie die Züge desselben durch Naturanlage und äußere Einwirkung, durch Freiheit und Nothwendigkeit bedingt sind. Demnach wird Alles, worin diese Züge seines geistigen Antlitzes vorzugsweise sich aussprechen, in den Bereich unsrer Aufgabe fallen. Da nun die Persönlichkeit nur innerhalb der Kategorie jener Wechselwirkung sich entwickelt, so werden wir zunächst den Bildungspfad unsres Helden an der Hand der Geschichte verfolgen bis zu dem Punkte, wo sein eigentlicher Wesenscharakter in volljähriger, männlicher Abgeschlossenheit vor uns steht, um dann zweitens die einzelnen Züge desselben aus der Fülle seiner Geistes- und Lebensthätigkeit zu einem Gesammtbilde seines Wesens zusammenzustellen.

Historische Charakterentwickelung Luthers bis zur Reife des Mannes.

Erstes Stadium.

Der Mensch ist, was er ist, durch Naturanlage und Verhältnisse, durch Selbstbestimmung und Naturbestimmtheit, durch Wahl und Führung, durch Freiheit und Nothwendigkeit, — und eine Persönlichkeit ist nur zu verstehen unter steter Berücksichtigung beider Faktoren. In den Jahren der ersten Entwickelung des noch schlummernden Selbstbewußtseyns wird der Mensch in seiner Richtung und seinem Bildungsgange fast ausschließlich von Außen bestimmt, und sicher ist's, daß das eigenthümliche Gepräge, welches der Mann trägt, in vielerlei Beziehung stets die Farbe der frühesten Jugendeindrücke zeigt, unter denen er sich entwickelt. So können wir manchen Zug an dem Bilde unseres Helden nur verstehen, wenn wir ihn an seine früheste Jugendgeschichte halten; diese allein gibt uns den Schlüssel eines tiefern Verständnisses. Da es uns nun um eine, auf innere und äußere Lebensbedingungen begründete, Einsicht in die Natur seines eigenthümlichen Seyns zu thun ist, so geben wir in diesem Sinne zunächst ein Bild seiner Jugendgeschichte, insofern dieselbe nachweislich als die Voraussetzung seines Wesens und Charakters erscheint.

Zwei Momente heben wir hier zunächst hervor, welche uns über die Entwickelung seiner Persönlichkeit nähern Aufschluß geben. Dieß sind die Verhältnisse, unter denen er geboren und erzogen ward: sein Stand und seine Erziehung,

beide gleich einflußreich für seine ganze künftige Lebensstellung. Luther war so recht eigentlich aus dem tiefern Schooße des Volkes im edlern Sinne des Wortes hervorgegangen, wie er selbst gesteht, daß sein Vater, Großvater und Ahn rechte Bauern gewesen seyen. „Meine Eltern," sagt er, „sind erstlich arm gewesen; mein Vater war ein armer Hauer (Bergmann) und meine Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit sie uns Kinder erzogen haben. Sie haben sich's blutsauer werden lassen." Unter diesen Umständen schien es kaum möglich, selbst für eine nothdürftige Erziehung der Kinder die nöthigen Mittel zu erschwingen. Allein seit dem Ueberzuge der Eltern Luthers nach Mansfeld sehen wir ihre Lage in soweit sich verbessern, daß es ihnen möglich wird, für die Ausbildung ihrer Kinder Sorge zu tragen. Und darauf scheint Luthers Vater, der, wie man aus seinem öftern Verkehre mit Geistlichen und Schulmännern entnimmt, die sich hinwiederum durch die Leutseligkeit und wohlanständigen Sitten des Mannes angezogen fühlten, wohl eine geistig strebsame Natur gewesen seyn muß, großen Werth gelegt zu haben. So begegnete der Wunsch des Vaters dem schon frühe in dem Knaben arbeitenden Triebe nach einer freien geistigen Ausbildung. Dieser Trieb gab sich schon bald durch leichte Fassungsgabe und beharrlichen Fleiß auf der Schule zu Mansfeld zu erkennen, so daß der Vater durch die günstigen Zeugnisse der Lehrer nun vollends bestimmt ward, dem Sohne eine höhere geistige Bildung zu geben, ohne dabei gerade den Dienst der Kirche vor Augen zu haben.

Wiewohl auf alles Gute und Löbliche gerichtet, war dennoch die Art der Erziehung im Charakter der damaligen Zeit strenge und rauh und nicht frei von übertriebener Härte. Körperliche Züchtigungen wurden selbst bei unbedeutendern Vergehen nicht gespart, nicht ohne Verletzung und Einschüchterung des tief und zart fühlenden Knabenherzens. „Meine Eltern," sagte er später selbst, „haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde, hernach in ein Kloster lief und ein Mönch ward; sie meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die Ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafen einzurichten." Mußte der Knabe von dieser Seite manche harte Erfahrung machen, so waren die äußern Umstände, unter denen er seine weitere Bildung erlangte, nicht

günstiger. Auf der sogenannten Kurrendschule zu Magdeburg, die er in seinem vierzehnten Jahre besuchte, konnte er nur in höchst kümmerlicher Weise sein Leben fristen. In Eisenach, wohin er im nächsten Jahre in Folge verwandtschaftlicher Beziehungen zur nähern Vorbereitung auf das akademische Studium sich begab, finden wir ihn ebenfalls unter den Kurrendschülern den sogenannten Brodreigen an den Thüren singen, und öfters in rauher Weise abgewiesen, bis ihn eine wohldenkende Frau, angezogen durch seinen Gesang und sein ansprechendes Wesen, in ihr Haus und an ihren Tisch nahm, so daß er nunmehr mit freierer Muße den Studien sich widmen konnte. Diese bestanden außer den ascetischen und den Uebungen des Gedächtnisses, worauf man zu jener Zeit großen Werth legte, in der Erlernung der lateinischen Grammatik, wobei er sich jedoch auch auf die Muttersprache legte. Hier zeichnete er sich ebenfalls durch reiche Begabung und ausdauernden Fleiß vor seinen Mitschülern aus. Auch die Tonkunst gewann er mehr und mehr lieb und fand noch Zeit zur Erlernung mehrerer Instrumente, namentlich der Flöte und der Laute.

Aus diesem Bilde der frühesten Entwickelungsperiode des jungen Mannes heben wir folgende, für sein späteres Leben bedeutsamen Züge hervor: Wir sehen ihn unter beständigem, oft schwerem Drucke der Umstände und unter mannichfaltigen Entbehrungen heranwachsen und sich entfalten. Hierdurch wurde sein Geist schon frühe gestählt und zu dem Ernste und den Kämpfen des Lebens auf eine nachhaltige Weise vorbereitet. Er theilt dieses Loos mit so vielen großen Männern, die in einer harten und entbehrungsreichen Jugend zunächst die rechte Spannkraft des Geistes gewannen. Multa tulit puer, sudavit et alsit, — ist ein Wort, das seine ganze und volle Anwendung auf unsern Helden findet, der aber auch wie Wenige die Früchte einer so rauhen Lebensbahn uns schauen läßt. Und es war nicht allein jene innere Kräftigung zur Ertragung der Uebel des Lebens und zum Widerstande in seinen Kämpfen, die ihm hieraus erwuchs, sein Herz wurde hierdurch auch mit der Noth und den Entbehrungen der untern Volksklassen frühe vertraut und zu jenem Mitgefühle erwärmt, wovon er uns in seinem Leben so viele rührende Beispiele gibt. Ein Mann des Volkes, der mit der rechten Liebe sich seiner Noth

annehmen sollte, mußte sie auch praktisch durchlebt und in harten Entbehrungen erfahren haben, um in Wahrheit zu sagen: „die Kleinsten und Geringsten im Volke müssen hervorgezogen und emporgehoben werden." Wäre Luther unter andern Verhältnissen geboren worden, wären seine Jugendjahre in äußerm Wohlbehagen dahin geflossen, schwerlich hätte er jene rüstige Thatkraft des Geistes erlangt, schwerlich wäre er der Noth des Volks in theilnehmender Liebe so nahe gestanden. Und jener anspruchslose, nüchterne Sinn, der überall bei Wenigem sich genügen ließ, alles Wohlleben und allen äußern Lebensglanz verschmähte, er war zum großen Theile die Frucht jener frühen Lebensgewöhnung, die ihn auch unter den beschränktesten und dürftigsten Verhältnissen aufrecht hielt. Und jene nie ruhende Thätigkeit, jene unermüdliche Arbeitsamkeit, wovon sein Leben ein so hohes und nachahmungswerthes Muster aufstellt, dürfen wir sie nicht auch als in einer Jugend wurzelnd betrachten, die sich, stets wachsend, in die Arbeit für die geistige Ausbildung, wie für die leibliche Lebensfristung theilte?

An dieser seiner Jugend hat sich nicht weniger eine Seite seines Wesens entfaltet, ohne welche er bei aller Kraft und allen Vorzügen seines Geistes nie jenen so allgemeinen, bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreiteten Einfluß auf seine Zeit gewonnen, — wir meinen jenen hohen Grad von Volksthümlichkeit in Sitte, Ausdruck und Lebensgewohnheit, kraft welcher er dem Volke so unmittelbar nahe stand und die Herzen für seine Wirksamkeit auf eine so schlagende Weise öffnete. Diese Popularität, die sich nie künstlich erzeugen läßt, hängt sicherlich mit seiner frühesten Lebensstellung mitten im Schooße des eigentlichen Volkslebens, seiner Sitte und Anschauungsweise zusammen. Er war mit allen Wurzeln seines Daseyns auf diesem Boden festgewachsen, und weder die angestrengtesten wissenschaftlichen Studien noch sein Umgang mit Gelehrten, so wie sein häufiger Verkehr mit hochgestellten Personen konnten je das ächt volksmäßige Gepräge des Mannes in allen und jeden Aeußerungen seines Lebens verwischen. Mit dieser seiner gedrückten Jugend steht auch offenbar jener Zug der Schüchternheit in Beziehung, der ihm gegenüber der

weltlichen Macht und Hoheit so oft Verlegenheit bereitete, und wonach er seiner Neigung folgend in den ersten Jahren seines reformatorischen Wirkens so gerne Alles vermieden hätte, was irgend Aufsehen erregte und ihn den Augen der Welt zur Schau stellen konnte.

Somit glauben wir, so viel es unser Zweck erheischt, die Hauptmomente aus dem Jugendleben Luthers angedeutet zu haben, welche auf die Ausbildung seiner Persönlichkeit und seines Charakters bestimmend einwirkten. Stand, Erziehung, Lebenslage haben zusammen eine Wirkungsmacht geübt, aus deren Voraussetzung wir uns manche wesentliche Züge seines Bildes erklären.

Zweites Stadium.

Wir betreten nunmehr ein zweites Stadium seines Lebens, das des mehr entwickelten Selbstbewußtseyns und des freien, selbstthätigen Handelns. Es enthält den eigentlichen Wendepunkt seines innern Lebens, so wie die nähern Bedingungen und Bestimmungsgründe seines ganzen künftigen Berufs und Wirkens. Wir treffen hier auf den eigentlichen Kern seiner ganzen innern Entwicklungsgeschichte, dem wir mit Recht unsere besondere Aufmerksamkeit widmen.

In seinem 18. Jahre finden wir Luther, nachdem er den vorbereitenden Lehrkursus zu Eisenach beendigt, auf der hohen Schule zu Erfurt, um sich daselbst, außer den sogenannten philosophischen Wissenschaften, dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, wobei er Seitens seiner Aeltern von dem Segen eines mittlerweile erworbenen kleinen Berggutes unterhalten wurde. Mit heiligem Ernste und der treuesten Gewissenhaftigkeit, genährt durch tägliches, herzliches Gebet, sehen wir ihn diesen Studien obliegen, und wir erkennen hier recht seinen regen, strebsamen, nach Wahrheit dürstenden Geist, der vor keiner Anstrengung zurückwich und kein Opfer scheute, über jeden Gegenstand sich Klarheit und Gewißheit zu verschaffen. Doch konnte die damalige Behandlungsweise wissenschaftlicher Lehrgegenstände seinem tiefer gehenden Geiste nicht genügen. Dieselbe war nach dem Geschmacke jener Zeit

faſt ausſchließlich auf das Formelle der Wiſſenſchaft und auf dialektiſche Verſtandesübungen beſchränkt, ſo daß dadurch dem tiefern Bedürfniſſe auf die Dauer nicht genügt werden konnte. Gleichwohl verſäumte er bei ſeiner unbegrenzten Pflichttreue keineswegs, die Scholaſtiker zu ſtudieren und ihre Methode ſich anzueignen, ſo daß er in der Behandlung ſolcher Gegenſtände ſich eine große Fertigkeit und Gewandtheit aneignete, wovon er öfters glänzende Proben ablegte. Sicherlich waren dieſe Studien der formellen Entwicklung ſeines Geiſtes nicht wenig förderlich, und er dachte in dieſer Beziehung keineswegs gering von denſelben, wie er denn namentlich die Dialektik „eine nützliche und nöthige Kunſt” nennt, „die man billig ſtudieren und lernen ſoll, wie die Arithmetik und Rechenkunſt, weil ſie fein den Weg zeige, wie man ordentlich und richtig von Sachen reden ſoll”. Allein wie hätte eine ſo vorherrſchend logiſch-formelle Behandlung der meiſten Wiſſensobjekte einem aus den Tiefen des Gemüthes nach der lebendigen Wahrheit dürſtenden Geiſte genügen können? Denn ſchon damals, ſo dürfen wir wohl mit Gewißheit annehmen, regte ſich in ſeiner, die Bedürfniſſe des Geiſtes wie des Gemüthes in ſich vereinigenden, Natur jenes Verlangen in ſtärkern Zügen. Je weniger dieſem Verlangen die einſeitige Kultur der Wiſſenſchaften auf den Lehranſtalten jener Zeit entſprach, deſto mehr mußte er ſich ergriffen fühlen, als ihm auf der Univerſitätsbibliothek, wo er gerne und oft verweilte, eine lateiniſche Bibel in die Hand fiel, welche zu ſeinem Erſtaunen noch ganz andere Dinge enthielt, als die Texte, Evangelien und Epiſteln, welche man in den Poſtillen und auf der Kanzel zu erklären pflegte. Es erſcheint eigen und bedeutſam, daß ihn, im Alten Teſtamente ſich umſchauend, hier beſonders die Geſchichte Samuels und ſeiner Mutter Hanna feſſelte. Ein ſo merkwürdiges Beiſpiel wunderbarer Gebetserhörung mußte den demüthigen und inbrünſtigen jugendlichen Beter beſonders ergreifen, und vielleicht ging ihm bei der Betrachtung der Beſtimmung Samuels, welche ihm die Mutter gab, eine dunkle Ahnung ſeines eigenen zukünftigen Berufes durch die Seele. Hier nun entdeckte er mehr und mehr eine reiche Fundgrube alles deſſen, was er in dem Studium der Scholaſtiker umſonſt

gesucht; hier fand seine kräftige Seele zugleich das Höchste und Tiefste, wornach sie lange sich vergebens gesehnt. Eine Fülle von fruchtbaren Wahrheiten strömte ihm entgegen, die er freilich für den Anfang noch keineswegs auf ihren eigentlichen Kern zurückzuführen, und aus denen er eben so wenig den Einen und unfehlbaren Weg des Heils mit Sicherheit zu erkennen vermochte. Vielmehr mußte dieser erste Lichtstrahl zugleich eine Ahnung von dem Gegensatze zwischen der Kirchenlehre und der göttlichen Offenbarungswahrheit in seine Seele werfen. Immermehr gelangte er zum Bewußtseyn, daß es trotz aller Fortschritte in dem gelehrten Fachwissen in seinem Herzen dunkel und öde blieb, ohne daß sich ihm ein sicherer Ausweg aus diesem Wirrsale öffnete. Seine Seele arbeitete sichtbar in schweren Aengsten und sein durch anhaltende Studien angestrengter Körper erlag so vielen Mühsalen und verfiel, kurz nachdem er von der Universität die Würde eines Baccalaureus der Philosophie erhalten, in eine schwere Krankheit, von welcher er sich nur mit Mühe erholte. Waren es die Eindrücke, die diese Krankheit bei ihm zurückließ, war es der plötzliche Tod seines Freundes Alexis, die den Entschluß, seine bisherige Laufbahn zu verlassen, bei ihm zur Ausführung brachten — er ging als Mönch in das Augustinerkloster zu Erfurt, ohne daß die Bitten seiner Freunde, so wie die ernsten Vorstellungen seiner Aeltern diesen Schritt rückgängig machen konnten. Luther gibt späterhin hierzu noch folgende Erklärung: „Ich ward ja nicht gern und willig Mönch, viel weniger um Mästung und des Bauchs Willen, sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes eilend umgeben, gelobte ich einen gezwungenen und gedungenen Eid und Gelübde."

Nach der Gemüthslage Luthers und den damals noch allgemeinen Begriffen von dem Werthe des Mönchslebens können wir uns diesen Schritt sehr wohl erklären. Sein Gemüth war nämlich schon damals durch das Verlangen nach einem wahrhaft ausgleichenden Verhältnisse zu Gott, wozu ihm die in den scholastischen Studien dargebotenen Mittel nicht verhelfen konnten, in eine eigene Spannung gerathen, welche, durch ein erschütterndes Ereigniß auf die Spitze getrieben, ihn plötzlich zu dem Entschlusse brachte, in äußerer Zurückgezogen-

heit von der Welt und in fortgesetzten strengen Bußübungen seiner Seele auf kanonischem Wege die längst vergebens gesuchte Ruhe zu geben. Mit heiligem Ernste, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit sehen wir ihn alle Vorschriften des Ordens, dem er nun angehörte, erfüllen und selbst die niedrigsten äußern Dienste, wozu er im Anfange verwandt wurde, unverdrossen verrichten. Fasten, Beten, Kasteiungen aller Art — nichts versäumte er, kein Opfer war ihm zu schwer, seiner Seele durch die pünktlichste Pflichterfüllung die gewünschte Ruhe zu geben. „Wahr ist's", sagt er selbst, „ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe am Orden so strenge gehalten, daß ich's nicht aussagen kann. Wenn je ein Mönch in Himmel kam durch Möncherei, so sollt' ich auch hineinkommen seyn; das müssen mir bezeugen alle Klostergesellen, die mich gekannt haben. Ich legte meinem eignen Leibe mehr auf, als er ohne Schaden der Gesundheit wohl ertragen konnte."

So wenig diese Mittel geeignet waren, das gestörte Gleichgewicht seiner Seele herzustellen und seinem Herzen den Frieden zu geben, so müssen wir doch hierin nicht weniger seinen hohen sittlichen Ernst und die Aufrichtigkeit seiner Heilsbestrebungen erkennen. Ein Jüngling, der so ganz im Gegensatze zu der Leichtfertigkeit der damaligen Ordensgeistlichkeit uns solche Kraft sittlicher Gesinnung offenbart, verdient unsere Bewunderung und zeigt uns eine Seelenstärke, welche unverkennbar auf eine größere Zukunft hindeutet.

Auf das Verwenden des Generalvikars von den niedrigen Handdiensten im Kloster befreit, konnte Luther seine Zeit nun mehr den Studien widmen. Außer den Scholastikern war es vorzüglich der heilige Augustin, welcher, seiner innern Neigung am meisten entsprechend, ihn vor allen Kirchenlehrern fesselte. Auch hier finden wir ihn, wo es irgend seine Zeit erlaubte, in der Bibliothek versteckt, um seinem Forschungstriebe freien Lauf zu lassen. Auf sein Verwenden erhielt er vom Konvent eine lateinische Bibel, die er ganz durchlas und wovon er manche Stücke seinem Gedächtnisse wörtlich einprägte. Als er jedoch die Priesterweihe empfangen, wurde ihm die Bibel wieder genommen und er ward auf die Kirchenväter und Scholastiker verwiesen.: „Ei, Bruder Martin, was ist die Bibel?

Man soll die alten Lehrer lesen; die haben den Saft der Wahrheit aus der Schrift gezogen; die Bibel richtet allen Aufruhr an." Trotz aller Studien und Bußübungen konnte seine Seele die einmal verlorene Ruhe nicht wieder finden. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seines ganzen Wesens, wovon sein ganzes Aeußere sichtbare Spuren trug. Vergebens suchte sein Beichtvater, dem er seine Sünden klagte, ihn durch die Aeußerung zu beruhigen, daß er übertreibe und zu weit gehe. „Soll Christus dir helfen", sagte ihm sein Ordensvater, dem seine Seelennoth zu Herzen ging, „so mußt du nicht mit solchem Humpelwerk und Pumpensünden umgehen." Durch ähnliche, zwar wohlgemeinte, aber leichtfertige Trostgründe konnte dem tiefern Seelenbedürfnisse Luthers eben so wenig genügt werden, wie durch die gewissenhafteste und pünktlichste Beobachtung der vorgeschriebenen kanonischen Satzungen. Er bedurfte eines andern Trostes, den kein Mensch, keine Ordenszucht ihm geben konnte. Dabei wäre seine dürstende, gleichsam mit Gott ringende Seele in ihrem heißen Bußkampfe beinahe erlegen; er durchlebte Zeiten, wo er, von Schwermuth übermannt, sich in seiner einsamen Klosterzelle einschloß und wie in tiefer Ohnmacht der Verzweiflung nahe war.

Da sandte ihm Gott in der Person eines alten Klosterbruders einen Helfer, der ihn auf die enge Pforte hinwies, durch welche es allein eine sichere Auskunft aus diesem dunkeln Labyrinthe seiner Seele gab. Wir lassen seinen Freund Melanchthon diese so wichtige und folgenreiche Scene berichten, welche gleichsam den Wendepunkt seines ganzen nachfolgenden Lebens bildete. „Oft", sagt er in seiner narratio de vita Lutheri, „wenn er aufmerksamer dem Zorne Gottes oder den wunderbaren Strafgerichten desselben nachdachte, ergriffen ihn alsbald solche Schrecken, daß er davon schier vergangen wäre. Und ich habe es selbst gesehen, wie er einmal bei einer Disputation über einen Lehrsatz wegen allzu gespannter Aufmerksamkeit so erschüttert worden, daß er sich in einer nahen Kammer auf das Bett legen mußte, wo er unter Anrufungen des Höchsten häufig wiederholt den Spruch einmischte: „„Gott hat Alles beschlossen unter dem Unglauben, auf daß er sich Aller erbarme"" (Röm. 11, 32.). Inzwischen las er mit Eifer die

Quellen der göttlichen Lehre, nämlich die Schriften der Propheten und Apostel, damit er seine Seele unterrichtete vom Willen Gottes und sicher Zeugniß hätte, seine Gottesfurcht und seinen Glauben zu nähren und zu stärken. Daß er aber diesem Bemühen um so eifriger sich ergab, dazu gaben ihm jene Qualen und Aengsten groß Ursach. Auch erzählte er, daß er im Augustiner-Kollegium zu Erfurt oft durch eines Alten Reden sehr gestärkt worden sey. Denn als er demselbigen seine Gewissensqualen mitgetheilt hatte, so hörte er ihn Vieles reden vom Glauben, erzählte auch, wie er von ihm auf das Hauptstück des Glaubens gewiesen worden sey, in welchem gesagt wird: ich glaube an eine Vergebung der Sünden. Diesen Artikel hatte jener ihm so ausgelegt, daß nicht bloß im Allgemeinen zu glauben sey, daß nur Einige Vergebung erlangten, wie auch die Teufel glauben, daß dem David oder Petrus vergeben werde, sondern der Befehl Gottes sey, daß unser jeder insonderheit glauben sollte, ihm werde seine Sünde vergeben. Diese Auslegung werde auch bestätigt durch den Ausspruch des heiligen Bernhard, indem er ihm eine Stelle zeigte aus der Predigt von der Verkündigung, wo die Worte stehen: „„„Dazu sollst du auch glauben, daß durch ihn dir deine Sünden vergeben werden. Dieß ist das Zeugniß, das der heilige Geist in dein Herz gegeben hat, wenn er sagt: dir sind deine Sünden vergeben. Denn so ist die Meinung des Apostels, daß der Mensch, ohne Verdienst, gerechtfertigt werde durch den Glauben"" (Röm. 3.). Durch diese Rede, sagte Luther, sey er nicht bloß gestärkt, sondern auch erinnert worden, was allenthalben die Meinung Pauli sey, der so oft den Spruch einschärft: Durch den Glauben werden wir gerecht. Da er nun darüber Vieler Auslegung gelesen, so habe er damals erst, sowohl aus des Alten Gesprächen, als auch aus der Tröstung seines eigenen Gemüths, die Nichtigkeit der Erklärungen, die damals im Schwange gingen, bemerkt. Nach und nach, jemehr er die Aussprüche und Beispiele, die in den Propheten und Aposteln aufgeführt werden, las und gegeneinander hielt, und mit täglichem Gebet sich im Glauben bestärket, wurde es vor ihm heller —."

So wurde Luthers Seele an diesem, wie es scheint, so schwachen Faden auf den einzig möglichen Weg der Rettung hingeleitet. Dieser Faden wurde zum starken, unzerreißbaren Bande, an dem er unter allen Stürmen und Kämpfen seines viel bewegten innern und äußern Lebens unerschütterlich festhielt, und das ihn auch in den schwersten, dunkelsten Stunden nicht sinken ließ.

Dieß war die ernste, prüfungsreiche Vorschule seiner künftigen Laufbahn, dieß das läuternde Feuer, aus dem sein Glaube als reines Gold gereinigt und gestählt für das Leben allmälig hervorging. So mußte der Mann, in dem das fast erloschene Licht des Glaubens der Welt aufs Neue aufgehen sollte, nicht allein durch die mühsamsten Forschungen dem ersten Schimmer dieses Lichtes nachgraben, sondern zugleich alle Vorstufen der göttlichen Heilsordnung in lange dauernden, an Verzweiflung grenzenden Bußkämpfen selbst durchleben, um endlich, auf der rechten Höhe angelangt, gleich der Stadt auf dem Berge, für Tausende ein hellstrahlendes Licht zu seyn, das Dunkel der Zeit auf Jahrhunderte zu erhellen.

Drittes Stadium.

Wir sind hiermit bis zu dem Entwicklungspunkte gelangt, von wo aus Luthers inneres Leben diejenige Richtung nahm, in welcher in der Folge sein ganzes Daseyn, Streben und Wirken aufging, und woran er im eigentlichen Sinne des Wortes sein Leben setzte. Allein wir stehen hier erst bei dem ersten Schimmer der Morgenröthe des anbrechenden Tages, beim ersten leisen Durchbrechen der Hülle, welche schon so lange seine Seele verdunkelt. Wir haben darum den fernern Entfaltungsgang dieses Keimes noch weiter und zwar bis zu dem Punkte zu verfolgen, wo ihm aus demselben jene volle Entschiedenheit der Glaubensüberzeugung erwuchs, welche fortan sein ganzes Leben und Wirken bestimmte. Vorläufig jedoch gedenken wir eines Ereignisses, welches auf seine reformatorische Entwicklung späterhin einen nicht zu verkennenden Einfluß übte; wir meinen seine Reise nach Rom, welche er in Angelegenheiten des Augustinerordens übernahm, und worüber die Nach-

richten im Ganzen sehr dürftig sind. Es scheint keineswegs, daß das abschreckende Bild des dortigen Lebens und namentlich die am päpstlichen Hofe herrschende Sittenverderbniß damals schon seinen Glauben an die Würde und Hoheit des Papstes besonders erschüttert, und also negativ zur weitern Entwicklung seiner innern Richtung gedient habe. Und dieß darf uns nicht wundern; denn er war sich bei seiner Richtung auf den freien, allein auf das Wort Gottes begründeten Glauben damals nicht der im Keime darin enthaltenen Konsequenzen und am wenigsten des Widerspruchs bewußt, worin er bei der weitern Durchbildung derselben mit der ganzen Priesterkirche und namentlich ihrem Haupte gerathen mußte. So lange es also an einer bestimmten äußern Veranlassung fehlte, den Gegensatz hervorzutreiben, konnte er Rom und seine Laster sehen, ohne daß sein noch immer tief in der traditionellen Kirche wurzelndes Gemüth in seinem Glauben an die besondere Heiligkeit des Ortes irgend zu wanken begann. Wir sehen ihn vielmehr auch dort in besondern Bußübungen sich abmühen, die Treppen des Vatikans knieend sich hinanschleppen, und seinen doch sonst schon erschütterten Eifer erneuern, durch heilige Handlungen seiner Seligkeit gewiß zu werden. „Es geschah mir zu Rom", sagte er später, „daß ich auch so ein toller Heiliger war, lief durch alle Kirchen und Klüfte, glaubte Alles, was daselbst erlogen ist. Ich habe auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gethan, und war mir dazumal schier leid, daß mein Vater und meine Mutter noch lebten. Denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit meinen Messen und andern trefflichen Werken und Gebeten mehr." Die Eindrücke weltlicher Hoffart, der Ausschweifungen, Laster und Mißbräuche aller Art am Sitze des heiligen Vaters selbst, welche damals von dem Gefühle unbedingter Ehrfurcht vor dem Papstthum niedergehalten wurden, traten erst später, als er aus innern Gründen das ganze Institut für verwerflich erklärte, in ihr rechtes Licht und er erkannte darin erst dann die Wirkungen eines Systems, welches seiner Grundlage nach auf dem Irrthume ruhte. So diente demnach die selbsteigene Anschauung der Römischen Verderbniß allerdings dazu, ihn in der Wahrheit und Richtigkeit seiner Verwerfung des ganzen

Römischen Kirchensystems praktisch zu bestärken. „Nicht tausend Gulden", sagte er, „nehme er darum, daß er Rom nicht sollte gesehen haben."

Für die weitere Entwicklung des einmal angeregten neuen Lebens ist es als ein Ereigniß zu betrachten, daß Luther auf Staupitzens Verwenden an die vom Churfürsten zu Sachsen neu errichtete Hochschule zu Wittenberg zunächst als Lehrer der philosophischen Wissenschaften, der Dialektik und Ethik berufen und angestellt ward. Hier gewann er sofort eine freiere Stellung, konnte der weitern Erforschung der Wahrheit ungestörter nachleben, war im Besitze und ungehinderten Gebrauche aller ihm nöthigen Hülfsmittel und überhaupt so günstig gestellt, wie es für seine weitere Durchbildung nur irgend zu wünschen war. Nach dem, was in seiner Seele vorgegangen war, und wohin nun einmal die Richtung seines ganzen Wesens ging, läßt es sich wohl denken, daß die ihm übertragenen Lehrfächer es nicht waren, wofür er eigentlich lebte, wie er denn auch an Johannes Braun schrieb: „Ich befinde mich durch Gottes Gnade recht wohl, außer daß mir das Studium insonderheit der Philosophie schwer eingeht, welche ich von Anfang her lieber mit der Theologie vertauschen wollen, derjenigen Theologie, meine ich, welche in den Kern der Nuß, in den Mark des Waizens und der Gebeine eindringt." Gleichwohl fanden seine Vorträge hohen Beifall, ein schönes Zeugniß für den Reichthum und die Lebendigkeit seines Geistes, welcher auch den ihm weniger zusagenden Stoff mit Interesse zu behandeln wußte.

Sein Beruf zum Predigtamte an der Schloßkirche zu Wittenberg läßt uns einen eigenthümlichen Blick in seine Seele thun. Der Gedanke, vor einer angesehenen Gemeinde öffentlich aufzutreten, widerstrebte seiner natürlichen Schüchternheit, sein hoher Begriff von der Würde und der Verantwortlichkeit des Amtes, an Gottes Statt mit den Leuten zu reden, seiner Demuth und dem Mißtrauen in seine Kräfte. Von Außen gedrängt und namentlich von Staupitz wiederholt und dringend angegangen, die Stelle anzunehmen, entstand ein heftiger Kampf in seiner Seele. Vergebens versuchte er es, durch Berufung auf seine Unwürdigkeit und Schwachheit das Amt abzulehnen. „Herr Doktor", rief er einmal, „ihr bringt

mich ums Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben"; er mußte den dringenden und wohlbegründeten Bitten sich endlich fügen. Ein schöner und edler Kampf, der eben so sehr für seinen tiefen sittlichen Ernst und seine hohe Ehrfurcht vor dem Göttlichen und Heiligen, wie für sein, aller weltlichen Ehrliebe fremdes, allein durch die edelsten Rücksichten zu bestimmendes Gemüth spricht. Dieselben widerstrebenden Gesinnungen äußerte er, als ihm im Jahre 1512 auf Betreiben Staupitzens die theologische Doktorwürde zuerkannt wurde, wozu der Churfürst die Promotionskosten bezahlte. „Er sey ein schwacher, kranker Bruder", äußerte er, „der nicht lange zu leben habe, man solle sich nach tüchtigen und gesunden Leuten umsehen."

Als Baccalaureus der Theologie, welche Würde er schon vorher erlangt, hatte er sich das Recht erworben, theologische Vorträge an der Universität zu halten, und war somit in diejenige Lehrstellung eingetreten, welche er sich gleich anfangs bei seinem Rufe an die Wittenberger Hochschule gewünscht. Nun konnte er der studierenden Jugend sein eigenthümliches Lebenselement nach seiner bis dahin gewonnenen Ueberzeugung darlegen, und eben so sehr fand er sich bei dieser Stellung veranlaßt, durch das sorgfältigste Studium der Propheten und des Evangeliums dem Kern der Wahrheit weiter nachzuforschen. Dieß Alles betrieb er mit einem so unausgesetzten Eifer, daß er sich kaum einige Augenblicke der Erholung gönnte. Seine Lehrvorträge machten so viel Aufsehen und fanden so ungewöhnlichen Beifall, daß man schon damals bedeutsame Wirkungen für die Zukunft daraus entnahm. „Der Mönch", sagt der gelehrte Doktor Mellerstadt, „wird alle Doctores zu Schanden machen, und eine neue Lehre aufbringen und die ganze Römische Kirche reformiren; denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schriften und stehet auf Jesu Wort; das kann Keiner weder mit Philosophei, noch Sophisterei umstoßen und widerfechten."

Der Geist, in dem er lehrte, seine unbefangene und lebendige Auffassung des göttlichen Wortes, auf der selbsterfahrenen Kraft desselben ruhend, erschienen eben so neu als ergreifend. Die Unfruchtbarkeit und Dürre der mittelalterlichen

Scholastik, welche in inhaltleeren Verstandesbegriffen den Geist zu fesseln noch immer vergebens sich abmühte, lastete damals noch schwer wie auf den meisten übrigen Disciplinen, so auch auf der Theologie, wie sie damals auf den Hochschulen gelehrt ward. Luther, bei seiner eben so gemüthreichen als geistesfreien und kräftigen Natur, fühlte den Druck dieses todten Formalismus als ein wesentliches Hemmniß für jede freiere Erhebung des Geistes, er fühlte ihn um so tiefer, jemehr sein Geist an der lebendigen Schriftwahrheit sich nährte und stärkte. Treu seinem als Doktor der Theologie abgelegten Eide: „er wolle die heilige Schrift sein Leben lang predigen und den christlichen Glauben wider alle Ketzer vertreten", legte er sich mit verstärktem Eifer auf das Studium der heil. Schrift und der Kirchenväter. In demselben Maße trat er immer entschiedener gegen die blinde Hochschätzung des Aristoteles und des ganzen scholastischen Treibens auf, und zeigte mit überzeugender Klarheit, wie „der Propheten und Apostel Schrift, die aus Gottes Munde hervorgegangen ist, sicherer, gründlicher, gewisser sey, denn alle Schultheologie." Mochte dieser mit Ernst und Entschiedenheit betretene Weg den scholastischen Theologen mißfallen, und die freiere Richtung schon damals hin und wieder Anstoß erregen, gewiß ist, daß Luthers Geist der ganzen Hochschule ein neues Leben einhauchte und daß er eine Wiedergeburt in der Kultur der Wissenschaften und namentlich der theologischen hervorrief, der die Studierenden mit Begeisterung sich hingaben, und welche ihr Licht gar bald über die Grenzen ihrer ersten Pflegestätte verbreitete.

In wie mannichfacher Weise Luthers Thätigkeit ganz im Gegensatze zu seinem frühern einsamen Klosterleben jetzt in Anspruch genommen ward, geht aus einem Briefe hervor, den er im Jahre 1516 an Johann Lange schrieb, zu einer Zeit, wo er sich aufs eifrigste mit dem Studium der Bibel beschäftigte: „Ich bin Prediger des Klosters, verrichte das geistliche Amt bei Tische, werde täglich als Prediger in der Parochie in Anspruch genommen, bin Regens des Studiums, ich bin Vicarius, das ist elffacher Prior, habe mit der Besorgung der Fische zu thun, verwalte die Herzbergischen Sachen zu Torgau, erkläre die Paulinischen Schriften und den Psalter und

bringe noch die meiste Zeit mit Briefschreiben zu." Welch eine reiche Uebungsschule für die Ausbildung seiner Kräfte in so mannichfacher und besonders auch in praktischer Beziehung.

Höchst wichtig war für ihn in dieser Hinsicht die Visitation der Augustinerklöster, welche ihm von Staupitz während dessen Abwesenheit mit ausgedehnten Vollmachten übertragen wurde. Hier bot sich ihm eine neue Gelegenheit dar, sein praktisches Talent zu üben und schwierige Verhältnisse zu beurtheilen, seine Menschenkenntniß zu bereichern, verwickelte Geschäfte zu erledigen, zugleich aber auch von den Gebrechen und Mißbräuchen des Klosterlebens sich selbst zu überzeugen und für ihre Abstellung zu wirken. Die Art, wie er verfuhr, wenn die Umstände strengere Maßregeln erheischten, gleicht ganz dem Ernste und der Milde seiner Gesinnung. Als Beispiel möge sein Verfahren in Bezug auf die Wirren dienen, welche im Kloster zu Neustadt ausgebrochen waren. Hier war die Eintracht gestört und die Mönche lebten in stetem Hader mit ihrem Vorgesetzten. Ein solcher Zustand konnte nicht dauern, und es blieb kein anderes Mittel übrig, als den Prior von seiner Stelle zu entfernen. Luther begleitete seine Absetzung mit folgenden Worten: „Beklage dich nicht, daß ich dich ungehört verurtheile und deine Entschuldigungen nicht erwogen habe. Ich glaube ganz und gar, daß du Alles mit bester Absicht gethan, was du gehandelt hast, und ich kann mir gar nicht denken, daß du die Ursache des Streites auf eine böswillige Art herbeigeführt hast. Du hast so viel gethan, als du Gnade empfangen hast; dafür sage ich dir Dank und mißfallen mir alle deine Brüder, wenn sie dir nicht auch Dank sagen. Aber damit mußt du dich trösten, daß es nicht genug ist, ein guter und frommer Mann seyn für sich selbst, sondern er muß auch in Frieden und Eintracht mit Andern zu leben wissen. Oft mißfallen und werden mit Recht verworfen die besten Werke, damit der Friede erhalten werde, wie viel mehr müssen Diejenigen dem Frieden nachstehn, welche zwar in der besten Absicht geschehn, wodurch aber die Eintracht gestört wird."

Wenn wir uns, den Bildungsgang Luthers während seines theoretisch-praktischen Berufswirkens zu Wittenberg über-

schauend, der Zeit nähern, wo er in Folge seines bereits gewonnenen Glaubensstandpunktes gegen die Mißbräuche der Römischen Kirche, deren Grund allerdings in ihrem Systeme lag, öffentlich auftrat, so führen wir nun noch einige Belege dazu an, wie weit jener innere Bildungsgang, aus dem jene Gegenwirkung hervorging, damals schon gediehen war. Das Wesen desselben bestand in dem allmäligen Herauswachsen aus dem kirchlich gesetzlichen Zustande zur Freiheit des Glaubens, als einzigen und wahren Grundes unserer Rechtfertigung vor Gott und unserer Seligkeit. War er durch alle Hemmnisse und Wirrnisse, welche Gewohnheit, Herkommen, Mönchsstand, kirchliche Praxis ihm entgegenstellten, zu dieser festen Ueberzeugung gelangt, so war er ganz der Mann, dieselbe gegenüber allen Angriffen und allem Widerstande von Außen aufrecht zu erhalten. Wie weit er nun kurz vor dem Thesenstreite in dieser Ueberzeugung bereits gelangt war, entnehmen wir unter Anderm aus einem Schreiben an Spenlein und aus einem Briefe vom Jahre 1516 an den churfürstlichen Hofprediger Spalatin. In jenem heißt es: „Uebrigens wünsche ich zu wissen, wie es um deine Seele stehe, ob sie nicht endlich, der eigenen Gerechtigkeit überdrüssig, sich an der Gerechtigkeit Christi erquicken und auf diese vertrauen lerne, denn zu unserer Zeit glüht die Versuchung der leeren Einbildung in Vielen und hauptsächlich in Denen, welche sich aus allen Kräften bestreben, gerecht und fromm zu seyn; aber da sie nichts wissen von der Gerechtigkeit Gottes, die uns in Christo überschwenglich und umsonst geschenkt worden ist, suchen sie in sich selbst so lange gute Werke zu thun, bis sie sich bereden, vor Gott gleichsam mit Tugenden und Verdiensten geschmückt zu stehen, was doch unmöglich ist. Du bist bei uns gleichfalls in diesem Wahn, ja Irrthum gewesen und ich nicht minder, aber nun streite ich wider diesen Irrthum, habe ihn aber noch nicht völlig besiegt. Darum, lieber Bruder, lerne Christum und zwar den Gekreuzigten, lerne ihm lobsingen und an dir selbst verzweifelnd sprechen: Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde; du hast das Meine angenommen und mir das Deine gegeben; du hast angenommen, was du nicht warst, und mir verliehen, was

ich nicht war. Hüte dich, je nach solcher Reinheit zu streben, daß du dir nimmer als Sünder erscheinen, ja kein solcher mehr seyn willst, denn Christus wohnt nur in den Sündern; darum nämlich ist er vom Himmel, wo er unter Gerechten wohnte, herabgekommen, um auch unter Sündern zu wohnen. Diese seine Liebe betrachte andächtig, alsdann wirst du den süßesten Trost davon empfinden. Denn wenn wir durch unsere Arbeiten und Leiden zur Gewissensruhe gelangen könnten, warum wäre er denn gestorben? Darum wirst du nur in ihm durch zuversichtliches Verzagen an dir und deinen Werken Frieden finden; überdieß wirst du von ihm selbst lernen, wie er dich aufgenommen und deine Sünden zu den seinigen, so wie seine Gerechtigkeit zu der deinigen gemacht hat" u. s. w. In dem Briefe an Spalatin tritt er gegen die Weise auf, in welcher Erasmus die Gerechtigkeit des Gesetzes bei Paulus verstand; sie sey, behauptet Luther, nicht bloß von der Beobachtung der heiligen Gebräuche, sondern von der Erfüllung des ganzen Gesetzes zu verstehen, so daß, wenn Paulus sagt, daß die Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetze komme, der ganze Dekalog hierunter mitbegriffen sey. „Denn wir werden nicht, wie Aristoteles meint, gerecht durch rechtmäßige Handlungen, durch Rechtthun, sondern, nachdem wir gerecht geworden sind, thun wir das Rechte; erst muß die Person geheiligt seyn, dann die Werke." Wir sehen ihn hier schon bei derjenigen Ueberzeugung angelangt, aus welcher, als im Widerspruche mit den Fundamenten des Römischen Kirchengebäudes, seine ganze reformatorische Thätigkeit organisch hervorging. Jenen Widerspruch mit allen seinen Folgen hat Luther damals wohl kaum entfernt geahnt, und schwerlich wäre daraus so bald ein offener Konflikt mit der Kirche hervorgegangen, wenn nicht kurz darauf ein Fall eingetreten wäre, der denselben nothwendig zum Ausbruch führen mußte.

Wie es nämlich im Guten wie im Bösen zu geschehen pflegt, daß, wenn eine bestimmte Sinnesrichtung im Menschen einmal Wurzel gefaßt, es selten oder nie an Veranlassung fehlt, dieselbe auch äußerlich zu bethätigen, so geschah es auch hier. Wir haben gesehen, bis zu welchem Grade der Evidenz die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der gesetzlichen Werke

zur Erlangung der Seligkeit in Luther bereits gediehen war. Da tritt nun der Fall ein, daß grade in seiner unmittelbaren Nähe unter kirchlicher Sanktion mit solchen Werken der empörendste Mißbrauch getrieben wird. Mit Geld soll man Sünden abkaufen, Seelen aus dem Fegfeuer erretten können! Wie mußte ein so schnöder Unfug auf die Seele des Mannes wirken, der es bereits so klar erkannt und so tief empfunden, wie die innere Herzensbuße und der Glaube allein zu Gott führen und Vergebung der Sünden wirken! Er konnte zu einem Werke nicht schweigen, das ihm als Frevel an der Wahrheit erschien, besonders als er die Folgen desselben an der Gleichgültigkeit seiner eigenen Beichtkinder gegen die wahre Buße wahrnahm. Vergebens um Abstellung eines so argen Mißbrauchs bemüht, tritt er in der Kirche zu Wittenberg öffentlich dagegen auf, und schreibt seinen Sermon wider den Ablaß, worin er schon offen aussprach, daß göttliche Gerechtigkeit keine andere Pein oder Genugthuung von dem Sünder fordere, denn allein seine wahre Reue und Bekehrung mit Fürsatz, fürder das Kreuz Christi zu tragen und die obgenannten Werke zu üben, und gesteht, daß er nicht wisse und auch nicht glaube, daß die Seele durch den Ablaß aus dem Fegfeuer gezogen werde. Hätte diese seine klare Auseinandersetzung, die er ganz auf die Schrift gründete, bei der Römischen Partei nur irgendwie gefruchtet, so würde er bei seiner natürlichen Scheu, etwas wider die Kirche zu unternehmen, oder gar der päpstlichen Heiligkeit zu nahe zu treten, sich aller weitern Schritte enthalten haben. Da er aber von Tetzel und seinen Anhängern aufs heftigste angegriffen, ein Erzketzer gescholten und gar mit dem Feuertode bedroht ward, und von keiner Seite auf seine ernstlichen Bemühungen irgend etwas geschah, dem Unfug zu steuern, so konnten endlich keine natürliche Schüchternheit und keine äußern Rücksichten seinen innern Wahrheits- und Gewissensdrang weiter zurückhalten; er trat mit seinen fünfundneunzig Thesen wider den Ablaß, worin er die völlige Entbehrlichkeit der kirchlichen Indulgenzen nicht allein, sondern auch ihre Unverträglichkeit mit der wahren Buße und Reue, als vollgenügenden, innern Bedingungen der Seligkeit, mit klaren Worten darthat, öffentlich hervor, ganz

seiner Ueberzeugung gemäß, daß der Gerechte nicht aus seinen Werken und dem Gesetze, sondern durch den Glauben an Christum selig werde. Uebrigens ward der Glaube im Gegensatze zu den Werken noch nicht besonders hervorgehoben, wohl aber die Predigt und das Wort Gottes. Die päpstliche Autorität ward im Ganzen anerkannt, und er unterscheidet im 71. und 72. Satze ausdrücklich zwischen Dem, der wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, den er einen Fluch, und Dem, der wider des Ablaßkrämers muthwillige und freche Worte auftrete, den er gebenedeit nennt. Dagegen heißt es im 52. Satze: „durch Ablaßbriefe vertrauen selig zu werden, ist ein nichtig und erlogen Ding", obgleich der Kommissarius (der Ablaßkrämer), ja der Papst selbst seine Seele dafür zum Pfande setzen wollte, und eben so ausdrücklich erklärt er sich gegen die Gewalt des Papstes über das Fegfeuer.

Es ist interessant, in diesen Thesen den gleichsam ruckweise fortschreitenden Bildungsgang Luthers zu beobachten. Wir erkennen darin im Ganzen seine bis dahin gewonnene Glaubensüberzeugung; denn nur von dieser heraus konnte seine Verwerfung des Ablaßwesens hervorgehen; allein wir entnehmen daraus nicht weniger, wie dieselbe gegenüber dem Kirchendogma namentlich von dem Ansehen der Römischen Kurie noch keineswegs durchgebildet war, denn wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses will er durchaus nicht geredet haben, sondern nur gegen die Ablaßprediger tritt er auf, als ob dieselben ihre Instruktionen überschritten und auf eigene Hand gehandelt hätten, der Papst aber meine mit den Worten „vollkommene Vergebung aller Pein" nur diejenige, die er selbst habe auferlegt. So sehen wir ihn gleichsam aus übergroßer Scheu, dem päpstlichen Ansehen irgend zu nahe zu treten, der Lehrpraxis der Kirche einen Sinn unterlegen, der der wahren Meinung derselben keineswegs entsprach. Nur in dem weitern Entwicklungskampfe, der durch den Thesenstreit veranlaßt wurde, konnte er bis zu den letzten Konsequenzen seiner einmal eingeschlagenen Glaubensrichtung gelangen. Aber grade die Absichtslosigkeit in dieser seiner Fortbildung und die Unbefangenheit, kraft welcher er wie bewußtlos, ja wider seine tradi-

tionell kirchlichen Gefühle zur Wahrheit gleichsam fortgerissen wurde, zeigen seine tiefe Ehrfurcht vor der Macht der Wahrheit.

Eben so unerwartet für ihn war der Eindruck, den diese Sätze bald in den weitesten Kreisen hervorriefen, eben so ungeahnet der Kampf, der hierdurch hervorgerufen ward. In wenigen Wochen durchliefen sie ganz Deutschland und gelangten eben so schnell nach Rom. Wie wenn ein Brennstoff, der sich längst im Stillen gesammelt, plötzlich, durch einen Funken berührt, zur hellen Flamme auflodert, so wurde durch diese Sätze nach allen Seiten hin eine lange vorbereitete Bewegung der Geister erzeugt, die eine eben so bedeutungsreiche Zukunft verhieß. Tausenden, deren Bedürfniß und Bildungsstand in der bestehenden Kirche längst keine Befriedigung mehr fand, und die auf eine bessere Zukunft hofften, ertönte diese Stimme wie eine Freudenbotschaft, ihre übereinstimmenden Gesinnungen offen an den Tag zu legen. „Hoho", rief der fromme Dr. Fleck, als er diese Kunde vernahm, freudig aus, „der wird's thun; er kommt, auf den wir so lange gewartet haben", und so fing bereits auch Staupitzens Wort, daß dieser Mönch eine neue Lehre aufbringen und die ganze Kirche reformiren würde, an, in einer bedeutsamen Weise zur Wahrheit zu werden. Allein eben so natürlich war die heftige Reaktion von Seiten der Kirche, welche die Sicherheit ihres Bestandes in Gefahr sah, eben so unausbleiblich der Widerstand, den Alles, was in derselben sich groß, klug und gelehrt dünkte, dagegen erhob. Und so entspann sich denn allmälig jener großartige Kampf, aus dem als Endresultat die Trennung eines großen Theils der Christenheit von der Römischen Kirche hervorging und als dessen Seele der Held dieser Blätter erscheint.

Ihm durch alle Stadien dieses großen Kampfes zu folgen, kann nach der uns gestellten Aufgabe nicht in unserer Absicht liegen. Unserer Aufgabe gemäß haben wir nur diejenigen Momente hervorzuheben, welche den weitern Fortschritt auf der Entwicklungsbahn seiner Glaubensrichtung bis zu dem Punkte bezeichnen, wo wir diese Richtung dem Wesen nach als zum Abschluß gelangt, als den Grundfaktor seines ganzen künftigen Lebens betrachten dürfen.

Zunächst regte die Beantwortung der durch die Thesen hervorgerufenen, zum Theil im unwürdigsten Tone abgefaßten Gegenschriften Luthers ganzen Eifer und seine ganze Thätigkeit auf. Besonders verdroß ihn die plumpe und drohende Weise, in welcher Tetzel gegen ihn auftrat, und wir sehen seine starke und kräftige Natur in derben Aeußerungen gegen die angedrohten Ketzergerichte sich Luft machen. „Mein gnädiger Gott und Vater wolle mir's verzeihen", sagte er in der Vertheidigung seines Sermons vom Ablasse, „daß ich zu Spott aller Ehre, die nicht dein ist, auch eins trotzen möge gegen meine Baaliten. Hier bin ich zu Wittenberg Doktor Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen verdünke, den lasse ich wissen, daß er habe sicher Geleit, offene Thor, frei Herberg und Kost darinnen." In gleicher Weise antwortete er dem Dominikaner Hoogstraten, der Luther ohne Weiteres den Flammen zu übergeben rieth, und den er einen Bluthund nennt. Hier tritt schon jene Reizbarkeit, wo es Wahrheit galt, jener kühne Trotz hervor, den er später oftmals den brutalen Angriffen seiner Widersacher entgegensetzte. Seine ganze, sonst schüchterne Seele empörte sich, wenn er sah, wie, was ihm theuer, schwer erkämpfte Wahrheit war, unwiderlegt durch Gewaltthat und Feuer sollte unterdrückt werden, und wenn seine Aufwallungen in dieser Beziehung auch manchmal das Maß überschreiten, so scheint der Widerstand, den er fand, in jener vergleichungsweise so derben Zeit nur durch eine Kraft besiegbar, die in ihrer Fülle freilich auch leicht überwallen konnte. Dagegen zeigt er sich bereit, sich jeder Strafe zu unterziehen und selbst den Tod zu leiden, wenn er des wirklichen Abfalls von der göttlichen Wahrheit und der Ketzerei überführt werde.

Merkwürdig übrigens und unerwartet und wiederum ganz seiner Natur gemäß ist, was in Luthers Seele vorging, als er zu seinem Erstaunen und fast zu seinem Schrecken sah, welches Aufsehn und welche Bewegung durch diesen Streit selbst bei den höchsten kirchlichen und weltlichen Behörden angeregt ward. Gerne wäre er seiner natürlichen Neigung nach wiederum vom Schauplatze abgetreten und in die Dunkelheit seines frühern Lebens zurückgekehrt, wenn seine Feinde ge-

schwiegen und ihn mit ihren fernern Angriffen verschont hätten. Dieß hat er offen und wiederholt erklärt. „Mir genügt", schrieb er in dieser Zeit an Staupitz, „mein süßer Erlöser und Versöhner, mein Herr Jesus Christus, dem ich singe, so lange ich lebe. So aber Jemand nicht mit mir singen will, was geht's mich an? Beliebt es ihm, so heule er bei sich selbst allein." Doch allein, in der Stille und Verborgenheit seinem Herrn zu singen, war ihm nicht zugedacht. Er sollte hervor auf den Plan, da er doch lieber in einem Winkel seine Tage vollbracht. Und wohl war es nicht allein seine Scheu vor allem Aufsehn und der Berührung mit der Welt, die ihm diese Wünsche eingab, er fürchtete sicher damals auch, durch sein ferneres Auftreten eine bedenkliche Erschütterung in der Kirche hervorzurufen.

Darum zeigte er sich auch so geneigt, sich mit dem Papste zu versöhnen, und schrieb in dieser Stimmung jenen so unterwürfigen Brief vom 30. Mai 1518 an Leo X., worin er ihm seinen ungeschwächten Glauben an die Autorität des Römischen Stuhles und seine Bereitwilligkeit zur Versöhnung erklärt. Er stellt in diesem Schreiben den ganzen Handel so dar, als sey, was in Bezug auf den Ablaß geschehen, ohne des Papstes Wissen und Wollen geschehen; er sey allerdings dagegen aufgetreten, aber nicht in der Form von Lehrsätzen, sondern von Thesen, worüber sich weiter reden lasse. Widerrufen könne er freilich nicht, aber er sey wider seinen Willen dem Urtheile der Welt bloßgestellt, nennt sich ungelehrt, arm an geistigen Gaben, unerfahren und solcher hohen Dinge zu gering; er ruft des Papstes Schutz an, gesteht seine Ehrfurcht vor seiner Macht und schließt mit den Worten: „Derohalben, glückseligster Vater, werfe ich mich deiner Heiligkeit zu Füßen mit Allem, was ich bin und habe; gib Leben, tödte, rufe, widerrufe, billige, verwerfe, wie das dir gefällt. In deiner Stimme erkenne ich die Stimme Christi, der durch dich handelt und redet; habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht, zu sterben. Denn die Erde ist des Herrn und Alles, was darinnen ist; er sey hochgelobt in Ewigkeit. Amen."

Aus diesem merkwürdigen Schreiben Luthers an Leo X., den er freilich wegen seiner Gesinnung hochschätzte, ersehen

wir recht, wie tief er durch frühe Gewöhnung, Erziehung und Lebensgang im Römischen Kirchensysteme wurzelte, wie schwer es ihm einging, etwas im Widerspruche mit dem Haupte desselben zu glauben und zu behaupten, und wie groß überhaupt seine Scheu war, etwas zu unternehmen, wodurch die kirchliche Theorie erschüttert werden konnte. Wir sehen ihn hier noch ein Mal, aber auch zum letzten Male als unterwürfigen Sohn der Kirche, dem es nicht bewußt war, wie er in seinem Innern schon mit dieser Kirche gebrochen und daß eine Versöhnung ohne Widerruf nicht möglich war. Aber schon bald mußte er es fühlen, wie er in seiner Unterwürfigkeit zu weit gegangen war, denn er sah es von Tag zu Tag mehr ein, wie sehr er es bei diesem ganzen Handel mit Rom selbst zu thun habe, und wie sehr er sich getäuscht, wenn er von dorther auch nur einen Schein der Anerkennung seiner Bestrebungen erwartete, wie er denn auch später seine große Schwachheit und Unwissenheit gesteht, dem Papste in vielen und hohen Artikeln so viel eingeräumt und überhaupt mit so großer Furcht und Aengstlichkeit gehandelt zu haben. Schon daß der hochangesehene Sylvester Prierias zu Rom bald darauf gegen ihn schrieb und, um ihn zu widerlegen oder vielmehr zu betäuben, das Ansehn des Papstes auf eine ungebührliche Weise erhob, mußte ihn in seiner Hoffnung, mit Rom ein gütliches Abkommen zu finden, mehr und mehr enttäuschen, und wir vernehmen in seiner Antwort auf jene Schrift Aeußerungen, welche, wenn auch nur bedingungsweise ausgesprochen, doch über seine veränderte Ansicht keinen Zweifel lassen. „Hält und lehrt man“, sagt er, „öffentlich dermalen zu Rom mit Wissen und Verhängniß des Papstes und der Kardinäle (als ich nicht hoffe), so sage und bekenne ich öffentlich mit dieser Schrift, daß der wahrhaftige Antichrist sitze im Tempel Gottes und regiere zu Rom, in der rechten Babylon, bekleidet mit Scharlacken und Rosenfarb, und daß der Römische Hof des Satans Synagog und Schule sey.“ Er gesteht es offen, daß, wenn diesem Unwesen nicht Einhalt gethan werde, er es ferner mit der Römischen Kirche sammt Papst und Kardinälen nicht zu halten denke. Hierbei mag denn die Erinnerung an dasjenige, was er früher in Rom mit eigenen Augen gesehen, ihn in seiner Ansicht

nicht wenig unterstützt haben, wie denn überhaupt das ganze Bild des dortigen Lebens, das er früher durch den Schleier seiner unbedingten Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhle sah, mit der Umgestaltung seiner ganzen Ueberzeugung allmälig erst in das rechte Licht trat.

Diese Umgestaltung, zu deren folgerechter Durchführung er von Außen immer mehr gedrängt ward, war, als der Bruch unvermeidlich ward, wiederum von einem schmerzlichen Seelenkampfe begleitet, der bei der Tiefe und Lebendigkeit seiner Gefühle ihn oft in die peinlichste Verlegenheit setzte. Wie die Wahrheit neben der einigenden auch ihre abstoßende Kraft äußert, so mußte sein erwachendes Bewußtseyn von der Unhaltbarkeit des ganzen Römischen Systems in empfindlicher Weise gegen die von Jugend auf genährten Gefühle der Pietät und der Ehrerbietung, namentlich gegen den heiligen Vater selbst, anstoßen. Wie schwer ging es ihm ein, dieselben ganz zu verleugnen! Indem er, jetzt sich demüthigend vor dem Römischen Stuhle, dann wieder über seine Macht sich erhebend, je nach seinen wechselnden Stimmungen bald seinem traditionellen Kirchenglauben, bald im Widerspruch mit demselben seiner sich entwickelnden Ueberzeugung zu viel gethan zu haben meinte, gerieth er in einen peinlichen Gewissenskonflikt, der um so schwerer für ihn war, als er allein stand und eigentlich Niemand zur Seite hatte, an dem er irgend eine sichere und feste Stütze fand. Ueber diesen Zustand äußert er sich später in folgenden Worten: „Was und auf welche Weise mein Herz dasselbe erste Jahr erlitten und ausgestanden habe, und in waserlei Demuth, die nicht falscher, noch erdichteter, sondern rechter Art war, wollte schier sagen, Verzweiflung, ich da schwebte, da wissen die sichern Geister wenig von, die hernach des Papstes Majestät mit großem Stolz und Vermessenheit angriffen. Ich aber, weil sie mir zuschauten und Alle in der Gefahr ließen stecken, war nicht so fröhlich, getrost und der Sache gewiß, denn ich wußte viel nicht, welches ich Gottlob nun weiß."

Zum Glück war die ganze Art und Weise, wie Rom und seine Diener Luthern entgegentraten, ganz geeignet, diesen seinen schweren innern Kampf zu einem schnellern Abschluß zu

bringen, als er wohl selbst erwartet. Die Angriffe von dieser Seite waren zum Theil so plump, die Gründe, die man seinen Sätzen entgegenstellte, so seicht, und die Absicht gewaltsamer Unterdrückung trat so grell ans Licht, daß die traditionellen Eindrücke, die ihm eine Zeit lang so hart zugesetzt, immer mehr in den Hintergrund traten und einer muthigen und entschiedenen Anfassung seiner Glaubensideen mit allen ihren Konsequenzen Platz machten.

Dazu mußten zunächst seine Verhandlungen mit dem päpstlichen Legaten Cajetan zu Augsburg führen, wohin er von Rom aus zu seiner Verantwortung beschieden ward, nachdem seine Gönner mit vieler Mühe seine Vorladung nach Rom selbst, worauf der Papst anfangs bestand, verhindert. Den Warnungen seiner Freunde vor den ihm drohenden Gefahren setzte er das schöne Wort entgegen: „Je mehr sie drohen, je mehr getrost bin ich; mein Weib und Kinder sind versorgt; Acker, Haus, Vermögen sind bestellt; Ehre und Name werden schon zerrissen; es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib; wenn sie ihn nehmen, so werden sie mich um eine oder ein Paar Stunden Lebens ärmer machen. Die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Das Wort Christi ist mit dem Tode erkauft, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es erhalten worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden.” Vor dem Kardinal stehend, war er aber weder durch Freundlichkeit zu gewinnen, noch durch Drohungen zu schrecken und sah gar bald ein, daß es allein um eine unbedingte Unterwerfung unter die Römische Kirchenlehre zu thun war. Er hält seine Sätze aufrecht, daß das Verdienst Christi kein Schatz des Ablasses und zum würdigen Genusse des Sakraments der Glaube nothwendig sey. Widerrufen will er nicht; dazu ist er zu sehr von der in Gottes Wort begründeten Wahrheit seiner Ueberzeugung durchdrungen, dazu war sie zu schwer erkämpft; doch erbot er sich demüthig zu schweigen, wenn auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. Da dieses nicht bewilligt ward, so verweigerte er es ebenfalls und so konnte er sich zuletzt noch Glück wünschen, den feindseligen Absichten des Kardinals durch die Gunst seiner Augsburger Freunde heimlich zu entgehen, nachdem er noch vorher eine

Appellation aufgesetzt, mit der Bitte, ihm förmliche Untersuchung und sichere Vertheidigung seiner Sache zu gewähren.

Welchen Eindruck mußte nun ein solches Verfahren auf Luthers Seele machen? Es mußte ihm die Ueberzeugung geben, daß mit Rom kein Vertrag zu schließen sey und daß ihm ferner nur zwei Wege offen blieben, entweder unbedingte Unterwerfung und Widerruf oder Kampf auf Leben und Tod.

Höchst peinlich, aber auch wiederum gefaßt erscheint seine Stimmung nach seiner Rückkehr nach Wittenberg, da der Kardinal dem Churfürsten geschrieben, Luther entweder nach Rom zu schicken, oder ihn des Landes zu verweisen. Es machte ihm Sorge und that ihm wehe, den Churfürsten seinetwegen in Verlegenheit zu sehen, und er zeigte sich bereit, das Land zu verlassen, wiewohl er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Dabei erwartete er täglich den Bannfluch von Rom. „Darum", schreibt er an Spalatin d. 25. Nov. 1518, „bringe ich Alles in Ordnung, damit, wenn er kommt, ich gerüstet und gegürtet bin, mit Abraham zu ziehen, und weiß nicht wohin, doch ich weiß aufs allergewissesste wohin, denn Gott ist überall; doch will ich einen Abschiedsbrief zurücklassen. Sieh du zu, daß du den Muth hast, zu lesen die Epistel eines Vermaledeiten und Verbannten." So erscheint er ganz gefaßt und war auf dem Punkte, das Land zu verlassen, als sich die Umstände wieder zu seinen Gunsten gestalteten, indem das Gesuch des Kardinals vom Churfürsten abgelehnt wurde.

So wogte es nun in Bezug auf seine Stellung zum Römischen Stuhle und seine Zukunft in seinem Innern noch fortwährend auf und nieder. Bald fuhr es ihm wie ein Blitz durch die Seele, daß sich eine große und ernste Zukunft vorbereite, und er konnte in solcher Stimmung die Worte an einen Freund niederschreiben: „Meine Feder geht schon mit viel größern Dingen schwanger; ich weiß selbst nicht, woher mir jene Gedanken kommen; die Sache hat noch nicht einmal ihren rechten Anfang genommen meines Bedünkens, so viel fehlt, daß meine Römischen großen Herren schon auf das Ende hoffen. Ich will dir meine Einfälle schicken, daß du siehst, ob ich recht prophezeie: daß der rechte Antichrist nach Paulus in der Römischen Kurie herrschet und schlimmer

ist, als der Türke. Das getrau' ich mir beweisen zu können."
Als hierauf der päpstliche Kämmerer, Karl von Miltitz, die Sache auf eine begütigende Weise zum Ende zu führen erschien, zeigt er sich ganz bereit, auf dessen Vorschläge einzugehen, und verlangt vom Papste einen gelehrten Bischof, der ihn mit Gründen des Irrthums überführen könnte. Er will die Sache, wie er an den Churfürsten schreibt, „sich selbst zu Tode bluten lassen", er will selbst päpstlicher Heiligkeit schreiben, sich ganz demüthig unterwerfen, bekennen, wie er zu hitzig und zu scharf gewesen, ohne jedoch der Römischen Kirche zu nahe getreten zu seyn; auch will er einen Jeden ermahnen, der Römischen Kirche gehorsam und ehrerbietig zu seyn. Doch spricht er auch seine Besorgnisse aus, daß der Papst keinen Richter über sich leiden werde: nun so werde er auch des Papstes Urtheil nicht leiden, daß der Papst Text mache und er ihn glossiren solle. Er will gern Alles thun, Alles leiden, damit er nur nicht mehr aufzustehen brauche, schließt jedoch mit den Worten: „aus der Revokation wird nichts".

In dem demüthigen Schreiben, welches er unter dem 3. März 1519 an Leo abgehen ließ, gesteht er, die Macht des Zornes Sr. Heiligkeit nicht ertragen zu können, ferner sein Bedauern, daß seine Bemühungen gemißdeutet würden, daß aber ein Widerruf bei der weiten Verbreitung seiner Schriften nichts nützen könne; er bekennt nochmals seine hohe Ehrfurcht vor Sr. Heiligkeit und der Römischen Kirche, die er nie Willens gewesen anzugreifen; er verspricht wiederum, die Materie vom Ablasse ganz ruhen zu lassen, wenn seine Gegner ebenfalls schwiegen, in einer herauszugebenden Schrift die Kirche in Schutz zu nehmen und wegen früherer Heftigkeit sich zu rechtfertigen.

So schien nun dennoch die bereits so scharf gespannte Sehne des Bogens allmälig zu erschlaffen, wenigstens von Luthers Seite so bald kein neuer Angriff bevorzustehen, wenn seine Gegner ihn nur irgend schonen würden. Allein da er der Wahrheit seiner Ueberzeugung im Wesentlichen Nichts zu vergeben, auch für die Zukunft nicht zu vergeben dachte, so konnte er gegen neue Angriffe nicht gleichgültig seyn und stand immer gerüstet allen Denen gegenüber, die derselben irgend zu

nahe treten würden. Daß aber auch seine Widersacher schweigen und den angeregten Handel auf sich würden beruhen lassen, war nicht anzunehmen. Was eben in der Priesterkirche sich groß und vornehm, klug und gelehrt dünkte, gefiel sich darin, Luthern eine weitere Niederlage zu bereiten und sein mit Neid und Unwillen beobachtetes Beginnen so viel möglich der öffentlichen Verachtung Preis zu geben.

Unter diesen stand Doktor Eck oben an. Durch ihn wurde der nächste Impuls zur Wiederaufnahme des Kampfes, somit zur schnellern Durchführung des begonnenen Werkes gegeben, als es unter andern Umständen irgend denkbar ist. Eck war schon früher mit einer Streitschrift zum Behufe einer öffentlichen Disputation, angeblich mit Karlstadt, hervorgetreten. Seine dreizehn Thesen waren gegen Luthers Sätze vom Ablaß gerichtet, und die letzte behauptete das unbedingte, von Petrus herzuleitende Ansehen des Papstes als Nachfolgers Petri und Statthalters Christi. Darauf konnte ein Mann wie Luther freilich nicht schweigen, und seine offene Seele erfüllte es mit gerechtem Unwillen, daß Eck, indem er ihn meinte, zunächst gegen Karlstadt auftrat. Er antwortete gleichfalls in dreizehn Thesen, worin er besonders die Behauptung Ecks vom Ansehen der Päpste angriff. Unter diesen Umständen mußte er es für eine unwürdige Feigheit halten, sich von der zu diesem Zwecke zu Leipzig abzuhaltenden Disputation, bei welcher Eck auf einen glänzenden Sieg über seine Gegner rechnete, zurückzuziehen. Wie er den ganzen Handel betrachtete, erhellt am besten aus einem Briefe, den er in dieser Angelegenheit an den Churfürsten unter dem 13. März schrieb: — „Es ist mir zugeschickt durch Euer Ch. G. Kapellan, Herrn Magister Spalatin, etliche Punkt, so der ehrwürdige Herr Carolus von Miltitz an E. Ch. G., mich belangend, hat gesonnen, nämlich daß ich hinfürder stille stehn sollte, und nichts Neues anfahen, wie wir denn zu Altenburg beschlossen. Nun weiß Gott, daß mein ganzer Ernst gewesen und froh war, daß das Spiel also sollte ein Ende haben, als viel an mir gelegen und ich mich desselben Pakts so steif gehalten, daß ich Herrn Sylvester Prierias Replikam habe fahren lassen, wiewohl ich darin große Ursache, dazu vieler meiner Widersacher trotzigen Spott

verachtet, auch wider meiner Freunde Rath geschwiegen habe: so doch unser Beschluß, wie Herr Carolus wohl weiß, also gestanden ist, daß ich schweigen wollte, sofern mein Widerpart auch schwiege. Nun aber Doktor Eck unverwarneter Sache mich also angreift, daß er nicht mein, sondern der ganzen E. Ch. G. Universität Wittenberg Schand und Unehre zu suchen vermerkt wird, und viel tapfre Leute achten, er sey zu der Sache erkauft: hat mir solche wetterwendische, hinterlistige Griff, nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spott stecken zu lassen. Denn sollte man mir das Maul zubinden und einem jeglichen Andern aufthun: kann E. Ch. G. wohl ermessen, daß dann auch der wohl an mich fallen würde, der sonst vielleicht mich nicht ansehn dürfte. Nun bin ich noch von Herzen geneigt, E. Ch. G. treuem Rath gehorsamlich zu folgen und allerweg still zu stehen, so sie auch stille stehn; denn ich wohl mehr zu schaffen habe, und meine Lust darin nicht gesucht wird. Wo aber nicht, bitte ich E. Ch. G. gar unterthäniglich, wollte mir's nicht verungnaden, denn ich's auch im Gewissen nicht weiß zu tragen, die Wahrheit zu lassen. Denn wiewohl die Position päpstliche Heiligkeit antrifft, hab' ich doch müssen, der Disputation Weise nachzufolgen, das Widerspiel halten, allzeit mit Fürbehalt aller Unterthänigkeit und Gehorsam des Römischen Stuhls." In gleicher Weise läßt er sich gegen seine Freunde Lange, Spalatin und Staupitz vernehmen, wobei er besonders sein Mißfallen an Ecks elender Sykophanterei ausdrückt, einen Andern als Kämpfer aufzurufen und ihn anzugreifen. An Scheurl schreibt er, daß mit dieser Sache nicht Eck, auch ihm nicht, sondern Gott gedienet werde. Auch deutet er mehrmals an, daß dießmal aus dem Spiele Ernst gemacht werde und daß diese Disputation für die Römischen Rechte und Herkommen übel ausschlagen könne. Denn dießmal sollte die ganze Sache, wozu der Thesenstreit die Veranlassung gegeben, an der Wurzel, nämlich an dem Rechte und der Vollmacht des Römischen Stuhls selbst, angegriffen werden. Zu dem Ende stellte Luther genaue und gründliche Forschungen in dieser Beziehung an, wobei sein Glaube an die Autorität und Unfehlbarkeit des Papstes nicht wenig erschüttert ward. „Ich lese viel in den

Dekreten der Päpste für meine Disputation", schrieb er an Spalatin, „und (ich sage dir's ins Ohr) ich weiß nur nicht, ob der Papst ist der Antichrist selbst oder sein Apostel, so jämmerlich wird Christus, d. i. die Wahrheit, in den Dekreten von ihm geschändet und gekreuzigt."

So erscheint also schon die Vorbereitung zu dieser Disputation, indem sie Luther zu neuen Forschungen und Entdeckungen veranlaßte, wozu er vielleicht sonst so leicht nicht gekommen wäre, als ein bedeutendes Entwicklungsmoment in der einmal eingeschlagenen Richtung, indem sie ihn immer schärfer zwischen der katholischen Kirche und der Römischen Kurie unterscheiden lehrte. Was ihm an Klarheit und Entschiedenheit in dieser Beziehung noch fehlte, wurde durch den Gang, den die Disputation selbst nahm, in reichem Maße gewonnen, nicht als ob hier die Wahrheit auf dem Wege besonnener Erörterung zu unparteiischer Anerkennung für beide Theile gelangt wäre; dieß war bei der Persönlichkeit Ecks und den Grundsätzen der Partei, welcher er als ein hochgeachtetes Werkzeug diente, unmöglich. Mit einem so anmaßenden und ränkevollen Gegner, dem alle Pietät für die Sache der Wahrheit fehlte und dem es allein und um jeden Preis um die Aufrechthaltung der Römischen Kirchenlehre zu thun war, war freilich nicht von der Stelle zu kommen, so daß Luther die ganze Disputation, die an 3 Wochen dauerte, einen Zeitverlust und eine Schmach nannte; allein ihm bot sie die Gelegenheit dar, sich öffentlich und unumwunden namentlich gegen das göttliche Recht der Päpste, wie der Concilien auszusprechen, die er bis jetzt nicht angefochten, und immerhin mußten die einzelnen Streitpunkte, wie freier Wille und die Kraft des Menschen zu guten Werken, die Buße und der Ablaß, der Römische Primat, das Fegfeuer, schärfer ins Auge gefaßt, ihre Wahrheit oder Unwahrheit geprüft, Gründe und Gegengründe gehört und manche Widersprüche der Gegenpartei, an die man vielleicht nicht gedacht, widerlegt werden, außer daß der Gang der Disputation noch auf manche verwandte, nicht weniger wichtige Gegenstände führte, so daß, wenn die ganze Verhandlung auch für die Römische Kirche selbst, außer daß sie sich den Sieg zuschrieb, ohne alles förbernde Resultat war, nicht

nur das Urtheil der Unbefangenen hierdurch immer mehr zu Gunsten der Reformationssache gestimmt ward, sondern Luther selbst immer mehr auf den eigentlichen Kern der Nuß, das Mark des Weizens, wie er sich früher ausdrückte, einzudringen veranlaßt ward und in einer Reihe von Streitschriften seine Behauptungen vor falschen Erklärungen und böswilligen Anschuldigungen sicher stellte, dann weiter erörterte und tiefer begründete. Eck hatte Luther und Karlstadt öffentlich der Ketzerei beschuldigt und bei dem Churfürsten verklagt, wodurch der heftige und leidenschaftliche Ton, der zum Theil in diesen Schriften herrscht, sich erklärt.

Von nun an, können wir sagen, galt Luthern die h. Schrift als höchste und einzige Autorität in Dingen des Glaubens. Nichts gleicht der Rüstigkeit seines Geistes und dem Eifer, womit er um diese Zeit nach allen Seiten die Angriffe seiner Gegner, wozu sich noch die Franziskaner zu Jüterbock, Hieronymus Emser und Andere gesellten, nach der Reihe bekämpfte, wobei ihm jedoch auch der Trost ward, daß seine Schriften überall und weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus warme Anhänger fanden. Um diese Zeit gab er seinen Kommentar über den Brief an die Galater heraus, worin er das Wesen und die Kraft des Glaubens erklärte, dann seinen Sermon von dem hochwürdigen Sakrament, worin er von seinem Glaubensstandpunkte aus die ursprüngliche, schriftmäßige Bedeutung dieser Feier auseinandersetzte, wodurch er in eine heftige Fehde mit dem Bischof von Meißen verwickelt und wobei es ihm vollends klar ward, daß seine Sache ohne Streit und Aergerniß nicht könne geführt werden. Zugleich aber entschuldigt er sich in einem Briefe an Spalatin über seine große Heftigkeit und er gesteht, daß er oft hierin weiter gehe, als nöthig sey: „Darum ist es auch, daß ich immer nicht daran wollte, auf den Plan zu gehen, und je weniger ich es wollte, desto mehr wurde ich wider meinen Willen hineingezogen, und das gegen die allergreulichsten Beschuldigungen, gegen mich und Gottes Wort ausgestoßen, dadurch geschieht, daß, wenn ich auch nicht durch die Hitze und den Styl hineingerissen würde, doch durch die Schändlichkeit der Sache selbst ein steinern Herz könnte gerührt werden, wie viel mehr

ich, der ich hitzig bin und keine stumpfe Feder führe. Alle rathen mir Bescheidenheit (Mäßigung) an, am meisten meine Gegner, die sie selbst am wenigsten üben; und wenn ich nicht immer Maß halte, so bin ich doch einfältig und offen, während sie mich auf eine hinterlistige Weise angreifen." Ein wahres und treffendes Wort, womit er seinen Ungestüm auf ehrenhafte Weise entschuldigt.

Nachdem nun das, wie es schien, schon fast verglimmende Feuer auf diese Weise durch einen frischen Windstoß von Außen aufs Neue angefacht war, brach es bald in jene lodernden Flammen aus, welche vollends Alles verzehren mußten, was in Luthers Seele noch an konventionellem Rückhalt gegenüber der Römischen Kurie übrig war. Schnell folgten sich im Drange der Umstände seine Schriften, in denen er stufenweise dem ihm unbewußt vorschwebenden Ziele immer näher kam. In seinem Sermon von den guten Werken, den er dem Herzog Johann von Sachsen widmete, und zu dessen Herausgabe er sich durch den großen Mißbrauch getrieben fühlte, den er überall in dieser Beziehung wahrnahm, bespricht er in populärer Weise die Natur und den Werth derselben, zeigt treffend, wie sie alle müssen „eine einfältige Güte haben und wir nur den Glauben sollen in allen guten Werken üben, brauchen und das fürnehmste Werk seyn lassen." Diese Schrift gibt uns ein schönes Zeugniß von der weitern Durchbildung und Reife seiner Glaubensüberzeugung, von seiner liebenden Fürsorge für die Bedürfnisse des Volkes. Ueberhaupt mußte sich sein freier, unbefangener Blick, der es wohl erfaßte, wie das Evangelium nicht wie bisher Sache der Schule, der Gelehrten und des Priesterstandes bleiben könne, immer mehr auf den Laienstand richten, und von diesem Bewußtseyn durchdrungen schrieb er: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung." „Die Zeit des Schweigens ist vergangen", sagt er in seiner Zuschrift an den Domherrn Amsdorf zu Wittenberg, „und die Zeit ist kommen, als Ekklesiastes sagt. Ich hab' unserm Fürnehmen nach zusammen tragen etliche Stück, christlichen Standes Besserung anlangend, dem christlichen Adel deutscher Nation vorzutragen, ob Gott wollte doch durch den Laienstand seiner

Kirche helfen, sintemal der geistliche Stand, dem es billiger gebührt, ist ganz unachtsam worden." In dieser Schrift gibt er ein Bild der Wirren und Schäden, wie sie aus der Gewaltherrschaft Roms und der Kirchenregierung überhaupt für Deutschland erwachsen, des Annatenwesens, der verderblichen Wirkungen des Klosterlebens, des Cölibats, der Menge der Feste und vieler verwandten Gegenstände, und leitet so die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Verunstaltungen, welche die Kirche im Gegensatz zu ihrer ursprünglichen Bestimmung erfahren. Er spricht hier vom allgemeinen christlichen, wie vom nationalen Standpunkte aus, und wendet sich an den Adel, weil er von demselben, als dem wichtigsten und einflußreichsten Laienstande, am ersten Hülfe erwarten durfte, und zwar mit solcher Kraft und solchem Nachdruck, daß schon in vier Wochen über viertausend Exemplare dieser Schrift ausgegeben wurden.

In seinem trefflichen Werkchen: „Von der Freiheit eines Christenmenschen", worin er das Wesen und die Natur der christlichen Freiheit gegenüber der göttlichen und menschlichen Ordnung von einem hoch erleuchteten, ächt evangelischen Standpunkte aus entwickelt, zeigt er uns die Tiefe seines christlichen Gefühls und eine treffliche Anwendung seiner Ideen auf die gegebenen Verhältnisse, indem er die beiden Sätze ausführt: daß ein Christ ein freier Herr über alle Dinge und Niemand über ihn, und wiederum ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan sey.

Aus dieser Schrift erhellt, wie klar und geordnet schon damals seine Einsicht in die Mißstände der Kirche war, und zwar ganz in Gemäßheit seines materiellen Glaubensprincips und seiner Ueberzeugung von der allein gültigen Autorität der heiligen Schrift. „Drei Mauern", sagte er, „haben die Romanisten mit großer Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützt, daß sie niemand hat mögen reformiren, dadurch die ganze Christenheit greulich gefallen ist. Zum ersten, war man auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt, weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern wiederum geistliche sey über die weltliche. Zum andern, hat man sie mit der heiligen Schrift wollt strafen, se-

tzen sie dagegen, es gebühre die Schrift niemand auszulegen, denn dem Pabst. Zum dritten, dräuet man mit einem Concilio, so ertichten sie, es möge Niemand ein Concilium berufen, denn der Pabst. Gegen die erste Mauer: der Unterschied zwischen geistlichem und weltlichem Stand ist nichtig; denn alle Christen sind wahrhaftig geistlichs Stands, und ist unter ihnen kein Unterschied, denn des Amts halber allein, wie Paulus 1 Cor. 12. sagt, daß wir allesammt ein Körper sind, doch ein jegliches Glied sein eigenes Werk hat, damit es den andern dienet. Wir werden allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht, wie St. Peter 1 Petr. 2. sagt. Darum ist des Bischofs Waihen nichts anders, denn als wenn er an Statt und Person der ganzen Sammlung einen aus dem Haufen nehme, die alle gleiche Gewalt haben, und ihm befehle, dieselbe Gewalt für die andern auszurichten. Gleich nun die, so man jetzt geistlich heißt — sind von den andern Christen nicht weiter noch würdiger geschieden, denn daß sie das Wort Gottes und die Sacramente sollen handeln, das ist ihr Werk und Amt. Gegen die andere Mauer: Christus sagt Joh. 6., daß alle Christen sollen gelehret werden von Gott. So mag es ja geschehen, daß der Pabst und die Seinen böse sind und nicht rechte Christen, noch von Gott gelehret sind, rechten Verstand haben, wiederum ein geringerer Mensch den rechten Verstand habe: warum sollte man ihm denn nicht folgen? Hat nicht der Pabst vielmals geirrt? Wer wollte der Christenheit helfen, so der Pabst irret, wo nicht einem andern mehr denn ihm geglaubt würde, der die Schrift für sich hätte? Die dritte Mauer fället von ihr selbs, wo diese ersten zwo fallen. Denn wo der Pabst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig der Schrift beizustehn, ihn strafen und zwingen nach dem Worte Christi."

In seiner Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche verwirft er auf überzeugende Weise die Römische Lehre von den sieben Sakramenten, als einen argen Betrug an der Christenheit durch priesterliche Fabeln, erkennt nur drei als schriftmäßig begründet an, die Taufe, die Buße und das heilige Abendmahl, und zeigt uns auch nach dieser Richtung die gründliche Durchbildung seiner ganzen Glaubensansicht.

Indessen hatte Eck, der Luther nicht mit geistlichen Waffen zu besiegen vermochte, in Rom die päpstliche Bannbulle gegen ihn ausgewirkt und hoffte, auf diese Weise über seine Gegner zu triumphiren. Ein und vierzig Sätze aus Luthers Schriften wurden darin als ketzerisch verdammt; diese Schriften selbst sollten dem Feuer übergeben werden, Luther in zwei Monaten sich in Rom zum Widerruf in Person stellen, im Weigerungsfall er und seine Anhänger als Ketzer verdammt, von aller Gemeinschaft der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen werden, während der Ort ihres Aufenthaltes mit dem Interdikt bedroht wurde. Es war nicht anzunehmen, daß durch ein solches Verfahren die Sache zum Ende gebracht würde. Luthers muthiger und furchtloser Sinn („ich für mich", sagte er, „fürchte nichts, des Herrn Wille geschehe"), der nunmehr bereits in der Wahrheit erstarkt war, ließ nicht entfernt an einen Widerruf denken. Schrecken konnte ihn eine Maßregel nicht, worin er nur ein leeres Phantom und ein Zeichen der geistigen Ohnmacht seiner Gegner erkannte. Wir sehen ihn jedoch auf Miltitzens Zureden noch einen letzten Schritt zum Frieden thun; er wendet sich noch ein Mal in einem Schreiben an den Papst, ohne der Bulle zu erwähnen. Er bezeigt hier wiederholt seine Hochachtung vor der Person Leo's, die er von der Römischen Kurie trennt, spricht sich aber unumwunden und in heftigen Ausdrücken über diese aus, die er mit Sodom und Gomorrha und mit Babylon vergleicht, während er die Römische Kirche, einst die allerheiligste, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes und der Verdammniß nennt. Er beschwört den Papst, dem Aergerniß zu steuern, bezeugt seine Geneigtheit, in allen Dingen gern Jedermann zu weichen; „daß ich aber widerrufen sollte, da wird nichts aus; dazu mag ich nicht leiden Regel und Maß, die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nicht soll und muß gefangen seyn. So wie diese zwei Stück bleiben, so soll mir fast nichts auferlegt werden, das ich nicht mit allem Willen thun und leiden will." Diesen Brief begleitete er mit seiner Schrift von der christlichen Freiheit „zu einem guten Wunsch und Anfang des Friedens und guter Hoffnung."

Es stand zu erwarten, daß durch dieses Schreiben, auch abgerechnet von der starken, von seinem lebhaften Bewußtseyn des erlittenen Unrechts eingegebenen Sprache, keine Aenderung in der Ausführung der einmal beschlossenen Maßregeln herbeigeführt werden konnte. Auch das allerdemüthigste und versöhnlichste Schreiben hätte nichts gefruchtet, so lange das eine Wort stehen blieb: „daß ich sollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus." Die Bulle ward veröffentlicht, wiewohl fast an den meisten Orten ohne alle Wirkung. Wie hätte aber Luther auf ein solches Anathema schweigen sollen, das ihn ungehört und ohne Rechtfertigung von seiner Seite verdammte? Er appellirte an ein Concil, ließ sich in heftigen Gegenschriften vernehmen, beobachtete aber noch immer die möglichste Schonung gegen den Papst. „Ich verachte diese Bulle", schrieb er an Spalatin, „und greife sie allbereit an als eine gottlose, lügenhafte und vollkommen Eckische Bulle." Daß aber durch solche Schritte von Seiten Roms auch der letzte Rest von Anerkennung eines Instituts schwinden mußte, dem er früher schon zwar keine göttliche, aber doch menschliche Berechtigung zuerkannt, liegt am Tage. Immer mehr wurde es ihm klar, wie das ganze Römische System untergeschoben und auf Sand gebaut sey, wie er schon früher in seiner Schrift vom Papstthum gegen Aleveld dargethan. Konnte er damals noch ermahnen, das Papstthum dennoch als ein durch den Zorn Gottes bestimmtes Uebel in Geduld zu tragen, so mußte es ihm jetzt immer mehr einleuchten, wie unter der Herrschaft eines solchen Regiments keine Freiheit der Gewissen und des Bekenntnisses, keine freie Entwicklung der evangelischen Glaubenskraft möglich sey, und so bereitete sich die thatsächliche Durchführung der Wahrheit: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen, welche er in seinem Werkchen von der christlichen Freiheit so schön entwickelt, in einer schrittweisen Abtrennung vom ganzen Römischen Kirchenverbande vor.

Die Ausschließung von der Kirche, im Banne über ihn ausgesprochen, rief auch von seiner Seite Schritte hervor, durch welche er sich faktisch von Rom lossagte. Die nähere Veranlassung zu denselben finden wir in den Gewaltmaßregeln, welche mehrere Klöster und Universitäten, namentlich die zu

Löwen, gegen seine Schriften ins Werk setzten. Sie übergaben dieselben öffentlich den Flammen. Luther, im Bewußtseyn seines guten Rechtes, mußte sich von dieser empörenden Verhöhnung der Wahrheit aufs tiefste verletzt fühlen. Da er noch kürzlich eine feierliche Appellation an ein freies Concil eingelegt, glaubte er sich nunmehr aller und jeder Rücksicht und Schonung gegen den Römischen Stuhl entbunden und zu einem gleichen Schritte in Bezug auf die päpstlichen Dekrete völlig berechtigt. Er drückt sich hierüber in seiner öffentlichen Erklärung in folgender offnen Weise aus: „Ich, Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg, Doctor der heil. Schrift, füge männiglich zu wissen, daß durch meinen Willen, Rath und Zuthat auf Montag nach Nicolai im Jahre 1520 verbrennet sind die Bücher des Pabsts zu Rom, nebst etlichn seiner Jünger." An Spalatin schreibt er: „damit die papistischen Verbrenner sehen, daß es keine Kunst ist, Bücher zu verbrennen, die sie nicht widerlegen können. Das wird als etwas Neues gelten."

Wir sehen, es ging Auge um Auge, Zahn um Zahn, und vom rein evangelischen Standpunkt aus möchte sich dieser Schritt schwerlich rechtfertigen lassen, wenn ihn irgend persönliche Leidenschaft dazu getrieben; denn allerdings dürften wir darin eine Verletzung jener verschonenden Liebe erkennen, welche nicht Böses mit Bösem, sondern mit Gutem vergilt. Allein es galt ihm hier, wie überall, keineswegs die Person, wie er ja stets gegen das bestehende Haupt der Kirche freundlich und wohlgesinnt blieb, sondern die Sache. Und diese schien nun durch die öffentliche Verbrennung seiner Bücher allerdings so weit gediehen, daß hier mit gleichem Maße gemessen werden durfte, ja nach den Umständen mußte. Es war durch diesen letzten Schritt der Gegner Luthers nun so weit gekommen, daß die bestehende Spannung nicht länger dauern konnte. Es galt, ein öffentliches Zeugniß abzulegen, daß man jenen knechtischen Gehorsam unter den Römischen Absolutismus für nichts und das Schreckbild Römischer Unfehlbarkeit für ein Phantom achte. Der Nimbus, der sie umgab, mußte zerstört, die Welt über ihre Ohnmacht aufgeklärt werden; so allein konnte der Weg zu einer freien, vom Menschenjoch unabhängigen Glaubensbezeugung gebahnt und auch das letzte Hinder-

niß hinweggeräumt werden. So angesehen, erscheint diese That Luthers, galt es einmal, das Werk der Reformation durchzuführen, wie durch höhere Nothwendigkeit geboten und troß des Scheines einer überwallenden Heftigkeit und Feindseligkeit hinlänglich gerechtfertigt, ja, wir erkennen darin ein erhebendes Zeichen der Entschlossenheit seines Charakters, so wie seines wachsenden Glaubensmuthes, der endlich vor keinen, durch Jahrhunderte geheiligten Schranken mehr zurückwich.

Auf seinen Geist und seine Stimmung konnte dieser letzte Schritt nur einen erfrischenden und stärkenden Einfluß üben. Er war nun auf einmal von allen jenen, sein freies Wirken hemmenden Bedenken und Rücksichten gegen Rom befreit; zerrissen war nunmehr das letzte Band der Autorität, das ihn bis jetzt noch gefesselt; für immer hatte er sich von der Priesterkirche losgesagt. Diese That, indem sie ihn von der einen Seite frei auf sich selbst und rein auf den Boden der Schrift, und von der andern ihm die Gefahren vor Augen stellte, denen er sich für seine Person ausgesetzt, gab seinem Geiste die ganze Spannkraft und Energie, deren seine Natur fähig war. „Ich habe des Pabsts Bücher und die Bulle verbrannt", schrieb er an Staupitz. „Anfangs ging ich mit einiger Schüchternheit daran, aber jetzt freue ich mich darüber mehr, wie über irgend eine andere That meines Lebens, denn sie sind pestilenzischer, wie ich glaubte." Und an Spalatin: „Alles magst du von mir denken, nur nicht an Flucht oder Widerruf; ich will nicht fliehen und noch viel weniger widerrufen. Dazu möge der Herr Jesus mich stärken." An einer andern Stelle: „Ich fürchte mich vor jener Verfolgung so gar nicht, daß ich mein Herz auf unbegreifliche Art gleich einem Segel aufschwellen fühle, und ich jetzt begreifen kann, warum in der Schrift die Geister mit Winden verglichen werden."

Dieß war die Wirkung, welche jener, in den Augen der Welt so gewagte Schritt auf Luthers Seele hervorbrachte. Und von dieser stärkenden und beruhigenden Wirkung gibt uns ein weiteres Zeugniß sein unausgesetzter Eifer in seinen Studien, wie in seiner praktischen Thätigkeit, welche auf Alles gerichtet war, was irgend zum Beßten der Universität, so wie der Sache der Wahrheit, gereichen konnte. Da er, schreibt er

seinem Churfürsten, sich gern den friedlichen Studien zum Beßten des Volkes widme, seine Feinde ihm aber keine Ruhe ließen, so suche er Beides zu vereinigen: mit der einen Hand baue er die Mauern Zions und mit der andern führe er das Schwert. Welch ein neidenswerther Gleichmuth mitten unter den Aufregungen und Gefahren einer bewegten Zeit!

Wiewohl mit Luthers faktischer Lossagung von der Römischen Kirche seine Glaubensstellung dem Wesen nach als vollendet und nach verschiedenen Richtungen als durchgebildet betrachtet werden kann, so folgen wir ihm dennoch in wenigen Hauptzügen auf seinem Wege bis zum Wormser Reichstage, weil dieß ein Ereigniß seines Lebens ist, welches uns seinen Glaubenscharakter in seiner ganzen Fülle und in seiner letzten und höchsten Ausprägung offenbart.

Was zunächst den Eindruck betrifft, den der Gedanke, vor Kaiser und Reich zu erscheinen, auf Luthers Seele machte, so spricht derselbe sich vollkommen in den Worten aus, die er seinem Churfürsten antwortete, der, da er dessen Erscheinen in Worms nicht für gefahrlos hielt, bei Luther hatte anfragen lassen, wie er in dieser Hinsicht gesonnen sey. „Wenn ich berufen werde", sagt er, „will ich mich eh krank hinführen lassen, wofern ich nicht gesund kommen kann, denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, wenn mich der Kaiser beruft. Wollen sie die Sache mit Gewalt handeln, wie es wahrscheinlich ist, so ist die Sache Gott zu befehlen . . . Will er mich nicht erhalten, so ist es um meinen Kopf eine gar schlechte Sache, wenn er mit Christo zusammengestellt wird, der mit höchster Schmach, Aller Aergerniß und Vieler Untergang getödtet worden ist. Denn hier ist auf keine Gefahr, noch Wohlfahrt Rücksicht zu nehmen, vielmehr im Gegentheil Sorge zu tragen, daß wir das Evangelium, das wir einmal angefangen haben, nicht zur Verspottung der Gottlosen im Stiche lassen, noch den Gegnern Anlaß geben, sich zu rühmen, daß wir nicht zu bekennen wagen, was wir gelehret haben, und uns scheuen, unser Blut dafür zu vergießen. Welche unsere Kleinmüthigkeit und ihre Prahlerei der barmherzige Heiland abwende; Amen." In einem Briefe an einen Ungenannten sagt er: „Jener allerheiligste Widersacher Christi, das

Haupt der Menschenmörder, gibt sich die größeste Mühe, mich zu verderben. Amen. Des Herrn Wille geschehe. Christus wird mir seinen Geist geben, daß ich diese Diener des Satans lebend verachte und sterbend überwinde."

Wiewohl Luther also bereit war, wo es nicht anders seyn konnte, Leib und Leben für seine Sache, in der er immer mehr Gottes Sache erkannte, willig zu opfern, so war er doch weit entfernt, hierbei die von der Klugheit gebotenen Sicherheitsmaßregeln zu verachten, und bewährte hier seine wahrhaft erleuchtete Glaubensstellung, welche gleich weit entfernt ist von ausweichender Verzagtheit, wie von schwärmerischem, Gott versuchenden Uebermuth, wenn er sichres Geleite für seine Person begehrte. Treffend drückt er sich über sein ganzes Vorhaben in einem Schreiben an seinen Churfürsten in folgenden eben so bescheidenen als männlichen Worten aus: „Ich bin in demüthigem Gehorsam bereit, so ich gnugsam Versicherung und ein frei Geleit auf und abe wieder in mein Verwahrsam erlang, auf nähest künftigen Reichstag zu Worms für gleichen, gelahrten, frommen und unverdächtigen Richtern fürzukommen und mit Hülf des Allmächtigen mich dermaßen erzeigen und verantworten, daß männiglich in der Wahrheit erfahren soll, daß ich bisher nichts aus frevelem, unbedächtigen, ungeordneten Willen und um zeitlicher und weltlicher Ehre und Nutzung willen, sondern alles, das ich geschrieben und gelehret habe, meinem Gewissen, Eid und Pflichten nach, als ein armer Lehrer der H. Schrift, Gott zu Lob, zu Heil und Seligkeit gemeiner Christenheit, der ganzen deutschen Nation zu gut, zu Ausrottung der gefährlichen Mißbräuch und Aberglauben und zu einer Erledigung der ganzen heiligen Christenheit aus so viel unendlichen, unzähligen, unchristlichen und verdammlichen tyrannischen Verkleinerung, Beschwerung und Gotteslästerung fürgewandt und gethan habe."

Wir wissen, wie er Wort gehalten. Trotz der dringenden Abmahnungen seiner zagenden Freunde, trotz der Krankheit, die er auf dem Wege nach Worms zu bestehen hatte, unwiderruflich seinem einmal gefaßten Entschlusse treu, sich öffentlich vor Kaiser und Reich für die Sache der Wahrheit zu bekennen, zeigt er uns, wie unerschütterlich fest seine einmal ge-

wonnene Ueberzeugung stand, wie tief sie in seiner Seele begründet war. Bezeichnend ist die Art, wie er seinem Gevatter Lukas Kranach auf dem Rückwege von Frankfurt aus den Verlauf der Wormser Verhandlungen berichtet: „Ich meinet, Kaiserliche Majestät sollte ein Doctor funfzig haben versammelt, und den Münch redlich überwunden; so ist nichts mehr hie gehandelt, denn so viel: Sind die Bücher dein? Ja. Willt du sie widerrufen, oder nicht? Nein. So heb dich. O wir blinde Deutschen, wie kindisch handeln wir, und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren.”

Wie wenig er es gleichwohl bei dieser Verweigerung des Widerrufs zu belassen wünschte, und wie ernstlich es ihm darum zu thun war, seine Sache gründlich untersucht und von fähigen, unparteiischen Richtern beurtheilt zu sehen, geht unter Anderm aus den Briefen hervor, die er in dieser Beziehung an den Kaiser, so wie an die Churfürsten, Fürsten und Stände des Reiches schrieb, und worin er sich wiederholt erbietet, sich vor solchen Richtern zu stellen und, falls er widerlegt würde, zu widerrufen. „Denn Gott”, sagt er in einem Schreiben an den Kaiser, „der alle Herzen erforscht, ist mein Gezeug, daß ich Kais. Maj. Gehorsam zu leisten in allen Dingen, es betreff Leben oder Sterben, Thun oder Lassen, Ehr oder Schand, Gut oder Schaden, ganz willig und geflissen bin, hab mich deß auch zu vielmalen erboten, und nochmals erbeut, nichts fürbehalten, denn allein das heilig Gottes Wort, darin nit allein des Menschen ewigs Leben, sondern auch der Engel Freud und Wunn stehet (1 Petr. 1, 14.), welchs über alle Dinge frei und unverbunden seyn soll und muß.” Nachdem er für das ihm gewordene sichere Geleite gedankt, gibt er zum Schluß noch ein schönes Zeugniß für sein, nur die Ehre der Wahrheit suchendes, gegen Fürst und Volk gleich treues Herz: „denn ich ja niemals meinen eignen Nutz und Ehr, sondern allein die Ehre göttlichs Namens und der Christenheit Besserung und Seligkeit gesucht habe, und nochmals, ob Gott will, bis an mein Ende suchen will. Denn weil Christus, mein Herr und Gott, für seine Feinde am Kreuz gebeten hat, wieviel mehr ich für Kais. Maj. und das ganz heilig Reich, mein allerliebste Herren, Oberkeiten und deutschen Na-

tion, zu denen ich mich aller Gnaden, zuvor auf vorigs und itzigs Erbieten versich, sorgen, bitten und beten soll."

Mit diesem Worte dürfen wir von unserm Helden nach der historischen Entwicklung seines Charakters Abschied nehmen, nachdem er denselben durch die Wormser Feuerprobe vollkommen besiegelt. Wenn gleich sein gewonnenes Glaubensprincip in seiner praktischen Anwendung fortschreitet, so dürfen wir doch unsere Durchführung bis auf den gegenwärtigen Punkt nach unsern Zwecken für ausreichend halten, da Luthers sittliche Persönlichkeit nach den dieselbe beherrschenden Ideen und nach ihren bewegenden Impulsen dem Wesen nach hiermit als geschlossen zu betrachten ist, sein künftiges Leben und Wirken sich innerhalb derselben bewegt, und nur als die weitere Darlegung und Ausprägung derselben zu betrachten ist.

Drei Stadien unterschieden wir in seinem historischen Entwicklungsgang. Im ersten sehen wir ihn unter dem Einfluß seiner Geburt, seiner frühesten häuslichen Verhältnisse, seiner Erziehung und einer harten und entbehrungsreichen Jugend Eindrücke empfangen, welche auf seinen Charakter entschieden einwirkten, aber zugleich bemerken wir die ersten Spuren einer sittlichen Energie, die theils als kräftige Widmung und eiserner Fleiß, theils als Festigkeit in Ertragung von harten Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art sich offenbart. Im zweiten Stadium sehen wir mit dem vollständigen Erwachen seines Selbstbewußtseyns jenen Riesenkampf sich entwickeln, den er mit sich selbst kämpfte, und aus welchem der Umschwung seines ganzen innern Menschen hervorging. Unter den heftigsten Geburtswehen und dem großartigsten, an Verzweiflung und Tod grenzenden, Ringen seines mächtigen Geistes sehen wir den neuen Menschen seiner Fesseln sich entwinden und zur Geburt kommen. Das dritte Stadium zeigt uns die weitere Entwicklung seines Charakters auf dem Grund des neuen Lebensprincips in seinen verschiedenen Beziehungen, unter Bethätigung desselben im Kampfe mit der Welt und Hierarchie bis auf den Punkt, wo wir denselben als in sich geschlossen betrachten dürfen.

Luther als Charakter überhaupt.

Grundzüge seiner Persönlichkeit.

Charakter im Allgemeinen nennen wir das Bleibende und Unterscheidende eines Dinges, wodurch das eigenthümliche Wesen desselben bestimmt wird. Der Charakter einer Person wird demnach durch ihren konstanten Lebensgrund bezeichnet, als Faktor der Gesammtheit ihrer Daseynsäußerungen. Einen solchen aber müssen wir bei jeder sittlichen Person voraussetzen, um sie als Einheit und Ganzes zu fassen, sie sey nun eine mehr zerflossene, oder bestimmt ausgeprägte. Charakter aber im nähern Sinne schreiben wir vorzugsweise derjenigen Persönlichkeit zu, in welcher das Bleibende, Geschlossene und Einheitliche als vorherrschend erscheint, so daß sich alle einzelnen Lebensäußerungen leicht als Summe eines und desselben Grundfaktors erkennen lassen. Charakter haben deutet darum immer auf sittliche Haltung und Würde, und charakterlos nennen wir Denjenigen, der des festen sittlichen Einheitsgrundes ermangelt.

Hiernach beantwortet sich die Frage, ob Luther überhaupt ein Charakter war, von selbst. Wenn die ursprüngliche, selbstwirkende Kraft auf einem festen und einheitlichen Lebensgrunde, wenn Beständigkeit und Entschiedenheit in der Festhaltung und Bethätigung desselben den Mann von Charakter bilden, dann wüßten wir kaum, ob die Geschichte neben ihm eine Persönlichkeit aufzuweisen hat, die wir mit größerm Rechte einen Charakter nennen dürfen. Ja, er war ein Mann aus Einem Stück, Sinn und Leben, Wort und That aus Einem Guß, ein Mann im großen und einfachen Styl, der, wie M. Arndt es treffend bezeichnet, mit gradem Sinn und in einfacher Kraft durch die Welt ging. Und eine solche Natur, beseelt von einem höhern, unerschütterlichen Lebensprincip, mußte nothwendig eine Einheit und Geschlossenheit des Lebens darstellen, wie sie wenigen Sterblichen eigen ist. Wo wir ihn

finden, in Wort und That, lehrend und handelnd, nach Form und Gehalt, im Gedanken wie im Ausdruck, im Kampf mit der Welt und sich selbst, in kirchlichen und politischen wie in häuslichen Verhältnissen — es ist überall Luther und kein Andrer, überall, selbst im Geringfügigsten, ein Stück seines Wesens, ein Funke seines Geistes.

Gehen wir dabei auf das Wesen einer hervorragenden Persönlichkeit näher ein, so scheint es, daß zu derselben eine gewisse Concentration des Individuums in einem konkreten Lebensboden nach Zeit, Ort und Volksthum gehört, und daß nur in dieser scheinbar beschränkenden Form die wahre Energie des aktuellen Geistes sich offenbaren kann. Diese specifische Besonderung erscheint zumeist als der rechte produktive Boden für die Schöpfungen und Thaten des Geistes, welche Zeit und Ort überragen und den Charakter der Menschheit in höherer Weise darstellen, und so tritt der kräftige und thatenreiche Geist selten oder nie ohne die Grundlage einer tüchtigen Leiblichkeit auf die Bühne. Shakespeare war durchaus Mann seiner Zeit, er war nicht weniger durch und durch Britte und in der Form dieses konkret-nationalen Partikularismus hat er Werke geschaffen, welche nicht allein von seiner eignen, sondern von allen Nationen der gebildeten Welt erkannt und bewundert, und als Eigenthum der Menschheit können betrachtet werden. Der Schottische Reformator Knox trug ganz das Gepräge seines Volksthums; in dieser Gestalt und gemäß dem nationalen Bedürfniß seiner Zeit wirkte er; darum wurde er verstanden, darum konnte er der belebende Mittelpunkt eines großen Ganzen werden, während er als bloß gelehrter Theologe, ohne individuelle Ausprägung, entkleidet seines positiven Volkscharakters, thatenlos vom Schauplatze getreten wäre.

Diese Intensivität und Concentration in einem bestimmten Lebensboden finden wir nun bei unserm Helden in einem Maße der Ausprägung und in einer Fülle, wie die Geschichte großer Männer sie nur selten aufzuweisen hat. Er war mit allen Fäden seines Daseyns in sein Volksthum und seine Zeit gewurzelt, um von dieser Besonderung aus beide zu überragen und der Mann vieler Nationen und Jahrhunderte zu seyn.

Während er von der einen Seite seine Zeit vertritt, d. h. ihre verborgene innere Richtung und die in ihr schlummernden Ideen erkennt und lebendig in sich aufnimmt, gibt er derselben kraft der überwiegenden Macht seiner Persönlichkeit jene weit über ihre Grenzen hinausgehende Entwicklung. Je tiefer er in den Partikularismus der Zeit und des Raumes gewurzelt war, desto höher überragt sein Haupt ihren Horizont, und nur an dieser Begrenzung und Gebundenheit kommt die thatkräftige Freiheit zu Tage.

Hiermit hängt nun aber auch der exklusive Charakter zusammen, den wir bei allen bedeutenden, lebensvollen Persönlichkeiten mehr oder weniger wahrnehmen. Grade der innige Zusammenhang derselben mit einem konkreten und also begrenzten Lebensboden bedingt von der einen Seite ihre intensive Thatkraft, und schließt von der andern bis auf einen gewissen Grad jene abstrakt-geistige Bildungsweise aus, welche in der Regel nur unpersönlichen Naturen eigen und darum auch höchst selten mit einer entschlossenen Kraft des Handelns verbunden ist. In dem Maße, als diese vorherrscht, tritt die Abstraktion und Reflexion zurück und die großen Handlungen erscheinen weniger als die Frucht des diskursiven Denkens, wie eines unmittelbar wirkenden, höhern Instinktes. Daher erklärt sich die mehr oder weniger exklusive Natur jeder thatkräftigen Persönlichkeit, und dieß sowohl in Bezug auf die Bildungssphäre, wie gegenüber der Welt und dem Leben. So bei Luther. Vergleichen wir ihn in dieser Beziehung mit seinen beiden Zeitgenossen, Melanchthon und Erasmus. Neben ihn gestellt, erscheinen beide mehr als Männer der Abstraktion, von universell-humanistischem Bildungsvermögen, allein bei dieser expansiven Natur ihres Geistes, Letzterer zumal, nur wenig intensive Thatkraft zeigend, wie Luther dagegen den Geist des klassischen Alterthums gleich Jenen sich nie aneignen konnte; nicht als habe ihm der geistige Tiefblick gefehlt, sondern weil sein eigenthümliches Lebensprincip so konkret ausgeprägt war, daß er überall nur dasjenige sich anzueignen wußte, was irgendwie Organ und Spiegelung dieses Princips werden konnte. Hiermit hängt sein Urtheil über die Alten, namentlich über Aristoteles genau zusammen, das vom

humanistischen Standpunkt aus einseitig und ungerecht erscheinen mag, von dem seinigen aber aus innerer Nothwendigkeit nicht anders fallen konnte.

Denselben Charakter der Ausschließlichkeit zeigen uns thatkräftige Naturen nicht weniger in Bezug auf das Leben, und sie haben darum häufig etwas Abstoßendes, ja Verletzendes. Denken wir an die historischen Größen des vorigen Jahrhunderts, an Peter und Friedrich den Großen. Diese Erscheinung ruht auf demselben Grunde. Jede in sich geschlossene, aktuelle Charaktergröße muß als solche unter allen Gegenwirkungen bei sich selbst bleiben, und kann deßhalb ohne analoge, starke Repulsionskraft nicht gedacht werden. Diese aber kann nicht verfehlen, der Welt unter Umständen bald als Rücksichtslosigkeit und Härte, bald als Unduldsamkeit, bald als Starrsinn und Trotz, oder auch als Insolenz und Grobheit zu erscheinen, und es gibt kaum einen Vorwurf dieser Art, der Luthern nicht wäre gemacht worden. Wo ein lebenskräftiger Mann in einer großen Idee lebt, wo er sein beßtes und edelstes Theil an ihre Verwirklichung setzt, da wird er in Gemäßheit derselben stets eine Energie und Entschiedenheit des Handelns zeigen, welche kleinen Geistern als Aberwitz, der Sentimentalität gegenüber als Härte und Lieblosigkeit, dem Indifferentismus als Intoleranz, dem erhobenen Widerspruch als Eigensinn, der Gewalt als Trotz, und vor dem Forum der konventionellen Sitte gar oft als Insolenz erscheinen wird. Indem Luther den Widerstand der Trägheit, des Herkommens, des Vorurtheils, des Aberglaubens, wie der Bosheit zu bekämpfen hatte, mußte er nothwendig einen hohen Grad abstoßender Kraft entfalten, wobei er, in Folge seines starken Temperamentes, auch von der Beimischung menschlicher Aufwallungen sich nicht immer mag frei erhalten haben, wie wir dieß am geeigneten Orte näher nachweisen werden.

Nachdem wir die innere Oekonomie der geistig-leiblichen Natur Luthers als Charakter und thatkräftige Persönlichkeit näher bezeichnet, heben wir nun im Einzelnen diejenigen Züge hervor, in welchen dieselbe im Leben sich offenbart. Hierzu gehört denn zunächst seine ungemeine Offenheit, Gradsinnigkeit und Ehrlichkeit. Ein Mann aus Einem Stück, von schlich-

tem und einfachem Gepräge, der dabei für eine Sache lebte, für die er jeden Tag sich zu opfern bereit war, durfte sich stets geben, wie er war, und konnte ohne Umwege grade auf sein Ziel losgehen. Er hatte nichts zu verheimlichen. Offen und arglos in seinem ganzen Thun, selbst gegenüber listigen Gegnern, war seiner tapfern Seele nichts so verhaßt, als Arglist und Gleißnerei und jene gewundene, im Finstern schleichende Unredlichkeit, deren Angriffe er so oft erfuhr. Solchen Feinden gegenüber konnte ihn denn auch ein heftig aufbrausender Zorneifer ergreifen, wie bei jenem hinterlistigen Angriff Heinrichs VIII. von England, dem er es allein nicht verzeihen konnte, „daß er nicht redlich gescholten und frei und fröhlich auf ihn gehauen." Wiewohl er ähnliche Angriffe von vielen Seiten erfuhr und seine ehrliche Meinung so oft aufs bitterste getäuscht wurde, so war doch nichts im Stande, ihn zum Gebrauch ähnlicher Waffen zu verleiten, wie seine Widersacher wiederholt gegen ihn anwendeten. Er setzte ihrer Heimlichkeit die offenste Gradheit, ihrer Arglist und Tücke edeln Trotz entgegen. Wiewohl es ihm keineswegs an natürlich praktischem Verstande, noch an tiefer, auf vielfacher Erfahrung beruhender Menschenkenntniß fehlte, für die Klugheit der Kinder dieser Welt, die auf heimlichen Wegen wandelt, hatte er kein Organ, und nie hat er seine Seele durch den Schein einer Unredlichkeit befleckt.

Bei dieser seiner offnen, graden Männlichkeit zeigt uns sein Herz von der andern Seite eine Gemüthlichkeit, Einfalt und Naivität, welche als Grundton durch seine ganze Natur- und Lebensanschauung durchgeht, und welche dem Manne des Kampfes, dem Helden seines Jahrhunderts so wohl ansteht. Sein Sinn für das Kindliche und Natureinfache, den er in seiner Liebe für die Jugend in so rührender Weise an den Tag legt, und wovon uns auch seine gemüthliche Anschauung der Werke der Schöpfung ein schönes Zeugniß gibt, war ganz dieser Einfalt seines Wesens gemäß. So blieb ihm unter den großartigsten Kämpfen mit einer feindseligen Welt ein unbewußter Zug seines Wesens zu Allem und Jedem, worin die Stimme der Natur in einfacher, unverkünstelter Weise ihm entgegentrat, und, selbst Naturmensch im veredelten Sinne des

Wortes, fühlte er sich überall zu Hause, wo ihr Odem in bewußtloser Einfalt ihn anwehte. Es scheint seinem, in so schroffen Gegensätzen arbeitenden, Geiste wohlgethan zu haben, da zu weilen und zu lernen, wo er die Gegensätze von Geist und Natur in unbewußter Vermittlung fand. Wie schön sagt er in dieser Beziehung: „Die Vögelein fliegen vor unsern Augen über, uns zu kleinen Ehren, daß wir wohl möchten unsere Hütlein vor ihnen abthun und sagen: Mein lieber Herr Doctor, ich muß je bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die du kannst. Du schläfst die Nacht über in einem Nestlein, ohne alle Sorge; des Morgens stehst du wieder auf, bist fröhlich und guter Dinge, setzest dich auf ein Bäumlein und singest, lobest und dankest Gott, darnach suchest du deine Nahrung und findest sie. Pfui, was hab ich alter Narr gelernet, daß ichs nicht auch thue, der ich doch so viel Ursach dazu habe?" Hiermit hängt auch zusammen seine Liebe zur Fabel, die er allen Dichtungsarten vorzog, weil sie, die naivste von allen, seinem Naturgefühl am meisten zusagte, und dabei so ganz geeignet ist, ernste Wahrheiten in einer am wenigsten verletzenden Form auszusprechen. Er versuchte sich selbst mit Glück in dieser Form und bekennt in seiner Vorrede zu seinem „deutschen verneuerten und gescheuerten Mährleinbuch", daß nach der heiligen Schrift die feinste Weltweisheit in vernünftigen Fabeln zu lehren sey, denn unter den Thierlein und Bäumlein finde man die rechten Perlen der Weisheit.

So zeigt uns Luther bei der Ritterlichkeit seiner Gesinnung zugleich das Bild einer Natureinfalt und naiven Gemüthlichkeit, wobei das Auge des sinnigen Beobachters um so lieber verweilt, je seltner er sich in unsern Tagen von einem ähnlichen Geiste angeweht fühlt.

Mit dieser Seite seines Wesens ist nun auch sein Humor verwandt, der, wenn er rechter Art ist, immer auf einer tiefern Lebensanschauung ruht und naturkräftigen Geistern besonders eigen ist. So tief er in die Gegensätze und Kämpfe, die seine Zeit erschütterten, verflochten war, und so schwer oft sein Gemüth dadurch betroffen wurde, er konnte von seinem Siegesmuthe aus auch in sieghafter Laune sich darüber erheben. Im Kreise seiner vertrautern Freunde ließ er dieser seiner Laune

freien Lauf, und ganz besonders spricht sich dieselbe in seinen Schreiben an seine Hausfrau aus, die fast alle diesen Geist athmen. Er nennt sie bald seine Rippe, bald Herr Käthe, bald seine tief gelehrte Frau Doctorinn, sich selbst ihr alt Liebchen, oder auch Ew. Heiligen williger Diener. Allein diese Laune tritt bei ihm nie ohne die Folie eines tiefern Ernstes hervor. Er verwarf jede leichtfertige Satyre, worin die Irrthümer und Mißbräuche seiner Zeit gegeißelt wurden. So erklärte er sich laut gegen eine satyrische Schrift wider die falschen Theologen, die, im Tone der Briefe von Dunkelmännern verfaßt, ihm dem Zwecke nach löblich, aber der Form nach durchaus verwerflich erschien. Im Uebrigen war dieser Humor für Luther, bei den ernsten Anfassungen des Lebens, die er so häufig erfuhr, eine besonders glückliche Mitgabe, die ihm über manche Widerwärtigkeit in einer Weise hinaushalf, welche für manche Fälle nicht leicht zu ersetzen war. Sein gesundes Naturell und sein glaubensstarker Geist machten ihn denn auch in drückenden und peinlichen Lagen noch zum Scherzen geneigt. Diese Laune hat ihn auch im Alter, als er oft über Abnahme seiner Kräfte klagte, nicht verlassen und begleitete ihn recht eigentlich bis ans Ende seiner Tage, wie aus dem durchgehends scherzhaften Tone hervorgeht, worin er wenige Tage vor seinem Hinscheiden von Eisleben aus im Zustande großer körperlicher Schwäche an seine Gattin wegen ihrer übergroßen Sorge und Aengstlichkeit in Betreff seiner Person schrieb und hierdurch einen Beweis innerer Gesundheit gab, der uns als ein eben so seltner, als schöner Zug in dem Ganzen seines Bildes gelten muß. Er schreibt: „Liese du, liebe Kethe, den Johannem und den kleinen Catechismum, davon du zu dem Mal sagtest: es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt. Denn du willt sorgen für deinen Gott, grade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saal, oder im Ofenloch, oder auf Wolfes Vogelheerd. Laß mich in Frieden mit deiner Sorge, ich hab einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind." Einige Tage später: „Allerheiligste Frau Doctorin! Wir danken euch gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen könnt; denn sint der Zeit ihr

für uns gesorget habt, wollt uns das Feuer verzehret haben in unser Herberg hart vor meiner Stubenthür; und gestern, ohn Zweifel aus Kraft euer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen und zuquetscht, wie in einer Mäusfallen. Denn es in unserm heimlichen Gemach wohl zween Tage über unserm Kopf rieselt Kalch und Leimen, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab, so groß als ein lang Küssen und zweier großen Hand breit: der hatte im Sinn, euer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge, wo du nicht aufhörest, zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen, und alle Element verfolgen. Liesest du also den Catechismum und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen, es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich, Ps. 55. und viel mehr Orten."

Werfen wir noch einen Blick auf die Erscheinungsform des Lutherischen Geistes, so treten uns hier zwei Momente entgegen, welche als bezeichnende Merkmale in das Gesammtbild seines Wesens gehören, wir meinen die Universalität und Ursprünglichkeit seines Geistes. Wir haben vorher bemerkt, daß charaktervolle Persönlichkeiten in der Regel weniger abstrakt-wissenschaftliches Bildungstalent zeigen, weil sie ihren Schwerpunkt in einem andern Lebensgebiet haben. Dieß schließt jedoch die Universalität des Geistes, als Vermögen der geistigen Intuition des Lebens in seiner Gesammterscheinung, nicht aus. Wir können uns in dieser Beziehung keine ausgezeichnete geistige Persönlichkeit als in einseitiger Besonderung verharrend denken; denn das ist ja eben ein Charakterzug der Größe, daß sie über den beschränkten Gesichtskreis gewöhnlicher Menschen hinaus sieht und fühlt, und diese Gefühligkeit des Geistes, diese Fähigkeit des Eingehens in Alles, was irgend ein Moment des Lebens, ein Organ seiner Zwecke, ein Symbol seiner höhern Bedeutung heißen mag, war Luthern in einem bewunderungswürdigen Maße eigen. Mögen manche seiner Zeitgenossen ihn an Umfang des Wissens, an der Masse positiver Kenntnisse übertroffen haben, wiewohl er auch in dieser Hinsicht über einen reichen Schatz gebot, in der Fertigkeit geistiger Anschauung der mannichfaltigsten und disparate-

sten Erscheinungen der Welt und des Lebens in ihrem Zusammenhang mit einer höhern Welt des Geistes ließ er Alle hinter sich. Ueberschauen wir den Inhalt seiner zahlreichen Schriften, seiner Briefe, die Berichte über seine mündlichen Mittheilungen im Kreise seiner Freunde, wir staunen über die Fülle der Gegenstände, Ereignisse, Zustände und Verhältnisse, welche er nie ohne Geist bespricht, weniger in systematisch geordneter Weise, wie in zwangloser Freiheit der Empfindung, je nachdem ihm dazu eine äußere Veranlassung geboten war. Wissenschaft und Leben, Staat und Kirche, Natur und Kunst, jedes Gebiet fällt gleicherweise in den Horizont seiner geistigen Sehkraft, und selbst in den scheinbar unfruchtbarsten und geringfügigsten Stoffen weiß er noch eine interessante Beziehung, oft eine Spiegelung des Großen und Göttlichen zu entdecken.

Mit dieser seltnen Tragweite seines geistigen Blickes verbindet sich die eigenthümliche Natur seiner Anschauungen. Dieselben zeigen eine Ursprünglichkeit und Naturfrische, welche unwiderstehlich anziehen und fesseln. Er sah nicht allein weiter, sondern auch anders, von einem andern Gesichtspunkt aus, wie das Auge gewöhnlicher Menschen. Unabhängig wie Wenige vom Einfluß der Tradition, der Konvenienz und der Schule, drang sein Blick leicht durch die Umhüllung, welche von hier aus die natürlichen Erscheinungen und Formen des Lebens empfangen, und vorzugsweise fühlte er sich von den elementaren Kräften, Regungen und Gestalten desselben angezogen. Vernehmen wir ihn über Dinge, die wir täglich vor Augen und die darum längst aufgehört haben, ein geistiges Interesse zu wecken, so erkennen wir leicht, in welchem Grade ihm diese elementare Anschauungsweise eigen war. Folgende Aeußerung über die weibliche Natur möge uns diesen Zug näher bezeichnen. „Ich selbst habe deß oft große Lust und Verwunderung, daß ich sehe, wie der ganze Leib eines Weibes dazu geschickt und eingerichtet ist, daß er Kinder nähren und erziehen soll. Wie fein steht es auch kleinen Mägdlein an, wenn sie Kinder tragen! wie mit feinen, bequemen Gebehrden scherzen die Mütter, wenn sie ein weinendes Kind stillen, oder in die Wiege legen! Laß nun solches einen Mann thun, so wirst du ja sagen müssen, er stelle sich dazu wie ein Kameel

zum Tanze, so gar übel steht ihm Solches an, auch wenn er das Kind mit einem Finger angreifen soll." So sehen wir ihn über Dinge, wie z. B. über die menschliche Stimme, seine „große Lust und Verwunderung" haben, an denen Tausende stumm und regungslos vorübergehen. Das Alles sehen und nicht sehen, ohne daß, wie Goethe sagt, Einem etwas dabei einfällt, geschieht dieß nicht noch täglich auch dem gebildeten und denkenden Geiste? Luther konnte nicht also vorübergehen, er konnte es nicht vermöge jenes gleichsam urbildlichen Zuges seines Geistes, wonach er in den Objekten der Erscheinungswelt überall nur Larven einer höhern Wesenheit fand. So wandelt er unter Wundern der Natur und des Geistes, nicht in stummen Erstaunen, sondern mit sinnendem, ahnungsreichem Gemüthe, wonach er mit seltner genialer Divinationsgabe den höhern Geist der Dinge herauszufühlen wußte. Hierin offenbart sich jene Originalität seines Geistes, wie seiner Welt- und Lebensanschauung, wovon sein ganzes Denken, Sinnen und Leben nur Ein fortlaufendes Zeugniß ist.

Luthers christlicher Glaubens- und Lebenscharakter.

Wie der freie, schriftmäßige Glaube es war, der als wahres Heilsprincip von Luthern wieder zu Ehren gebracht ward, so mußte dadurch nothwendig auch das Wesen der christlichen Tugend aus seiner kirchlichen Verdunkelung heraus wieder ans Licht gezogen werden. Der Begriff der christlichen Tugend war aber durch die Römische Kirchenlehre alterirt und ihrem ursprünglichen Wesen entfremdet. Was nach der Lehre des Evangeliums freier Erguß eines neuen Lebensprincips seyn sollte, war zu einem unfreien Handeln in der Gestalt eines formellen Gehorsams herabgesunken. Luther, indem er den Glauben als den Quell und das Leben aller Tugendwerke darstellte, mußte nothwendig auch in dieser Beziehung die Schranke der kirchlichen Satzungen durchbrechen und jene auf

ihr lebendiges Einheitsprincip zurückführen. War der Glaube, als Gegenstand der innern Erfahrung, bei ihm in Saft und Blut des inwendigen Menschen umgesetzt, so konnte er auch seine ethische Wirksamkeit nicht verleugnen, und mußte als sittliche Macht Sinn und Leben durchdringen.

Und wahrlich, betrachten wir dieses Leben mit unbefangenem Blicke, so liegt es als unzweideutige Ausprägung seines Glaubensprincips vor uns, in dem Maße, als dasselbe allmälig bei ihm zur Herrschaft gelangte. Haben wir gesehen, wie er einst selbst in den Fesseln der strengsten Ordenslegalität lebte, mit welcher peinlichen Aengstlichkeit er alle Vorschriften dieser Regel beobachtete, so erscheint uns sein nachfolgendes Leben mehr und mehr in der Form der christlichen Freiheit, d. h. der freithätigen Wirksamkeit seines Glaubensprincips in organischer Verbindung der Gnade und Natur, so daß sich beide bei ihm in seltner Weise berühren und durchdringen. Nicht von Außen bestimmt, sondern innerlich beseelt, entwuchs er immer mehr der ascetischen, allein auf die äußere Abtödtung der Sinnlichkeit und aller realen Lebenstriebe gerichteten Gestalt der christlichen Frömmigkeit, wie die herrschende Kirchendisciplin sie forderte. Diese positiven Lebenstriebe, die wir bei ihm in seltner Stärke vorfinden, bilden die Naturbasis seiner thatkräftigen Größe; sie durften nicht abgeschwächt, nicht unterdrückt, sie mußten als gottgegebene Vermögen zu Organen des christlichen Lebensgeistes herausgebildet und geheiligt werden. Dieß konnte allein vermittelst der freithätigen Glaubenskraft geschehen, die sich gegen kein Reinmenschliches feindselig oder exklusiv verhält, sondern es sich aneignet und in ihren Dienst zieht. Die ganze Fülle jener trefflichen Naturanlagen, jener reichen Lebenskräfte, welche wir in Luthern vereinigt finden, wäre unter der Herrschaft jener legalen Ascetik niedergehalten und unterdrückt worden. Nur der freie, ächte Glaubensgeist konnte hier als die befreiende Macht wirken und das Naturkräftige in das Gotteskräftige umsetzen, ihm die göttliche Seele einhauchen, ohne ihm sein eigenthümliches Wesen zu rauben. Dieser Proceß wurde in Luthern in einem Grade vollzogen, der nicht allein sein Lebensbild zu einem der anziehendsten und zu einer der interessantesten Er-

scheinungen in der Menschengeschichte macht, sondern zugleich auch die primitiven Bedingungen zur Vollbringung seines großen Werkes enthält. Nur diejenige innere Glaubensthat, welche nicht allein die Freilassung seiner naturkräftigen Persönlichkeit erlaubte, sondern dieselbe auch erhöhte und verklärte, konnte ein Werk vollbringen, welches den Umschwung einer ganzen Zeit hervorrief.

So dürfen wir nun Luther als Muster einer schönen und glücklichen Verknüpfung und Einigung beider Potenzen, der Gnade und der Natur, betrachten, des Christlichen, welches das Menschliche nicht unterdrückt, sondern heiligt, und des Menschlichen, welches im Christlichen seine höhere Berechtigung findet. So stark, wie das menschlich Natürliche, wie die positiven Lebenstriebe in ihm ausgeprägt waren, so kräftig war seine Anfassung durch den göttlichen Gnadengeist, und in dieser gleichmäßigen Stärke und Gewalt, wie beide sich kund geben, liegt der Reiz, wie die Größe seiner christlichen Persönlichkeit. Denken wir uns eine gleich starke Einwirkung des letztern Faktors auf eine nur schwache Naturbestimmtheit, wir würden das Bild einer schönen, weichen, im Gefühl oder in sinnender Beschaulichkeit sich offenbarenden, christlichen Frömmigkeit vor uns sehen, wie wir sie etwa in einem Thomas a Kempis oder Fenelon wiederfinden, eine thatkräftig handelnde und gar reformatorische Natur wäre nie daraus hervorgegangen. Und wiederum, denken wir uns eine Lutheratur, nach ihrer konkreten Ausprägung, ohne eine gleich durchgreifende Erfassung von der christlichen Lebensmacht, würde eine solche nicht, die sittliche Ordnung durchbrechend, maß- und bahnlos wirkend, in zerstörender Leidenschaft sich verzehrt haben? Indem Luther beide Momente auf eine wunderbare Weise in sich vereinigte, konnte er ein christliches Lebensbild darstellen, welches an Gesundheit, Einheit, Kraft und Tüchtigkeit als ohne Beispiel in der Geschichte zu betrachten ist.

Diese organische Verschmelzung des christlichen Lebensprincips mit allem Reinmenschlichen, welche das Letztere in seinem Wesen ungekränkt und in seinem natürlichen Flusse erhält, gab seiner christlichen Lebensgestalt zugleich eine Ungezwungenheit und Frische, welche, verbunden mit der natür-

lichen Gradheit seines Sinnes, alles Unfreie und Peinliche von derselben fern hielt. Was wir so häufig finden, daß eine besondere Christlichkeit mit einer unfreien Abgeschlossenheit und Befangenheit der äußern Lebensstellung verbunden ist, konnte bei dem Manne keinen Boden finden, der Christum nicht in der Gestalt eines äußerlich beschränkenden Gesetzes besaß, sondern wahrhaft als Geist und Leben inne hatte. Und indem er also, wie Wenige, im Besitz des Wesens war, konnte er um den Schein vor der Welt, um die Form nicht verlegen seyn, so daß seine Unbefangenheit in dieser Hinsicht wohl in Unbekümmertheit um das äußerliche Dekorum überging. Manchmal glaubte er jedoch in der Beobachtung seiner geistlichen Würde zu wenig sorgsam zu seyn, und klagt sich darum an. „Ich habe mir oft fürgenommen", äußert er gegen Bugenhagen, „ich wollte der Welt zu Dienst mich etwas ernstlicher und heiliger (weiß nicht, wie ich's nennen soll) stellen; aber Gott hat mir Solches zu thun nicht gegeben." Nein, es war der ungeheuchelten Einfalt seines Wesens nicht gegeben, irgend aus sich selbst herauszugehen; eher konnte er manche, vielleicht nöthige, Rücksichten christlicher Weltklugheit aus den Augen setzen und dadurch bei den Schwachen anstoßen. Wie gerne sehen wir diese Sorglosigkeit ihm nach, die aus einer solchen Quelle kommt, und die wir darum sicher nicht gegen eine rücksichtsvolle Klugheit vertauschen möchten.

Es fehlt uns nicht an ausgezeichneten christlichen Individuen, die uns ihr Bekenntniß des Herrn in einer gewissen strengen, äußern Abgeschlossenheit gegenüber der Welt darstellen, und Legion ist die Zahl Derer, deren christlicher Charakter bis zu einer nothdürftigen Beobachtung der äußern, im Christenthum begründeten Sitte zerflossen ist, allein Wenigen ist es beschieden, im Dienste der göttlichen Wahrheit aufzugehen und dabei nicht das Ich des Menschen der Selbstsucht und des Fleisches, sondern die Freiheitsrechte der individuellen Persönlichkeit sich zu retten und mit Unbefangenheit zu üben. Wir finden fast überall eine überwiegende Hinneigung nach der einen oder nach der andern Seite, je nachdem die Auffassung des Christenthums selbst eine mehr gesetzlich-orthodoxe, oder eine rationalistisch-moralisirende ist.

Es ist interessant und lehrreich, die Stellung der Parteien in der protestantischen Kirche, welche beide Richtungen repräsentiren, Luthern gegenüber in nähere Erwägung zu ziehen. Bei der einen, — wir fangen bei der zweiten an, — welche, ohne in die eigentlichen Heilswahrheiten des Evangeliums tiefer einzugehen, vom Standpunkt der Vernunft aus nur den allgemeinen sittlichen Gehalt desselben festhält, läßt sich keine entschiedene Hinneigung zu dem Manne annehmen, der so ganz im Mittelpunkt des evangelischen Glaubens stand und nur in Kraft desselben lebte und handelte. Wenn demnach die sogenannte rationalistische Partei in der Kirche den Namen Luthers hoch hält, und sich auf ihn, als eine Hauptstütze ihrer Glaubensansicht, beruft, so kann es nur vom formalen Standpunkt aus geschehen, insofern sie nämlich in Luthern den Mann verehrt, der die Schranken menschlicher Glaubensautorität durchbrochen und den Geist von den Fesseln der kirchlichen Despotie befreit. Eine Hochschätzung seiner Person, eine Berufung auf seinen Namen, welche allein auf diesem Grunde ruht, kann nur als eine höchst einseitige gelten. Luther war in der angegebenen Weise allerdings der Befreier einer Welt, und wir können seine Verdienste in dieser Beziehung nicht hoch genug anschlagen, allein er war es in der Gestalt eines auf positiven Heilsthatsachen ruhenden Glaubensgehorsams, der nicht allein seinen Freiheitsbestrebungen den Impuls gab, sondern auch die Grenze anwies, innerhalb welcher sich dieselben bewegten. Luther hat nie stärker gegen Glaubensdruck geeifert, als er sich an das positive Wort Gottes im Glauben gebunden fühlte; die Werkzeuge der Hierarchie widerstrebten seinem christlichen Freiheitsgefühl nicht mehr, als die Schwarmgeister, die den positiven Glaubensboden verlassen, seiner Gebundenheit durch dasselbige Wort. Hiernach bemißt sich nun die Stellung, welche Diejenigen zu Luther einnehmen, welche, unter Verkennung des real und lebendig Wahren im Christenthum als Heilsthat, es nur als die reinste Vernunftmoral wollen gelten lassen. Ohne Recht berufen sie sich auf Luther; er war nie Einer von den Ihrigen, so wie sie seinen positiven Glauben stets als einseitige Befangenheit im Dogma betrachten.

Kann also von dieser Seite her kein wirkliches Einverständniß und Einheitsverhältniß mit Luthern bestehen, trotz wiederholter Berufung auf seinen Namen, so stellt sich diejenige Richtung, die wir der Kürze wegen als die ultraevangelische bezeichnen wollen, kaum in ein günstigeres Verhältniß zu ihm, und dieß aus einem ganz entgegengesetzten Grunde. Auch diese Parallele wollen wir uns nicht verdrießen lassen, weil dadurch ein neues scharfes Schlaglicht auf das Porträt unsres Helden fällt.

Haben wir als das Besondere der eben angegebenen Richtung den Mangel an Ausprägung des specifisch Christlichen erkannt, wie dasselbe näher in der Lehre von der Sünde und der Gnade und insbesondere von der Rechtfertigung durch den Glauben hervortritt, so finden wir dieses Moment hier in einer Weise premirt, welche keine freie Vermittelung der sittlichen Lebenspotenzen mit dem Glaubensbewußtseyn und somit keine Anerkennung und Entwickelung der realen Persönlichkeit zuläßt. Der Gegensatz von Gnade und Natur, Gerechtigkeit und Sünde, Gott und Welt tritt hier praktisch in einer Schärfe hervor, wodurch nicht nur das, was dem Gebiet der Sünde angehört, sondern auch das an sich berechtigt Menschliche und Natürliche in diesen Gegensatz hereingezogen wird. Daher jene abgeschlossene Haltung gegen Natur und Welt in dem Sinne, in welchem sie keine Ausschließung und Unterdrückung, sondern sittliche Umbildung und Heiligung fordern; daher jene exklusive Stellung gegen die Wissenschaft als solche, jene Indifferenz oder Scheu vor der freien Forschung, daher jene Abgeschlossenheit gegen das Gebiet der Kunst, daher überhaupt jene ascetische Zurückgezogenheit von der Welt, das ängstliche Meiden ihrer äußern Formen, das große Werthlegen auf äußerliche Entsagung, daher jene unvermittelte, jeder freien Bewegung sich entäußernde, gleichsam forcirte Frömmigkeit, welche uns die von der Natur entleerte Gnade, die Abhängigkeit und Gebundenheit ohne die Freiheit, wie dort die letzte ohne die erste, und auf diese Weise eine Species der Christlichkeit darstellt, an welcher wir zwar den sittlichen Ernst, die gewissenhafte Widmung nicht verkennen, die wir aber doch, weil eine unfreie, als eine einseitige betrachten müssen, so sehr

sie gewissen Gemüthsrichtungen und Bedürfnissen sich eignen mag.

Halten wir an dieselbe das Bild unsres Luther, so kann es nicht zweifelhaft seyn, wie die Anhänger dieser Richtung sich zu demselben verhalten müssen. Das Große, Freie, Starke, Naturkräftige seines Wesens kann Denen nicht zusprechen, die in der Entäußerung von allem natürlich-realen Charakter- und Lebensgehalt die Würde und den Ruhm des Christen suchen; sie können, bei völliger Uebereinstimmung mit den Glaubensprincipien, mit einer christlichen Persönlichkeit sich nie ganz befreunden, die für sie das wider sich hat, daß sie eben zu sehr naturwüchsige Persönlichkeit geblieben und jene Zersetzung und Abschwächung durch die Gnade nicht erfahren, worin sie die Blüthe der christlichen Glaubenskraft sehen. Darum konnte Luther von dieser Seite eben so wenig die rechte Anerkennung erfahren, wie von der entgegengesetzten, und wie diese sich an seine Gebundenheit am positiven Wort, so wird jene sich stets an die freie Aeußerung und Bewegung seiner Persönlichkeit stoßen. Indem er also von zwei entgegengesetzten Richtungen, die wir beide als das Wesen und den Kern der christlichen Lebensbethätigung nicht treffend betrachten, keine gerechte Würdigung fand, müssen wir ihn als in der rechten christlichen Lebensmitte stehend betrachten, d. h. nicht in jener, welche zwischen der Wahrheit und dem Irrthum, dem Tode und dem Leben liegt, sondern in derjenigen, welche die Freiheit mit der Abhängigkeit, die Gnade mit der Natur auf eine wahrhaft organische Weise verbindet und, so wenig wir auch hier die mancherlei Gebrechen und Mängel verkennen, uns doch ein Bild vor Augen stellt, welches in seiner ächt christlich-menschlichen Lebensfülle jeder Zeit und besonders unserer, auch in dieser Beziehung in so schroffe Gegensätze zerfallenen, Gegenwart voranzuleuchten verdient.

Sehen wir in dieser Zeit das positiv Christliche, wie es scheint, immer mehr in den leeren, inhaltlosen Geist, die Freiheit in die subjektive Willkür zerfließen, so mag die Gegenwart an Luthern sich aufs Neue bewußt werden, wie es keinen Leben schaffenden Geist gibt, der nicht vom Vater und dem Sohne ausgeht und das geoffenbarte Gotteswort zum

Träger hat, und daß es keine wahre, thatkräftige, aufopferungsfähige und todesmuthige Freiheit gibt, die diesen Geist nicht zur bewegenden, heiligenden und züchtigenden Kraft hat. Und wenn die entgegengesetzte Strebung, ungleich dem Sauerteige wirkend, sich engherzig abschließt und auch diejenigen Bande lösen möchte, die den Christen auf berechtigte Weise mit der Welt und Natur verknüpfen, so mögen ihre Anhänger gleicher Weise von Luther lernen, wie man gläubiger Christ und Mensch zugleich seyn kann, wie man es seyn kann in der ganzen Kraft und Fülle beider, des Einen wie des Andern, nur nicht des natürlichen, fleischlichen Menschen. So möge an Luthers erneuertem Bilde was zerfließen will sich wiederum zu einem festen Lebenskerne und Mittelpunkte gestalten, das Bahnlose sich begrenzen, aber auch das Stehende und Erstarrte wieder in einen lebendigen Fluß gebracht werden. Von den negirenden und auflösenden Tendenzen unsrer Zeit dürfen wir uns nicht flüchten zu den unwirthbaren Hütten eines starren Buchstabenorthodoxismus, und von diesen aus werden wir noch weniger in den stolzen Tempeln einer, den Christenglauben in den inhaltlosen Geist zersetzenden, Vernunft Schutz finden. Wenn wir in der beengenden Lebensluft jener nicht frei athmen können, so sind wir in diesen allen Stürmen und Wettern der eignen Brust, wie der Welt und des Lebens ausgesetzt. Von dem sichern Hafen seines theuer erkämpften Glaubens aus sehen wir Luther das stürmische Meer des Lebens befahren, seinen stolzen Wellen Trotz bieten und von jeder, auch der gefährlichsten Fahrt mit ungebeugtem Muthe zurückkehren. Ohne jenen sichern Port wäre er bahn- und ziellos umhergetrieben, und ohne jene freie Reiselust hätte er den sichern Hafen nicht verlassen, er wäre in seiner einsamen Klause verblieben. So mag die freie organische Mischung beider Elemente vorzugsweise eine normale und vorbildliche heißen, werth, von allen Denen beachtet zu werden, die das Bedürfniß ihrer Zeit erkennen und eine wahre Vermittelung ihrer Gegensätze anstreben.

Gehen wir nunmehr auf das Besondere seines christlichen Charakters näher ein, wie derselbe sich theils in seinen Anschauungen, theils in seinem Leben ausspricht. Wie wir das

schon frühe in seinem Herzen schlummernde tief religiöse Bedürfniß von der alttestamentlichen Form einer mehr knechtischen Furcht Gottes zur wahrhaft evangelischen Glaubensstellung sich haben losarbeiten sehen, so war fortan das Mysterium einer ihm aus Gnade im Glauben geschenkten Gerechtigkeit und eines von Sünde und Tod freien Lebens der Grundton, auf den sein ganzes Daseyn gestimmt war. Es war zugleich die nie versiegende Quelle seiner geistigen Rüstigkeit, Tapferkeit und Zuversicht unter allen Anfechtungen. Von diesem Kerne aus ging der Glaubensgeist in seine Willensrichtung, wie in seine ganze Welt- und Lebensanschauung ein; es war der Brennpunkt seines Fühlens, Denkens und Wirkens, der Spiegel, in dem er Alles sah, das Richtmaß, wonach er Alles, Menschen, Ereignisse, Zustände und Verhältnisse, beurtheilte. Was er mit seinem Glaubensauge nicht erreichen konnte, was sich nicht irgendwie unter diesen idealen Gesichtspunkt stellen ließ, es sey fördernd oder störend, war für ihn nicht da; aber er wußte auch unter dem scheinbar noch so fern Liegenden Beziehung und Anknüpfung an diese seine Glaubenswelt aufzufinden. Auch in der Natur findet er Sprache und Echo dessen, was seine Seele ununterbrochen beschäftigte, und selbst in dem Aeußerlichsten, wie unter den jeweiligen Zerstreuungen, die er sich erlaubte, blieb er in höherer Weise stets gesammelt, indem er auch in diesen Bild und Abschattung seiner innern Gemüthswelt finden mußte.

Ein Beispiel möge uns dieß veranschaulichen. Auf der Wartburg sehen wir ihn einmal als Ritter Jörg an einem Jagdvergnügen Theil nehmen. Er schreibt darüber an Spalatin: „Ich bin letzten Dienstag auf der Jagd gewesen, zwei Tage, um jene bitter-süße Lust der Helden auch einmal kennen zu lernen. Wir haben gefangen zwei Hasen und ein Paar elende Rebhüner; fürwahr eine würdige Beschäftigung für müßige Leute. Ich aber hatte auch unter Hunden und Netzen meine theologischen Gedanken, und so viel Lustbarkeit mir auch jenes Schauspiel verschaffte, so sehr hat mich das darunter verborgene Mysterium mit Schmerz und Mitleid erfüllt. Denn was bedeutet jenes Bild, als daß der Teufel hinterlistig durch seine Gottlosen, Meister und Hunde, nämlich die

Bischöfe und Theologen, nachjagt den unschuldigen Thierlein? Gar zu sehr stellte sich dabei das traurigste Mysterium, nämlich von den einfältigen und gläubigen Seelen, vor meine Augen. Dazu kam noch ein erschrecklicheres Geheimniß: da ich mit Mühe ein Häslein am Leben erhalten und es in meinen Mantel gehüllt, und eine Weile weggegangen war, da tödteten inzwischen die Hunde den armen aufgefundenen Hasen, zerbissen ihm durch den Rock das rechte Bein und erwürgten ihn. Ebenso wüthet der Papst und der Satan, daß er auch die geretteten Seelen wieder verderbt, ohne auf meine Mühe zu achten. Ich bin dieser Jagd satt und schmeckt mir die andere Art besser, da mit Spießen und Pfeilen Bären, Wölfe, Eber, Füchse und diese Art gottloser Lehrer erlegt werden."

Mit der konkreten Lebensanschauung Luthers hängt denn auch seine Auffassung der göttlichen Weltregierung zusammen. Daß dieselbe eine tief gläubige seyn werde, läßt sich erwarten. Ueberall, in allen Ereignissen und Geschicken, im Großen und im Kleinen, sieht er Gottes Walten und Leitung; meist von jenem mehr alttestamentlichen Standpunkt aus, wonach dieselben mit Umgehung der Mittelursachen auf eine unmittelbare Einwirkung des Herrn der Welt zurückgeführt werden, eine Auffassungsweise, wozu jedes lebendige Gottesgefühl von selbst hinneigt. So betrachtete Luther sein Leben, seinen Beruf, seine Geschicke; Alles sah er in einem providentiellen Lichte, aber eben so geneigt finden wir ihn auch, die Versuchungen und Anfechtungen, die er zu bestehen, und die dem Herrn feindseligen Einwirkungen dem unmittelbaren Einfluß des Satans zuzuschreiben.

Diese mehr unmittelbare Beziehung des Einzelnen auf eine Alles bestimmende göttliche Kausalität kann, falsch gedeutet, gar leicht jene quietistisch-fatalistische Richtung erzeugen, wonach der Mensch, in thatenloser Hingebung an Gott, nur zu einem passiven Gehorsam in müßiger, frommer Beschaulichkeit sich für berechtigt hält, alles selbstthätige Wirken als Eingriff in den, Alles in Allem waltenden, Rath Gottes betrachtet und den Uebeln des Lebens, als von Gott bestimmt, widerstandlos und ohne versuchte Abwehr sich unterwirft. Luther, so lebendig seine Seele vom Gottesgefühle durchdrungen war,

so fest dieselbe im providentiellen Glauben stand, konnte einer solchen Verirrung keinen Raum geben. Bei aller Wärme und Lebendigkeit dieser Gefühle verkannte er vermittelst seiner gesunden Urtheilskraft keineswegs die Nothwendigkeit und Berechtigung jener Mittelursachen, wodurch Gott in der Welt wirkt und sich in ihr offenbart. Er fühlte es ganz, wie dieses Wirken an die Mitwirkung der von ihm geschaffenen beseelten und nicht beseelten Organe gebunden ist, und nennt darum „die Creaturen die Handröhren und Mittel, dadurch Gott Alles gibt, Gottes Larven und Mummereien, die er will lassen mit ihm wirken und allerlei schaffen.” Wie hätte er bei dieser Ueberzeugung einem thatenlosen Quietismus verfallen können, wenn derselbe auch seinem ganzen Temperament nicht widerstrebt hätte? Eben so wenig konnten ihn fatalistische Gründe bestimmen, den freithätigen Gebrauch der von Gott verliehenen Kräfte, als der göttlichen Weltregierung und Vorherbestimmung zuwider, zu verwerfen, und klar erkannte er die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens beider. „Man soll”, sagt er, „mit den losen Schwärmern, die dafür halten, daß Alles zuvor bestimmt sey, nicht sagen: wo ich dazu bestimmt bin, werde ich selig werden, wo nicht, so muß ich verdammt werden; soll ich sterben, so wird es mir nicht helfen, wenn ich schon meines Leibes warte, und auf mein Leben gute Achtung habe; soll ich gelehrt werden, so kann ich es auch ohne Bücher. Es hat Gott seine Verheißung mit solcher Ordnung nicht gegeben. Er will das Ende seiner Verheißung nicht ohne Mittel erfüllen. Er hat uns die Creatur gegeben; derselben sollen die Christen gebrauchen, bis daß wir zum Ende der göttlichen Verheißung kommen. Auch hat Gott die Vernunft und auch den Rath und Hülfe der Vernunft nicht darum gegeben, daß du sie verachten sollst, welches entweder die thun, die vermessen sind, oder die da verzweifeln, wenn sie also sagen: Ich thue, was ich wolle, so kann ich doch das nicht verhindern, was nothwendig und durch ein Schicksal geschehen soll und muß. Das sind Worte derer, die verzweifeln. Die aber vermessen sind, pflegen solche Worte zu führen: Wenn ich schon nicht esse, so werde ich doch wohl leben, wenn ich leben soll. Wir sollen uns wohl vorsehen, daß

wir Gott nicht versuchen, weder durch solche Vermessenheit, noch durch Verzweifelung."

So gab er beiden Momenten ihr Recht, so wußte er die menschliche Thätigkeit und Kraftanstrengung mit der göttlichen Weltregierung zu verbinden, und in dieser schönen Verknüpfung der Abhängigkeit und der Freiheit erscheint denn auch der christliche Charakter seines Lebens. Waren schon seine kräftigen Naturtriebe weniger zu einem müßigen Zusehen und Abwarten geschaffen, so hatte er im Glauben nicht minder jene Freiheit des Geistes errungen, kraft welcher er sich immer mehr als ein thätiges Werkzeug in der Hand Gottes erkannte, um in diesem Bewußtseyn fort und fort zu Seiner Ehre zu wirken. Hierin fühlte er den schärfsten Sporn zu einer unausgesetzten Thätigkeit. Wie er die Menschen die Larven nennt, unter denen Gott sich verbirgt, so fühlte er sich als eine solche Larve in der Hand des Herrn, Seine Sache im Kampf mit der Welt zu führen. So steht er als ein geharnischter Ritter vor uns, angethan mit dem Schild des Glaubens und dem Schwert des Geistes, wachend, betend und streitend, aber eben so bereit zu leiden und zu sterben, wo es die Ehre der Wahrheit erfordert. Nur aus dem Zusammenwirken der sich gegenseitig bedingenden Gefühle der Abhängigkeit und Freiheit ist diese Richtung und Gestalt seines Lebens zu erklären. Ohne die erste wäre er in bahnlose Willkür, ohne die zweite in einen thatenlosen Quietismus gefallen, wenn nicht bei seinem ersten geschäftigen Gesetzesdienst stehen geblieben.

Beiden Seiten begegnen wir weiter als christlicher Ausprägung seines Charakters in der Gestalt der Demuth und eines unerschrockenen Muthes, wovon jene seinem Abhängigkeits-, dieser mehr seinem Freiheitsbewußtseyn entspricht, während beide, nach entgegengesetzten Richtungen sich die Wage haltend, seinem Wesen jene feste, unerschütterliche Haltung gaben, welche überall von der Kraft der Wahrheit unzertrennlich ist. Diese seine Demuth war die Frucht jener Glaubensstellung, kraft welcher er Alles, was er war, keinerlei Verdienst seiner Werke, sondern allein der freien, erbarmenden Gnade Gottes verdankte. Er sagt selbst: „Es muß eine rechte Demuth folgen, wo der Glaube rechtschaffen ist", und nennt es „ein

hoch übernatürlich Ding und die Fülle göttlicher Gnade, daß ein Mensch seine Nichtigkeit erkenne." Wie hätte auch irgend eine Regung der Selbsterhebung und der Hoffart in der Seele Dessen Raum finden können, der in so schmerzhaften Erfahrungen an sich selber die Nichtigkeit alles eignen Werthes und Verdienstes hatte kennen lernen? Was hat er je für seine Person an äußerm Ansehen, an Ehre und Auszeichnung gesucht, selbst stets bereit, Ehre zu thun Jedermann? Wenn er dieses als das Kennzeichen wahrer Demuth bezeichnet, daß sie sich selbst unbewußt sich äußert, daß sie „quillet wie das Wasser aus dem Brunn, und das da von ihm selbst folget, ungesucht, daß sie geringe Gebärde, Wort, Stätte, Person, Kleider führe", so trug sein ganzes Wesen den Charakter dieser Demuth wie in seinem reformatorischen Wirken, so in seiner ganzen äußern Erscheinung und Umgangsweise, wie wir dieß an andern Orten näher nachgewiesen. Was er weiter von dem Demüthigen sagt: „daß er sich begnügen lasse an seinem geringen Wesen einfältiglich und der Höhe nicht gedenke", hat er selbst wie Wenige auch unter Umständen bewiesen, die wohl geeignet waren, ein weniger durchläutertes Gemüth den Regungen der Selbsterhebung und der Ehrsucht zu öffnen. Ihm blieben sie stets fremd, auch unter den glorreichsten und unerwartetsten Erfolgen seiner Wirksamkeit und bei der ehrenvollsten Anerkennung seiner Thaten. Nie hat er der Stimme des Ruhmes Gehör gegeben, nie um Ehre bei den Menschen gebuhlt, wohl aber stets jedes Lob, jede Ehrenbezeigung, die seiner Person galt, aufs Entschiedenste von sich gewiesen, wie wir dieß namentlich bei der Schilderung seines geselligen Charakters näher dargethan.

Allein so wenig er es bei seinem großen Werke auf persönliche Erhebung abgesehen und nie das Seine gesucht, so wenig konnte und wollte er sich demüthigen vor irgend einer Macht, und besonders vor der kirchlichen oder weltlichen Hoheit, wenn sie die Gewalt zur Unterdrückung der Wahrheit mißbrauchte. Dann zeigt er uns stets die edelste Selbsterhebung, einen Muth, von dem wir wissen, wie er vor keiner Gefahr zurückwich, und eine Unbeugsamkeit, die bei hartnäckigem Widerstande auch in Trotz überging. Aber hierbei

scheidet er strenge die Angriffe, die seiner Person galten, von denen, die auf die Sache gerichtet waren, welcher er vorstand. „Meiner Person und Lebens halben will ich mich demüthigen für jedermann, auch für einem Kinde, Gnade und Gunst bitten, sofern sie dem Evangelio nicht feind sind: denn für mein Leben gebührt mir nichts, denn der Höllen Abgrund, das weiß ich gewißlich, so gestrenge gerichtet wird. Aber meines Amts und Lehre halben, und sofern mein Leben derselben gleich ist, warte nur Niemand seiner Geduld noch Demuth, sonderlich die Tyrannen und Verfolger des Evangelii."

Es ist Luthern zum Vorwurf gemacht worden, daß bei dem Allen sein Leben von übermüthiger Selbsterhebung nicht frei zu sprechen sey, und daß er hierdurch seiner Sache geschadet, wie denn auch sein Landesherr und manche seiner Freunde die leidenschaftliche Härte seiner Rede oft getadelt und ihn zur Milde und Sanftmuth ermahnt. Allerdings mag sein Eifer ihn zuweilen überholt, und er mag die Worte, deren er sich seinen Widersachern gegenüber bediente, nicht immer gehörig abgewogen haben; wir geben zu, daß seine derbe, plastische Natur nicht immer von dem Geiste evangelischer Milde geleitet war. Allein wenn wir die eigenthümliche Lage erwägen, in der er sich befand, und von der einen Seite berücksichtigen, wie es doch immer nur die hinterlistige Feigheit und Bosheit seiner Feinde war, die ihn zu einem Uebermaß der Leidenschaft hinriß, während er im ehrlichen Kampfe sich stets zu beherrschen wußte, und von der anderen Seite bedenken, wie oft er's erfahren mußte, daß grade durch ein glimpfliches und schonendes Verfahren von seiner Seite der Uebermuth und Trotz seiner Gegner am meisten gesteigert wurde, so möge sein zuweilen überwallender Zorneifer hierdurch, wo nicht gerechtfertigt, so doch entschuldigt werden, besonders wenn wir auf die Gradheit und Ehrlichkeit seiner Absichten sehen, welche stets auch durch die heftigste innere Erregung hindurchleuchtet, wie er denn in dieser Beziehung so wahr sagt: „Bin ich unbescheiden, so bin ich doch ehrlich und deutsch und halte dafür, daß ich es hierin meinen Feinden zuvor thue, die auf das allerlistigste schreiben." Zuweilen

fühlte er selbst, wie sein Eifer, namentlich im Ton seiner Rede, ihn zu weit führe, und bedauerte es, „nicht so fein sachte und lieblich regnen zu können, wie Melanchthon und Brenz", aber dann gesteht er auch, wie er aus guten Gründen und mit Absicht seinen Feinden so oft geharnischt entgegengetreten. Er weist auf Christus, Petrus und Paulus hin, die auch nicht immer sanft daher gefahren seyen, und fährt dann fort: „Ich habe auch manch fein Büchlein freundlich und sanfte geschrieben, dazu mich aufs allerdemüthigste erboten, und ihrer Lügen und Lästerung über die Maßen viel ertragen. Aber je mehr ich mich gedemüthigt habe, je mehr sie toben und mich und meine Lehre lästern, bis daß sie verstockt sind, weder hören noch sehen können. Wer nun des Sinnes ist, daß er solche meine viele Geduld und Erbieten nicht ansiehet, — was soll mich's bewegen, so er sich an meinem Schelten ärgert? Wer meine Lehre mit rechtem Sinne fähet, wird sich an meinem Schelten nicht ärgern. Summa, warum ich so hart bin, soll zu seiner Zeit wohl klar werden. Wer nicht will glauben, daß es aus gutem Herzen und wohl gethan, der mag's lassen; er wird's doch wohl bekennen müssen dermaleinst. Es hat mich wohl auch mein gnädigster Herr schriftlich und viele Andere dergleichen ermahnt, aber meine Antwort ist immer gewesen, daß ich's nicht lassen will noch soll. Mein Handel ist nicht ein Mittelhandel, der etwas weichen oder nachgeben, oder sich herunter lassen soll, wie ich Narr bisher gethan habe."

Dieß möchte hinreichen, Luthers Charakter in dieser Beziehung festzustellen, wenn derselbe nicht grade von dieser Seite in einem besondern Falle die heftigsten Angriffe erfahren, und zwar wegen seines Benehmens gegenüber Heinrich VIII. von England. Will man ihn beschuldigen, so weist man auf die unehrerbietige und rücksichtslose Weise hin, wie er gegen denselben auftrat, und zwar wird ihm bei diesem Handel nicht allein übermüthige Selbsterhebung, sondern auch Feigheit und Niedrigkeit der Gesinnung vorgeworfen. Da Luthers christlicher Charakter grade von dieser Seite her die schwersten Anschuldigungen erfahren, die allerdings für die oberflächliche Betrachtung einen Scheingrund der Wahrheit haben

können, so sey es erlaubt, zur Rettung seiner Christenehre, seine Handlungsweise bei dieser Gelegenheit und die in derselben dargelegte Gesinnung in ihr wahres Licht zu stellen.

König Heinrich VIII., ein Fürst von grausamer und wollüstiger Gemüthsart, dessen eheliches Leben eine ganze Kette von Greueln darbietet, strebte zugleich nach dem Ruhme eines Theologen und eines Beschützers des Glaubens und gedachte durch einen heftigen Angriff auf Luther, in seiner Schrift gegen dessen Werk von der Babylonischen Gefangenschaft, sich einen neuen Lorbeer zu verdienen. Er beschuldigt Luthern, mit sich selbst im Widerspruch zu seyn, und aus Hochmuth, Haß und Neid wider den Papst geschrieben zu haben. Empfindlicher konnte Luther nicht verletzt werden, dessen Lehre grade ein Meisterstück principmäßiger Konsequenz ist, und der sich wie Keiner bewußt war, allein aus innerm Wahrheitsdrang, ohne alle eigensüchtige Absichten, gegen Papst und Kirche aufgetreten zu seyn, wie er dieß wiederholt bezeugt hat. Dazu kam, daß sein königlicher Gegner diese Beschuldigungen in einem anmaßenden und herrischen Monarchentone ausgesprochen. Luthers Lehre und Wirken sollte durch weltlichen Hoheitsspruch niedergehalten und unterdrückt werden. Dieß war es vor Allem, was seine freie und glaubensmuthige Seele empörte, und dieß um so mehr, da der Angriff von einem Fürsten ausging, dessen Regierung eine Reihe der schnödesten Greuelthaten bezeichnete. Der Mann, der allein vor der königlichen Gewalt der Wahrheit sich beugte, sollte Menschen mehr gehorchen, denn Gott, in feiger Unterwürfigkeit der Menschen Knecht seyn. Je mehr er in den weltlichen Fürsten von Gott verordnete Diener innerhalb ihres Berufes sah, desto pflichtwidriger mußte es ihm erscheinen, wenn sich dieselben zu Herren über den Glauben aufwarfen. Wäre der Angriff, den Luther von Seiten des Königs erfuhr, von einer nicht fürstlichen Person ausgegangen, er würde ihn sicher in einer mildern Weise abgewiesen haben; allein daß Heinrich als Monarch in einem hochfahrenden Tone ihn schrecken und einschüchtern wollte, dieß mußte Luther um so mehr zu einem rücksichtslosen Gegenangriff reizen, als sonst im Volke leicht der Wahn entstehen konnte, daß die weltliche Macht ein Recht

habe, die Unterthanenpflicht auch auf das Glaubensgebiet auszudehnen. Wundern wir uns darum nicht, wenn wir den tief verletzten Mann hier in einer ähnlichen Entrüstung sehen, in welcher der Herr einst die Pharisäer Schlangen- und Otterngezüchte nannte und bei welcher auch Scheltworte nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen werden dürfen.

Allein wie erklären wir's, daß Luther nach dem Vorgefallenen denselben König von England einige Jahre später wegen seines heftigen Schreibens um Verzeihung bitten und sich so tief vor ihm demüthigen konnte, ohne in den Verdacht der Feigheit und des Wankelmuthes zu fallen? Grade dieser Schritt zeigt uns ihn von einer so edeln und ächt christlichen Seite, daß derselbe gleichfalls eine nähere Beleuchtung verdient. Während der langdauernden Mißhelligkeiten des Königs Heinrich mit dem Papste hatte sich allmälig die Meinung verbreitet, daß derselbe für die Sache des Evangeliums günstig gestimmt und zu einem Beitritte nicht abgeneigt sei. Diese Ansicht bestimmte den vertriebenen König Christiern von Dänemark, Luthern in einem Schreiben eindringlich zu bitten, Alles zu versuchen, um Heinrich für die Sache des Glaubens zu gewinnen. Dieß konnte freilich nicht eher geschehen, als bis der widrige Eindruck jenes heftigen Schreibens auf den König beseitigt war. Luther schwankte anfangs; endlich bestimmte ihn der Hinblick auf die Größe und Heiligkeit der Glaubenssache, alle menschlichen Bedenken aus den Augen zu setzen und in edler Selbstverleugnung sich dem Könige zu nähern. In dem an ihn gerichteten Schreiben demüthigt er sich aufs Tiefste, entschuldigt sich, daß er sich von Andern habe reizen lassen, bittet um Verzeihung, da er vernommen, daß Se. Majestät dem Evangelio nun wohl gewogen sey, und schließt mit den Worten: „O wie wünschte ich aus allen meinen Kräften, daß ich über solchem Wunder" (des Beitritts zur Reformationssache) „an Ew. Königl. Majestät mich herzlich freuen und darob frohlocken möchte. Und der Herr, für deß Augen und nach deß Willen ich dieß schreibe, wolle meine Worte kräftig und thätig machen, daß der König in Engelland in kurzem ein vollkommener Jünger des Herren,

dazu des Luthers gnädigster Herr werde. Wo es Ew. Maj. gefällig wäre, warte ich auf eine gnädige und gütige Antwort."

Sehen wir auf den tief unterwürfigen Ton, in welchem Luther hier zu demselben Könige von England spricht, dem er früher auf seinen Angriff so schroff entgegengetreten war, so könnte vielleicht nach menschlich-natürlicher Beurtheilungsweise der Gedanke an eine menschengefällige Schwäche entstehen, die ihn hier übernommen. Fassen wir jedoch die durchaus edeln Motive ins Auge, die ihn bei diesem Schritte leiteten, nämlich in christlicher Selbstverleugnung, wider seine menschlichen Gefühle, nichts, auch das Schwerste nicht unversucht zu lassen und selbst seine Ehre vor den Menschen preis zu geben, wo es die Ehre seines Herrn und die Verherrlichung seines Evangeliums galt, dann müssen wir grade in dieser tiefen Demüthigung seiner Person die ganze Größe der ihn beherrschenden christlichen Lebensmacht bewundern. Denn wie schwer mußte es dieser starken Mannesnatur eingehen, die vor dem Papst, wie vor Kaiser und Reich sich als unerschütterlich bewährt hatte, im Tone tiefster Unterwürfigkeit Verzeihung zu erflehen von einem weltlichen Herrscher und den, ihm vor Allem verhaßten, Schein menschengefälliger Schwäche als sein schwerstes Kreuz auf sich zu nehmen! Aber dasselbe Bewußtseyn, nicht sein, sondern Gottes Werk zu treiben, welches ihn stark gemacht, sein „hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" vor der geistlichen und weltlichen Hoheit auszurufen, trieb ihn nicht weniger, im Dienste desselben Herrn und zur Ehre desselben Evangeliums auch zur tiefsten Selbsterniedrigung sich herabzulassen und mit dem Apostel durch gute wie durch böse Gerüchte zu gehen.

Luther hatte diesen Schritt gethan; schwer war er dem Fleische eingegangen, doch fernhin nicht zu schwer, wenn der Erfolg nur einigermaßen seinen Erwartungen entsprochen. Hätte nur irgend ein Funke von Edelmuth oder von christlichem Gefühl in Heinrichs Seele geschlummert, er würde die Hand zum Frieden geboten haben. Kleine Seelen verleugnen sich auch im königlichen Purpur nicht. Heinrich VIII. triumphirte; er sah seinen verhaßten Gegner zu seinen Füßen; er bezüchtigte ihn in einer höhnischen Schrift, der er Luthers

Brief beidrucken ließ, öffentlich des Widerrufs, und weidete seine Augen im Gefühle seiner königlichen Majestät an dem Opfer, das vor seiner Herrschermacht sich so tief gedemüthigt.

Wer nur irgend einen Blick in Luthers Seele gethan, kann die ganze Macht des Eindrucks errathen, den dieses unwürdige Verfahren des Königs auf unsern Helden machte. Kein Moment seines Lebens zeigt uns ihn in ähnlicher Aufregung. Reue, Scham und Zorn kämpfen zugleich in ihm, daß er sich so tief gedemüthigt, nicht seiner Person halber, sondern weil sein Schritt als Feigheit und Widerruf in Betreff seines Glaubens und seiner Lehre ausgeschrieen ward. In seiner „Antwort auf des Königs von Engelland Lästerschrift", die wie ein Strom entrüsteter edler Leidenschaft daher rauscht, bezeugt er, anfangs haben schweigen zu wollen, es aber wegen der Beschuldigung des Widerrufs nicht vermocht zu haben. „Das gehet nicht an meine Person (welche soll leiden und schweigen), sondern meine Lehre (welche soll schreien und schmeißen). Hier gebe mir Gott nur keine Geduld und Sanftmuth. Hie sage ich: Nein, nein, nein! weil ich eine Ader regen kann, es verdrieße König, Kaiser, Fürsten, Teufel, und wen es will." Und dann ruft er in erhabener Ironie, welche an den Apostel Paulus gegenüber den Korinthern erinnert, aus: „Hilf Gott, wie genau und mit geschwinden Griffen sucht man mich! Bin ich nicht ein theurer, edler Mann? Ja freilich, in tausend Jahren ist kaum ein edler Blut gewesen, denn Luther. Wie so? Rechne du selbst! es sind nun drei Päpste gewesen, so viel Kardinäle, Könige, Fürsten, Bischöfe, Pfaffen, Mönche, große Hansen, Gelehrte und die ganze Welt, die allzumal an des Luthers Blut Verräther, Mörder, Henker sind, oder je gerne wollten seyn, und der Teufel auch mit den Seinen. Pfui dich, ich bin selbst meinem Blute feind, wenn ich daran denke, daß ich solche herrliche, köstliche Henker und Mörder haben soll. Dem türkischen Kaiser sollte solche Ehre widerfahren, nicht solchem armen Bettler, als ich bin. Aber weil sie es je seyn wollen, muß ich solche Ehre leiden, und aus ihrem Zorn und Wüthen meines Herzens Freude und Spiel machen. Diese Fastnacht würde mir sonst vielleicht nicht freudenreich genug seyn, ich hätte denn solche mächtige, hoch-

geborene, gelehrte Larven und Narren, die mir hofierten." Er bezeugt dann, wie er vor keinem Mächtigen der Erde sich demüthige, der Meinung, als reue ihn seine Lehre und habe Unrecht gelehrt und suche Gnade. „Der Lehre halben ist mir Niemand zu groß, ich halte ihn für eine Wasserblase und noch geringer. Das andere Stück, mein Leben und persönlich Wesen, weiß ich zu guter Maaßen sehr wohl, daß es sündlich und keines Trotzens ist; ich bin ein armer Sünder und lasse meine Feinde eitel Heilige und Engel seyn. Wohl ihnen, so sie es können erhalten. Nicht daß ich für der Welt und den Unchristen solches seyn will, sondern für Gott und seinen lieben Christen. Für der Welt will ich auch fromm seyn, und bins so sehr, daß sie nicht werth seyn sollen, mir die Schuhriemen aufzulösen." Er erzählt dann, wie er auf dringendes Bitten des Königs Christiern sich habe bewegen lassen, jenen Brief zu schreiben, und es für seine Christenpflicht gehalten, weil jeder Christ seiner Person und Werke halben sich vor dem andern demüthigen solle. „Wer weiß, dachte ich, es sind des Tages zwölf Stunden; wenn du eine gute Stunde treffen könntest in Gottes Namen, und den König zu Engelland gewinnen, wärest du es ja schuldig zu thun, und wo es an dir sollt fehlen, thätest du Sünde. Ich armer Trunkenbold speiete also den demüthigen, verlorenen Brief heraus. Ich habe leider die Vermahnung Christi nicht gehalten, daß ich die Perlen nicht für die Säue würfe. Ich bin ein Schaaf und bleibe ein Schaaf, daß ich so leichtlich gläube, mich so führen und leiten lasse, solchen Dunkern zu hofieren, und nicht vielmehr meinem eignen Sinn folge. Aber doch, was ich gethan habe, reuet mich nicht, weil ichs dem Evangelio zu Dienst gethan habe, und freue mich über die Maaßen sehr, daß es so herzlich guter, einfältiger Meinung von mir geschehen ist, und so schändlich und lästerlich von der Welt wird angenommen." Dann erhebt sich seine ganze Seele und in muthig-tragischer Entrüstung ruft er aus: „Wohlan, all zusammen, wie ihr zusammen seyd und zusammen gehöret, Teufel, Papisten und Schwärmer auf einen Haufen, nur frisch an den Luther! Ihr Papisten von vornen her, ihr Schwärmer von hinten zu, ihr Teufel von allen Enden dran, hetzt, jagt, treibet getrost, ihr

habt das rechte Wild für euch. Wenn der Luther liegt, so seyd ihr genesen und habt gewonnen. Ich sehe doch wohl, daß alles verloren ist, es hilft kein Schelten, kein Lehren, kein Vermahnen, kein Dräuen, kein Verheißen, kein Bitten, kein Flehen, keine Geduld, keine Demuth, kein Heucheln, kein Locken; wie ichs versuche, wende und kehre, so gilts nichts. Wohlan, so gelte der Trotz in Gottes Namen! Wen es gereuet, der lasse ab! wer sich fürchtet, der fliehe. Mein Rückhalter ist mir stark und gewiß genug, das weiß ich. Ob mir gleich die ganze Welt anhinge und wieder abfiele, das ist mir eben gleich und denke: ist sie mir doch zuvor auch nicht angehangen, da ich allein war; wer nicht will, der lasse es; wer nicht bleibt, der fahre immer hin. Ich habe das Meine gethan, euer Blut sey auf eurem eignen Kopf und nicht in meinen Händen."

Fassen wir nunmehr das Ganze der Handlungsweise und der darin ausgesprochenen Gesinnung unsres Helden gegenüber Heinrich VIII. zusammen, so ist es unmöglich, dieselben als fleischlichen Hochmuth und Trotz, oder als sich selbst erniedrigende Schwäche zu mißdeuten, sondern wir erkennen darin die Glaubens- und Naturseite seines Wesens in ihrer letzten, äußersten Spannung, sehen aber dennoch die höchste Energie der letztern von der Kraft des ihn durchdringenden Gnadengeistes überboten. Von der tiefsten Stufe der Selbsterniedrigung sehen wir ihn zu jener zugleich beschämten und mutherfüllten Entrüstung seiner Seele sich erheben, in welcher er jeder Gefahr spottet und, seinen Herrn im Rückhalt, von Allen verlassen, der ganzen Welt Trotz zu bieten sich stark fühlt. Ein tragisch erhabener Moment seines Lebens, der an ergreifender Kraft und, um in der Sprache des Dichters zu reden, an dramatischer Schönheit von keinem andern übertroffen wird, ja in der Geschichte menschlicher Seelenkämpfe als einzig dasteht. Ein Bild unsres Helden von der Hand eines Künstlers, das uns die Züge seines Antlitzes, den Blick seines Auges, durch diesen Kampf hervorgerufen, treu wiedergäbe, möchte zu dem Großartigsten gehören, was die historische Malerei irgend aufzuweisen hat.

Luthers christlicher Lebenscharakter hat außer den Angriffen, welche seine Handlungsweise gegenüber Heinrich VIII. hervorrief, keine schwerern Anfechtungen in dieser Beziehung erfahren, als wegen seines Benehmens bei dem Abendmahlsstreite. Dasselbe verdient nicht weniger eine unparteiische Würdigung. Es ist nämlich Luthern bei diesem Streite Härte, Anmaßung und Unversöhnlichkeit vorgeworfen worden. Um die Wahrheit dieser Beschuldigungen richtig zu würdigen, haben wir uns zunächst zu erinnern, wie er sich in Betreff des heil. Abendmahls, mit Ausnahme der Transsubstantiation, im Wesentlichen zu der Lehre der alten Kirche bekannte, wonach der Leib und das Blut Christi im Brod und Wein enthalten ist und im eigentlichen Sinne empfangen und genossen wird, gemäß der buchstäblichen Auffassung der Worte: dieß ist mein Leib.

Karlstadt, der schon früher wegen seines fleischlichen Eifers im Betreiben des Reformationswerkes Luthern gerechten Anstoß gab und heftig von ihm getadelt wurde, war der Erste, der gegen diese Lehre auftrat, indem er die Worte im allegorischen Sinne nahm und demnach die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sakramente leugnete. Dieß hieß Luthern die Axt an den Baum des Lebens selbst legen. Vermöge seiner zur Mystik geneigten Natur konnte er so weit gehen, in der Abweichung von seiner Lehre vom Mysterium der Eucharistie einen Abfall vom Evangelium selbst zu finden; mit demselben stand und fiel ihm sein ganzes Christenthum. So konnte er, was nicht mit ihm an dieser Lehre festhielt, auch nicht als in der Gemeinschaft des Glaubens befindlich erkennen, ja, er fand in Karlstadts Lehre eine frevelnde Herabsetzung des Sakraments, eine Lästerung Christi, und betrachtete den Widerspruch gegen seine Auffassung als Eingebung des Satans. „Doktor Karlstadt", sagt er in seiner Schrift wider die himmlischen Propheten, „ist von uns abgefallen, dazu unser ärgster Feind worden. Christus wolle ja nicht erschrecken und uns seinen Sinn und Muth geben, daß wir ja nicht irren noch verzagen für den Satan, der da fürgibt, er wolle das Sacrament rechtfertigen, aber gar ein viel anderes im Sinne hat, nämlich die ganze Lehre des Evangelii, so er bis-

her mit Gewalt nicht hat mügen täuschen, mit listiger Handlung der Schrift zu verderben." Gleichwohl fand die allegorisirende Ansicht Karlstadts im südlichen Deutschland und in der Schweiz mehr und mehr Anhänger, Zwingli und Oekolampad an der Spitze, und auch der von Luther so hochgeschätzte Bucer bekannte sich zu derselben.

Wie tief mußte durch die Verbreitung einer Lehre, die ihm von seinem Standpunkt aus als Ketzerei und Lästerung erschien, sein ganzes Innere aufgeregt werden! So tief aber diese seine Ueberzeugung mit den geheimsten Fäden seines ganzen Glaubensdaseyns zusammenhing, so heftig tritt er in seinen Schriften und Briefen wider seine Gegner auf, nennt sie Schwärmer, Sakramentszauberer und ihren Wahnsinn ärger als der Papisten. Er konnte sich bei seiner, einem innern Zuge seines Wesens entsprechenden, mystischen Auffassung dieser Lehre keine andere als irgend berechtigt denken, und wies darum auch alle Vergleichsvorschläge von Seiten seiner Gegner von der Hand. Jedes Nachgeben, jedes Eingehen auf dieselben erschien ihm als ein dem Unglauben und der Lüge gemachtes Zugeständniß. Wiederholt angegangen, doch um des Friedens willen irgend einen annähernden Schritt zu thun, unterwarf er diese ganze Lehre zu verschiedenen Malen der sorgfältigsten und gründlichsten Prüfung; redlich war er bemüht, irgend eine Seite derselben aufzufinden, woran er zur möglichen Schließung eines Vergleiches anknüpfen könnte, allein er gesteht die völlige Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen. Er sagt: „Ich hab so harte Anfechtung da erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gern heraus gewesen wäre, weil ich wohl sah, daß ich damit dem Papstthum den größten Stoß versetzen könnte. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text ist mir zu gewaltig da, und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinn reißen. Ja, wenn noch heutiges Tages möchte geschehen, daß Jemand mit beständigem Grund beweisete, daß schlecht Brod und Wein da wären, man dürfte mich nicht so antasten mit Grimm. Ich bin leider allzu geneigt dazu, so viel ich einen Adam spüre." Wir entnehmen hieraus den ganzen Ernst und die ganze Gewissenhaftigkeit seines Bemühens, diesen Streitpunkt, wo nur immer

möglich, zu erledigen, allein wir sehen zugleich, wie er durch die innigste Ueberzeugung sich gebunden fühlte.

Denken wir uns diesen Mann von seinen Gegnern gedrängt und aufs heftigste angefochten, so daß, wie er sagt, nicht einmal seine Feinde, die Papisten, ihn so zerrissen, wie jene Freunde, die doch vor ihm nichts waren, so möge der Ungestüm und die Heftigkeit, womit er gegen dieselben auftrat, hierin ihre mildernde Erklärung finden. Wo so viel Redlichkeit des Willens bei der gewissenhaftesten Ueberzeugungstreue uns entgegentritt, wer mag da zwischen göttlichem und menschlichem Eifer scheiden? Was die Beschuldigung der Unversöhnlichkeit betrifft, so tritt sie hier nicht weniger in ihr rechtes Licht, besonders wenn wir bedenken, wie die Stellung Luthers und die seiner Gegner hier keineswegs gleich war. Ersterer sah in seiner Ueberzeugung eine Lebensfrage für das Evangelium. Wer sie nicht theilte und sie bekämpfte, mußte ihm als ketzerisch und gottlos erscheinen. Luthers Widersacher dagegen konnten seine Lehre höchstens für ungereimt und überspannt halten, worin kein hinlänglicher Grund lag, mit ihm zu brechen. Gleichwohl kam er in Bezug auf seine äußere Stellung zu seinen Widersachern allmälig zu einer mildern Ansicht, und wenn auch im Religionsgespräch zu Marburg in Betreff der Abendmahlslehre kein eigentlicher Vergleich zu Stande kam, so einigte man sich doch darin, „daß ein Theil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten sollten, daß er sie durch seinen Geist in dem rechten Verstande bestätigen wolle", wie denn Luther auch nach seiner Rückkehr in seiner ersten Predigt zu Wittenberg die Hoffnung aussprach, daß die bereits stattgefundene freundliche Annäherung wohl noch in ein brüderliches Einvernehmen übergehen könne.

Bei der Betrachtung eines christlichen Charakters muß der Blick nothwendig auch auf die innern Gegensätze und Hemmungen fallen, welche demselben nach seiner Besonderheit entgegentreten, und unter denen er sich entwickelt. Außer den allgemeinen nämlich, wie dieselben in der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur überhaupt liegen, hat der Einzelne, je nach

Anlage und Temperament, noch seine besondern feindseligen Mächte zu bekämpfen. Starke und außerordentliche Naturen stehen meist auch unter dem Einfluß ganz eigenthümlicher Gegenwirkungen, welche, wie es scheint, mit jeder außergewöhnlichen Geistesbegabung zusammenhängen. Der Pfahl im Fleisch, des Satans Engel, der den Apostel Paulus mit Fäusten schlug, wofür er dreimal den Herrn gebeten, daß er von ihm weiche, war eine solche außergewöhnliche dunkle Macht, die aus den Tiefen seiner mächtigen Seele auftauchte. Ganz in ähnlicher Weise verhielt es sich mit Luther. Er hatte, außer dem Kampfe mit der Hierarchie und der Welt, eben so außerordentliche Kämpfe mit den innern Mächten der Finsterniß zu bestehen, deren Natur wir zwar nicht genau angeben können, die aber offenbar mit krankhaften Verstimmungen seines Nervensystems zusammenhingen. Kleinmuth, Furcht vor äußern Gefahren, welche Andern zusetzten, waren es nicht, die er zu bekämpfen hatte, eben so wenig die Regungen der Sinnlichkeit im gewöhnlichen Sinne; es waren Anfechtungen ganz eigenthümlicher Art, wobei seine Seele sich meist in einem Zustande tiefer Herabstimmung befand und fast aller geistigen Spannkraft entbehrte.

So finden wir ihn auf der Wartburg. Mitten aus dem bewegtesten Leben herausgerissen, beraubt seiner Freunde, ohne entsprechenden geselligen Verkehr und wenigstens im Anfang ohne bestimmte Thätigkeit, dabei ohne hinlängliche Körperbewegung, sehen wir ihn hier in einem Zustande körperlich-geistiger Verstimmung, in dem er die schwersten Anfechtungen zu erdulden hatte. Er klagt darüber seinem Freunde Melanchthon: „— Mich verwirret und kreuzigt deine so treffliche Meinung von mir, der ich unsinniger und verhärteter Mensch doch müßig hier sitze, leider wenig betend, nicht einmal seufzend für die Kirche Gottes, vielmehr von heftigen Feuern meines ungezähmten Fleisches brenne: in Summa, der ich glühen sollte vom Geist, glühe ich vom Fleisch, Gelüsten, Faulheit, Müßiggang, Schläfrigkeit: ich weiß nicht, ob, weil ihr nicht für mich betet, Gott sich von mir abgewendet hat; du trittst jetzt an meinen Platz, reicher an Gaben Gottes und ihm angenehmer. Es sind schon acht Tage, daß ich nicht

schreibe, nicht bete, nicht studiere, theils von Anfechtungen des Fleisches, theils von andern Beschwerden geplagt. Wo es nicht besser wird, muß ich allerwege öffentlich gen Erfurt; dort wirst du mich sehen, oder ich dich, denn ich muß die Aerzte oder Chirurgen um Rath fragen. Denn ich kann dieß Uebel nun nicht länger ertragen" (er litt vor Allem an hartnäckiger Verstopfung); „denn ich wollte leichter zehn große Wunden ertragen, als diese geringe Spur eines Schadens. Vielleicht sucht mich Gott auch deßwegen so schwer heim, damit er mich aus dieser Wüstenei wieder ans Licht ziehe." Ein andermal klagt er, wie er sich in jener Einöde tausend Satanassen preis gegeben sehe, und wie ein Geringes es sey, gegen den leibhaftigen Teufel, d. h. gegen Menschen zu streiten, als gegen die geistliche Anfechtung.

Luthers Leben, ein fast unausgesetzter Kampf mit äußern Feinden und Wirren aller Art, zeigt uns auch später vielfache Spuren solcher heftigen innern Erschütterungen. Es gab Zeiten für ihn, wo ein Gefühl tiefer Traurigkeit, hervorgegangen oder doch zusammenhängend mit einer fast ans Krankhafte grenzenden Empfindung seiner Sündhaftigkeit und Ohnmacht, sich seines ganzen Wesens bemächtigte, und die schmerzvollsten, an Verzweiflung streifenden Seelenkämpfe hervorrief, die uns zu tiefem Mitgefühl stimmen. Was konnte auch für eine solche Heldennatur erschütternder seyn, als jenes, wenn auch vorübergehende, Bangen um ein mögliches Erlöschen jener Kraft und des Vertrauens, welche ihn bis daher in allen Anfechtungen der Noth, wie des Todes aufrecht erhalten! Doch wie sein Leben in allen seinen Kämpfen mit der Welt uns stets eine stärkende und erhebende Seite zeigt, so offenbart er auch im Leiden und Dulden, wobei es vornehmlich auf ein Stilleseyn und Harren ankam, oft in erhabener Weise dieselbe Glaubensmacht. Geistverlassen war er nie, und auch aus den schwersten Anfechtungen geht er als Sieger hervor.

Eine solche schwere Zeit durchlebte Luther vor Allem um die Mitte des Jahres 1527, während und nach den Tagen eines schweren Krankheitsanfalles, den er sich durch übermäßige Anstrengung zugezogen und worüber uns Dr. Pommer und Dr. Justus Jonas einen ausführlichen Bericht gegeben.

Er schreibt darüber an Melanchthon, der sich damals, während in Wittenberg die Pest herrschte, mit der Universität in Jena befand: „Ich war mehr als eine ganze Woche lang in Tod und Hölle geworfen, so daß ich, am ganzen Leibe geschlagen, noch in meinen Gliedern zittere. Nachdem ich Christum beinahe ganz verloren hatte, wurde ich von den Wellen und Stürmen der Verzweiflung und Lästerung wider Gott umhergeworfen. Aber durch das Gebet der Heiligen bewogen, hat Gott angefangen, sich meiner zu erbarmen, und meine Seele aus der untersten Hölle herausgerissen." Jedoch auch nach glücklich überstandener Krankheit hatte er noch lange mit schweren innern Anfechtungen zu kämpfen. Er berichtet darüber an Agricola: „Ich bitte, höret nicht auf, für mich zu beten, denn ich bin hülflos und arm. Nicht daß die Sacramentirer mir zu schaffen machen, nein, der leidige Satan selbst wüthet mit seiner ganzen Macht in mir, und der Herr hat mich wie einen andern Hiob zu einem Zeichen hingestellt, und versucht mich mit einer wundersamen Schwachheit des Geistes; doch durch der Heiligen Gebete werde ich nicht in seiner Hand bleiben, wiewohl die Wunden des Herzens, die ich empfangen habe, schwer heilen werden. So geschieht es, daß ich zwar von den Tyrannen dieser Welt nichts zu leiden habe, da Andere getödtet und verbrannt werden um Christi willen, aber dafür von dem Fürsten dieser Welt nach dem Geist desto mehr zu leiden habe." Doch dieser glaubensstarke Geist erhebt sich wieder und schließt mit den Worten: „Durch Alles sey aber gelobet Gott und der Vater unsres Herrn Jesu Christi, der seinen heiligen und, o Gott, mir verborgenen und gnädigen Willen an mir erfülle!" In ähnlicher Weise spricht er sich gegen seine Freunde über seinen Zustand mehrfach aus und wir heben nur noch eine Stelle aus einem Schreiben an Justus Jonas aus, worin er sich zugleich über die heftigen Angriffe der Sakramentirer beklagt und die ganze Tiefe seiner Herabstimmung und seiner Seelenleiden schildert: „Ich trage Gottes Zorn, weil ich wider ihn gesündigt habe. Papst und Kaiser, die Fürsten, Bischöfe und die ganze Welt hassen und verfolgen mich: und das ist noch nicht genug, wo mich nicht auch meine Brüder plagen. Ja, meine Sünden, Tod

und Satan mit seinen Engeln wüthen ohne Ende. Und was soll mich halten und trösten, wenn auch Christus mich verläßt, um dessen willen sie mich hassen? Doch wird er mich elendesten Sünder nicht bis am Ende verlassen, denn ich halte dafür, daß ich der geringste unter allen Menschen sey. O, wollte Gott, und abermal wollte Gott, daß Erasmus und die Sacramentirer nur eine Viertelstunde meines Herzens Jammer erfahren könnten, wie sicher wollt ich dann behaupten, daß sie aufs gründlichste bekehrt und geheilt würden! Nun aber sind meine Feinde gar sicher und leben, und häufen mir Schmerzen auf Schmerzen, und verfolgen, den Gott geschlagen. Doch genug! daß ich nicht winsele und ungeduldig sey wider Gottes Ruthe, der da schlägt und wieder heilt, der tödtet und lebendig macht. Er hat Großes an mir gethan, der da mächtig ist: so muß ich auch große Dinge leiden. Mein Christus, den ich rein gelehrt und bekannt habe, sey mein Fels und meine Stärke. Amen." Da sehen wir den starken Glaubenshelden einem Seelenkampfe preis gegeben, so niederdrückend, so demüthigend, wie er wohl von den Wenigsten erlebt wird; wir sehen ihn nicht weniger, schon nahe dem Versinken, wie es scheint, seine Hand vertrauensvoll nach dem rettenden Anker ausstrecken und bald in verjüngter Kraft zu neuen Thaten des Glaubens sich erheben. Dieß möge hinreichen, uns die eigenthümliche Natur und Schwere der innern Anfechtungen, womit er wiederholt zu kämpfen, zugleich aber auch die Kraft seines Glaubens im Dulden und Harren zu offenbaren.

Fragen wir, was Luther unter diesen schweren Seelenleiden aufrecht erhielt, so war es allein die Kraft des Gebetes, welche ihm in so hohem Maße eigen war, und worin er es bis zu einer wahrhaften Virtuosität gebracht. Hat er hierin zugleich die tiefe Christlichkeit seines ganzen Wesens in besonders ergreifender Weise ausgesprochen, so verdient diese so hervorleuchtende Seite seiner christlichen Persönlichkeit eine besondere Berücksichtigung.

Fassen wir das Ganze seiner Glaubensstellung und namentlich seine lebhafte Anschauung der Wechselbeziehung zwischen Gott, der Welt und dem Menschen in seinen Bedürf-

nissen und Geschicken ins Auge, so entnehmen wir schon hieraus, was einem solchen Manne die unmittelbare Versenkung seiner Seele in Gott seyn mußte. Gedenken wir dabei seines tiefen, innigen Gefühls, seines starken, affektvollen Geistes, bei seiner von aller Selbstgerechtigkeit entleerten Gesinnung, und dabei der heftigen Anfassungen und Erschütterungen seines ganzen Wesens durch innere und äußere Kämpfe, so erklärt sich uns hieraus seine Befähigung, wie seine Neigung, ja sein heftiger Drang zu derjenigen Aeußerung des christlichen Gefühls, welche wir mit Recht als den eigentlichen Gipfelpunkt des ganzen Glaubenslebens betrachten. So war es bei Luther. Die stete Beziehung zu Gott und zum Heile, worin er lebte, fand bei ihm fort und fort im Gebete ihren natürlichen Ausdruck, ihre Weihe und Kräftigung. Niemand verstand es besser wie Luther, „zu beten ohne Unterlaß", und dieß unbeschadet seiner natürlichen Unbefangenheit, ohne sich irgend nur den mindesten Zwang anzuthun. Die Gebetsstimmung war ihm wirklich zur zweiten Natur geworden, so daß er aus allen Zuständen des Lebens immer mit Leichtigkeit zu derselben überging, ein weiterer sprechender Beweis, wie sehr die Gnade auch in dieser Hinsicht bei ihm Natur geworden und seine Frömmigkeit ein mit dem Leben vermitteltes und organisch verbundenes Ganze war. „Wie ein Schuster einen Schuh machet", sagt er, „und ein Schneider einen Rock, also soll ein Christ beten. Eines Christen Handwerk ist Beten."

Wenn wir bedenken, welche Verdunkelung damals die ursprüngliche Bedeutung des Gebetes erfahren, wie dasselbe namentlich bei der Ordensgeistlichkeit, in Kirchen und Klöstern zu einem rein äußern Werke des kanonischen Gehorsams und des Verdienstes herabgesunken war, dessen Werth um so höher angeschlagen ward, je öfter es geübt, je buchstäblicher also das Beten ohne Unterlaß verstanden wurde; wenn wir ferner erwägen, wie Luther unter der vollen Macht einer solchen Gebetsübung gestanden, wie er viele Jahre ein solcher unermüdlicher Beter gewesen, welche Fesseln er darum auch in dieser Hinsicht abzuwerfen, welche Schranken er zu durchbrechen fand, so können wir dem Manne unsere Bewunde-

rung nicht versagen, der aus so tiefer Verblendung seiner Zeit und seines Standes sich zu einer Höhe und Kraft ächt evangelischer, freier, geistiger Auffassung und Uebung des Gebetes durcharbeitete, welcher kaum irgend ein Beispiel zur Seite stehen mag. Das Gebet wurde immer mehr zum Grundton seines Wesens, ging durch jede Gemüths- und Lebenslage, und war zugleich Bedürfniß, Erguß und Blüthe des ihn erfüllenden Glaubensgeistes. Weder an Ort noch Zeit, noch an Worte gebunden, erscheint es bei ihm als die höchste Bethätigung dieses Geistes selbst. „Ein Christ", sagt er, „betet alle Zeit ohne Unterlaß: ob er gleich mit dem Munde nicht betet, doch betet das Herz immerdar, er wache oder schlafe. Denn auch ein Seufzerlein eines Christen ist ein Gebet; so oft er seufzet, betet er."

Vor Allem war es des Herrn Gebet, an dem er täglich sich stärkte und zugleich übte. „Das Vater Unser ist mein Gebet, das bete ich und mische unterweilen etwas mit unter aus den Psalmen, daß sie" (die losen Verächter und falschen Lehrer) „allzumal beschämt und zu Schanden müssen werden. Summa: des Vater Unsers ist kein Gleichen unter allen Gebeten: ich bete es lieber, denn keinen Psalm." Allein so sehr er die wunderbare Heilskraft des Herrngebetes empfand, so tief fühlte er, ein Mann des Gebetes wie Wenige, sein Unvermögen, den Inhalt desselben mit seinem doch so demüthigen und glaubensstarken Herzen zu erschöpfen: „denn ich noch heutiges Tages an dem pater noster sauge wie ein Kind, trinke und esse wie ein alt Mensch, kann sein nicht satt werden und ist mir auch über den Psalter (den ich doch sehr lieb habe) das allerbeßte Gebet." Ein andermal: „Ob ich wohl fühle und erfahre, daß ich kann mit ganzem Herzen nicht Vater Unser sagen, wie es denn kein Mensch auf Erden völlig sagen kann (sonst wären wir bereits gar selig), so will ich doch versuchen und anfahen zu glauben, als ein Kindlein an seinen Zitzlein zu nüseln."

Nichts gleicht der Vertraulichkeit, Herzlichkeit und Inbrunst, womit Luthers Seele sich im Gebete ergoß, wenn dieselbe durch irgend eine äußere oder innere Noth stärker angeregt war. Es ist ein wahres Erglühen des ganzen Men-

schen des Geistes, gleichsam ein Ringen mit Gott, eine Abnöthigung seiner Gaben, „wobei man das Schamhütlein abthun und ihn zwingen müsse, daß er komme und helfe.“ Sein Famulus, Veit Dietrich, berichtet uns hierüber während Luthers Aufenthalt in Koburg in einem Briefe an Melanchthon: „Ich kann mich nicht genugsam wundern über seiner trefflichen Beständigkeit, Freude, Glauben und Hoffnung in diesen jämmerlichen Zeiten. Solche Stück aber mehret er täglich durch fleißige Uebung Gottes Worts. Es gehet kein Tag vorüber, an welchem er nicht aufs wenigste drei Stunden, so dem Studiren am allerbequemlichsten sind, zum Gebet nimmt. Es hat mir einmal geglückt, daß ihn hörete beten; hilf Gott, welch ein Geist, welch ein Glaube ist in seinen Worten! Er betet so andächtiglich, als einer, der mit Gott, mit solcher Hoffnung und Glauben, als einer, der mit seinem Vater redet. Ich weiß, sprach er, daß du unser lieber Gott und Vater bist; derhalben bin ich gewiß, du wirst die Verfolger deiner Kinder vertilgen. Thust du es aber nicht, so ist die Sache dein sowohl als unser, die ganze Sache ist dein; was wir gethan haben, das haben wir müssen thun; darum magst du, lieber Vater, sie beschützen. — Als ich ihn solche Worte mit heller Stimme von fern hörete beten, brannte mir 's Herz im Leibe für großer Freude, sintemal ich ihn so freundlich und andächtiglich mit Gott hörete reden, fürnemlich aber, weil er auf die Verheißungen aus den Psalmen so hart drang, als wäre es gewiß, daß alles geschehen müsse, was er begehrte. Darum zweifle ich nicht, sein Gebet werde eine große Hülfe thun in dieser, wie mans achtet, verlornen Sache, welche auf jetzigem Reichstage wird gehandelt werden.“

So steigert sich sein Gebetsdrang in den großen und entscheidenden Momenten seines Lebens zu wahrhaft erhabenen Ergießungen seiner mit Gott ringenden Seele. So betet er unmittelbar vor seiner Erscheinung vor Kaiser und Reich: „Ach Gott, ach Gott! o du mein Gott, du mein Gott! stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! thue du es, du mußt es thun, du allein! Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache, habe ich doch für meine Person allhie nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun,

wollt ich doch auch wohl gute, geruhige Tage haben und unverworren seyn! Aber dein ist die Sache, die gerecht und ewig ist; stehe mir bei, du getreuer, ewiger Gott! ich verlasse mich auf keine Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket alles, was Fleisch ist und Fleisch schmecket. O Gott, o Gott! hörst du nicht, mein Gott? Bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein; hast du mich dazu erwählet, ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß, ei so wollt' es Gott; denn ich mein Lebenlang wider solche große Herren nicht gedacht zu seyn, habe es auch mir nicht vorgenommen; ei Gott, so stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm seyn soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes. Herr, wo bleibst du, du, mein Gott, wo bist du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, wie ein Lämmlein — die Seele ist dein und gehöret dir und bleibt auch bei dir ewig, Amen. Gott helfe mir, Amen!" Welch eine heilige Glut der Empfindung, welch erhabene Einfalt und Demuth, und welche unerschütterliche Vertrauenskraft!

Wiewohl, wie sich erwarten läßt, die ganze Kraft seines Gebetes auf die Stärkung des inwendigen Menschen des Geistes gerichtet war, wie er denn auch sagt: „daß nichts gebetet werden soll, das nicht fürnemlich diene zur Ehre und Preis göttlicher Majestät", wobei er immer der Erhörung sich fest versichert hielt, Aeußeres, Leibliches dagegen in Gottes Rath gestellt wissen wollte, ob, wie und wie bald er helfen wolle, so hielt er dennoch ein anhaltendes, inbrünstiges Gebet auch in Bezug auf den äußern Erfolg keineswegs für wirkungslos. Wie hätte er sonst die Erhaltung ihm theurer Menschen der Kraft und Inbrunst seiner Gebete zuschreiben können? „Gott mußte mich hören", sagt er, als er seines Philippus Leben in Todesgefahr sah, in fast naiver Ueberwallung seiner Glaubensgefühle, „wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Und so konnte er später sagen: „Ich habe unsern Philippum und meine Käthe und den Herrn Myconium vom Tode erbeten." Wer mag in die Tiefen der Wechselbeziehung Gottes und seiner Erwählten schauen? Luthern stand es fest, daß er

die Seinen durch sein Gebet vom Tode errettet. Der Gerechte lebt seines Glaubens.

Aus dem Bisherigen läßt sich bereits entnehmen, wie Luther sich dem letzten Feinde gegenüber fühlen mußte, den wir hier zu überwinden haben. Auch in dieser Beziehung konnte er die Kraft, Gesundheit und Unabhängigkeit seiner Glaubensstellung keinen Augenblick verleugnen.

Wenn der natürliche Mensch in leichtfertiger Unbekümmertheit um Tod und Jenseits dahin lebt, wenn er diesen Gedanken geflissentlich von sich fern hält, um den Vollgenuß der Gegenwart sich nicht zu verkümmern, so gibt es von der andern Seite eine krankhafte Beschäftigung gläubiger Seelen mit dem Jenseits, welche keine gesunde Berufsthätigkeit in der Gegenwart aufkommen läßt und gar oft das irdische Pilgerleben in ein müßiges Bejammern der Noth dieser Zeit verwandelt. Beide Extreme lagen Luthern gleich fern. Mußte schon sein lebendiger Glaube, eins zu seyn mit Dem, der dem Tode die Macht genommen und Leben und Unsterblichkeit ans Licht gebracht, ihn furchtlos und vertrauensvoll in die Zukunft blicken lassen, so kam, wie es scheint, noch eine persönliche Hinneigung zu Todesgedanken und Todesahnungen hinzu, welche fast als Lieblingsgedanken erscheinen, denen er gern und bei den verschiedensten Veranlassungen nachhing. So glaubte er beim Antritt seines Lehramtes zu Wittenberg, nur noch eine kurze Zeit seines Wirkens vor sich zu sehen. Vor seiner Verehelichung geht er mit Todesgedanken um; Koburg bezeichnet er als sein Grab. Von manchen Krankheiten glaubte er mit Bestimmtheit nicht zu genesen und nimmt Abschied von seinen Freunden. Er freut sich, daß die Vereinigung mit den Schweizern vor seinem, wie er glaubt, nahen Ende (es war im Jahre 1535) noch zu Stande komme. Daß solche Gedanken bei seinem herannahenden Alter sich öfter wiederholen mußten, läßt sich erwarten. „Das Alter ist da", schreibt er seinem Churfürsten. „Der Krug ist oft zum Brunnen getragen worden und wird auf einmal brechen. Ich habe lange genug gelebt." So wenig fehlte ihm hier die vollste Klarheit des Bewußtseyns.

Und in der That, bei einer solchen Gemüthsrichtung und unter den rastlosen Kämpfen und Gefahren seines sturmbewegten Lebens mußten wohl Luthers Gedanken und Hoffnungen einem Jenseits sich zuneigen, wo alle Kämpfe dieser Zeit ruhen, alle Dissonanzen verhallen. In diesem Sinne mag Luther, so tief er in die Wirren dieser Zeit verflochten war, wie Wenige, ein Gast und Pilgrim auf Erden heißen, dessen Schritte auch auf vielfach durchkreuzter Bahn doch stets der wahren Heimath zugekehrt blieben. Das Sehnen und Seufzen der der Eitelkeit unterworfenen Kreatur nach der Erlösung vom Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes sprach in ihm lauter und vernehmbarer, als in irgend einem seiner Genossen und Mitstreiter. Mitten in der Arbeit seines bewegten Lebens durchzieht der Zug, außer dem Leibe zu wollen und daheim zu seyn bei dem Herrn, stets seine Seele und er zeigt uns auch von dieser Seite den ächt christlichen Lebenstypus, wonach, wie er sich selbst ausdrückt, „wir nur mit der linken Hand in diesem Leben und auf Erden, mit der rechten und mit der Seele und ganzem Herzen im Himmel seyn und desselben in gewisser Hoffnung allezeit fröhlich warten sollen."

So sehr dieses Bewußtseyn seine Seele erfüllte und sein Leben beherrschte, nie konnte es einen lähmenden Einfluß auf die Rüstigkeit seines Geistes und auf sein unermüdliches Wirken im Dienste des Herrn üben, oder ihn gar einem thatenlosen Beseufzen der irdischen Pilgernoth preis geben. Vielmehr entnahm er aus dieser seiner gewissen Lebenshoffnung stets neue Kräfte zu einem unausgesetzten Wirken, so lange es für ihn Tag war.

Nachdem er auf diese Weise, wie Gnade und Natur, die Freiheit und die Abhängigkeit, so auch das Gegenwärtige und Zukünftige, den Pilger dieser Erde und den Bürger und Hausgenossen des Himmels in seiner wahren, gesunden Verknüpfung und in seiner ächt christlichen Vermittlung dargestellt, beschloß er, nachdem er noch wenige Tage vorher, als seine Kräfte schon dahin schwanden, im heitersten, ja scherzhaften Ton an seine Lebensgefährtinn geschrieben, sein Leben in Mitte seines Berufswirkens mit den Worten: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset,

Herr, du treuer Gott", und auf die Frage des D. Jonas: „wollt Ihr auf Christum und die Lehre, die Ihr gepredigt, beständig sterben?" antwortete er mit einem deutlichen „Ja!"

Luthers reformatorischer Charakter.

Es kann nicht in unsrer Absicht liegen, hier auf Luthers Verdienste um die Reformation einzugehen, dieselben werden vielmehr als den Lesern bekannt vorausgesetzt, sondern wir haben hier diejenigen Eigenschaften seines Geistes und Charakters hervorzuheben und zusammenzustellen, welche den ächten Reformator bezeichnen, und aus denen wir sein großes Werk begreifen und erklären können.

Daß zur Vollbringung eines solchen Werkes große und seltene Kräfte des Geistes, wie des Willens gehören, ist von selbst klar. Mit einem gewöhnlichen Maß menschlicher Begabung läßt sich hier nicht ausreichen; eben so wenig genügen einzelne hervorstechende Gaben und Talente ohne die innere Tüchtigkeit der Gesinnung, noch diese ohne ein entsprechendes Maß intellektueller Kräfte. Ein Reformator ist nicht bloß ein Mann des Wissens und des Wollens, sondern auch des Könnens und des Thuns. Die Seltenheit dieser in Einer Person vereinigten Attribute läßt sich unter Anderm aus den Reformbestrebungen vor der Reformation entnehmen. Es fehlte keineswegs an Männern, welche, tief ergriffen von dem Verderben der Kirche, die Erneuerung derselben nach Kräften anstrebten, und sicher ist durch dieselben Vieles und Wesentliches zur Vorbereitung und Anbahnung derselben geschehen; allein Keinem wollte es gelingen, das Werk zu einer thatsächlichen Durchführung zu bringen; weiter als zur Sektenbildung konnte man nicht gelangen. Und woher dieses? Allerdings mag in mancher Beziehung die rechte Zeit noch nicht erschienen gewesen seyn, allein einen wesentlichen Grund des Nichtgelingens ihrer Bestrebungen haben wir unfehlbar in dem mangelnden Zusammentreffen jener Eigenschaften zu suchen,

deren Vereinigung allein den wahren und glücklichen Reformator bildet. Hier sehen wir einen Lehrer von erleuchteter Einsicht in die Gebrechen und das Bedürfniß der Kirche in Schrift und Rede Licht und Aufklärung weit umher verbreiten, allein es fehlt ihm das Geschick oder der Muth zur praktischen Durchführung seiner Absichten. Dort tritt uns ein begeisterter Bußprediger entgegen, bereit, Freiheit und Leben für seinen Herrn zu opfern, allein er eifert mit Unverstand, es fehlt ihm die Klarheit und Besonnenheit des Geistes, ohne welche kein gesundes und dauerndes Werk zu Stande kommt; wir schweigen von der Menge Derer, die das Verderben der Kirche laut genug bejammerten, oder Solcher, die auf dem Wege des Spottes und der Satyre es straften, ohne zu seiner Heilung sich stark zu fühlen. In Luther sehen wir Alles, was eine ächt reformatorische Natur begründet, wie in einem Brennpunkte vereinigt, und hierauf beruhte seine wahre Größe als Reformator, während er bei bloß einseitiger Begabung auch unter den günstigsten Verhältnissen der Zeit wie des Ortes, in Bezug auf den Erfolg seines Wirkens, sicher dem Loose seiner Vorgänger verfallen wäre.

Als Grundlage und erste Voraussetzung zur Vollbringung des Werkes, an welches Luther die Kraft seines Lebens setzte, lernten wir seine tiefe Einsicht in das Wesen der evangelischen Wahrheit kennen. Wir haben gesehen, vermittelst welcher Anstrengungen und Kämpfe er zu derselben gelangte. Was er unter solchen Umständen errungen, konnte unmöglich auf der Oberfläche der kühlen Einsicht und des bloßen theologischen Wissens ruhen. Wie es aus einem lebendigen Bedürfniß des Herzens herausgewachsen war, so hing das für die Erkenntniß Gewonnene aufs Innigste mit seiner Gesinnung und der ganzen Richtung seines Wesens zusammen. Andere erfreuten sich mit ihm einer aufgeklärten Ueberzeugung in Betreff der christlichen Wahrheit. So Erasmus, die Zierde der theologischen Wissenschaft seines Jahrhunderts. Allein was that er für das Werk der Reform? Es ist wahr, mit feinem attischen Spotte wußte er die Gebrechen seiner Zeit und namentlich die kirchlichen Mißbräuche zu geißeln, aber nur so weit ihm dadurch persönlich keine Unannehmlichkeit erwuchs;

allein vor jeder wirklichen Theilnahme am Reformationswerke, die ihm nothwendig einen Konflikt mit der Kirchenbehörde bereiten mußte, wich er scheu zurück. Wir entnehmen hieraus zur Genüge, wie geläuterte christliche Erkenntnisse an sich nicht ausreichen, reformatorisch zu wirken, wo dieselben nicht durch die Kräfte des Willens und der That belebend unterstützt werden.

Zunächst also gehört hierher eine tief in die Gesinnung eingedrungene, zum innern Lebensprincip gewordene Glaubensüberzeugung, ähnlich der der Apostel selbst. Ohne diese ist keine lebenskräftige That denkbar. Luther besaß dieselbe im höchsten Maße, und so schwer er sie erkämpft hatte, so tief war sie ihm in Mark und Bein gedrungen. Hier haben wir die erste Grundbedingung seiner reformatorischen Befähigung; sie wurzelte um so tiefer, je mehr sie zugleich auf einer naturkräftigen Grundlage ruhte. Die Gnade konnte dem Boden seiner reich begabten Natur Kräfte entlocken, die in keinem Andern sich also vereinigt fanden. Und so erwuchs aus dem Menschen und glaubensstarken Christen, wie durch innere Nothwendigkeit, Luther der Reformator. Die Reform, welche sein innerer Mensch erfahren, war nämlich eine so lebenskräftige, daß sie gleichsam überwallen und auch nach Außen reformirend auftreten mußte. Wie überhaupt sein Leben nichts Gemachtes, nichts Absichtliches zeigt, so wurde er wie von selbst auch in die reformatorische Bahn geworfen. Niemanden hat je weniger gelüstet nach dem Ruhm eines Glaubenshelden, Niemand weniger wie er die Folgen seiner ersten Schritte auf diesem Wege geahnet oder gar berechnet, so daß er wiederholt über diese Folgen erschrecken und sich wundern konnte, daß sein Name, den er der Welt gern verborgen hätte, bald in aller Welt Mund war. Und grade in dieser naturwüchsigen Unabsichtlichkeit seines reformatorischen Handelns lag die Kraft und Wirksamkeit desselben. Wie der Baum vermöge seiner weit in die Erde getriebenen, weit verzweigten Wurzeln den Stürmen und Wettern trotzt, so konnte Luthers Werk allen Stürmen und Anfechtungen seiner Zeit die Stirne bieten, weil es den Stempel eines Naturgewächses auf christlichem Boden trägt. Kein Schritt, keine That seines Lebens auf dieser Bahn steht vereinzelt, los-

gerissen von der innern Wurzel, als ein Werk der äußern Absicht da. Aus dem durch den ganzen Entwicklungsgang seines Lebens immer mehr in Fluß gebrachten Quell seines Innern entströmen die Thaten von selbst; sie sind weder aufzuhalten noch zu beschleunigen, weder zu unterlassen, noch mit Absicht zu unternehmen. So geschieht, was Niemand vorhergesehen, Niemand angelegt, aber auch Niemand wehren konnte, und wider Wollen und Begreifen steht das Werk da, zum Staunen der Welt, wie seines eignen Urhebers.

So wenig haben wir Luthers reformatorische Tüchtigkeit in einer bloß formellen, geistigen Virtuosität zu suchen, wie etwa der Diplomat durch geschickte Berechnung der Umstände, durch kunstreiche Anlage seiner Pläne, durch gewandte, umsichtige Durchführung derselben seine Befähigung bewährt; der Reformator der Kirche steht auf einem andern Boden. Zwar darf auch ihm ein gewisser praktischer Lebensblick bei der Durchführung seiner Glaubensideen nicht fehlen, wie denn auch Luther denselben in hohem Maße besaß; allein der eigentliche Schwerpunkt seines reformatorischen Charakters liegt in denjenigen Eigenschaften seines Geistes, welche eben einen Charakter bilden, also nicht in den Fertigkeiten, die der Reflexion und Kombination angehören, sondern in der sittlichen Energie seines Geistes und in der Stärke seiner Willenskraft, die aus der göttlich bestimmten innern Ueberzeugung heraus h a n d e l t.

Als die Reaktion gegen seine gewonnene Ueberzeugung sich steigerte und in Tetzels Ablaßkram bis zur öffentlichen Verhöhnung der Wahrheit und des sittlichen Gefühls ausschlug, hatte Luther nichts Eiligeres zu thun, als seine fünf und neunzig Sätze zu entwerfen und an die Schloßkirche zu Wittenberg anzuschlagen. Er schwankte nicht, er zögerte nicht, noch weniger berechnete er die etwaigen Folgen eines so kühnen Schrittes gegen die geheiligten Lehren der Kirche. Er that, was er thun mußte, gedrängt durch innere Nothwendigkeit. Mit dem Widerstande, den seine Lehre von Seiten des Römischen Klerus fand, entwickelt sich schrittweise die Spannkraft seines Geistes. Seine Bücher werden von der Geistlichkeit verbrannt: er übergibt die päpstliche Bannbulle und die Dekretalen den Flammen; er wird vor Kaiser und Reich gestellt: er erklärt, nicht

widerrufen zu wollen, und schließt mit dem so bedeutsamen Worte, nicht anders handeln zu können. Er durchbricht immer kühner die innern, wie die äußern Schranken der freien evangelischen Glaubensthat, sagt sich nach vielen vergeblichen Vermittelungsversuchen öffentlich vom Papst und der Römischen Kirche los, und wird also der Begründer einer neuen Glaubensgemeinschaft. So mußte zu der erleuchteten Heilserkenntniß Luthers überall die männliche Thatkraft seines Geistes entscheidend hinzutreten, sollte aus derselben eine wirkliche Umgestaltung der Kirche erwachsen. Ohne diese Zuthat würde Luther durch seine Schriften, wie Keiner vor ihm, das Wesen des christlichen Glaubens in seinem Gegensatze zur Kirchenlehre in populärer Weise zum Bewußtseyn des Volkes gebracht und erleuchtend auf sein Jahrhundert eingewirkt haben; allein eine thatsächliche Reform der Kirche hätte er nicht zu Stande gebracht. Denn auf dem Wege des Vertrages fand sich kein Abkommen. Unter Druck und Gegendruck und im Kampfe widerstreitender Elemente mußte das Werk sich vollenden. Feste, nachhaltige Widerstandskräfte, ein unbeugsamer Muth mußten der heftigen Reaktion von Seiten der Kirche entgegengesetzt werden, sollte die neue Lehre sich Bahn brechen und einen festen Bestand gewinnen. Nur ein Mann der furchtlosen That, nur ein in der Kraft des Glaubens gestählter, männlicher Charakter konnte hier durchgreifend und entscheidend wirken. Nur ein Solcher vermochte auch Andere für die Sache des Glaubens zu entzünden und einen lebendigen Mittel- und Sammelpunkt darzubieten für Alle, bei denen irgend das Bedürfniß eines erneueten Glaubenslebens erwacht war.

Wie die im Kampfe mit den Mächten der Finsterniß bewährte unerschrockene Glaubensthat der Apostel und der ersten Christen es war, welche nah und ferne mit unwiderstehlicher Kraft die Herzen anzog, so war es dem Wesen nach dieselbe That, aus welcher die Erneuerung der Kirche hervorging. Sie war es, welche den lebendigen Kommentar zu Luthers Lehre gab, und ohne dieselbe würde diese zur wirklichen Glaubenserneuerung eben so unvermögend gewesen seyn, wie die Lehre des Herrn und der Apostel, getrennt von den Zeugnissen ihres Lebens und Sterbens. Melanchthon bei seinem wahrhaft er-

leuchteten Geiste, mit seinen trefflichen, in ganz Europa gelesenen theologischen Schriften würde, trotz der nicht zu berechnenden Summe dessen, was er zur Aufklärung der christlichen Welt gewirkt, keine neue Kirche begründet haben. Es war unzureichend, die eherne Mauer des durch Jahrhunderte geheiligten und von der höchsten weltlichen Macht geschützten Kirchensystems zu durchbrechen, wenn die Wahrheit nicht ihre siegende Kraft vor den Augen der Welt in großen geschichtlichen Zeugnissen dargelegt hätte. Dieser Zeugnisse bedurfte es, und somit eines Mannes der That, der durch die Größe seiner Persönlichkeit seine Zeitgenossen überragte, eines Helden, der kühnen Muthes vor keinen, nach der gewöhnlichen Berechnung unübersteiglichen, Hindernissen zurückwich. Dieser Mann war Luther, und hierin liegt der eigentliche Kern seines reformatorischen Charakters.

Bei der Kühnheit seines Geistes und der Stärke seiner Affekte könnte man annehmen, daß Luther bei der praktischen Durchführung seines Glaubenswerkes unmöglich habe die Grenzen einhalten können, welche hier eine weise Mäßigung vorschrieb. Wie viele Reformationsversuche vor ihm waren an dem stürmischen Eifer ihrer Leiter gescheitert, und wir sehen selbst den Freund Luthers, Karlstadt, durch gewaltthätige Einführung seiner Reformen das ganze Werk in Gefahr bringen. Unser Held, so kühn und gewaltig er auftrat gegenüber dem Glaubensdruck von Seiten der Römischen Theokratie, eben so sicher schützte ihn seine tiefe Einsicht in die Natur der wahren, auf einem innern Princip beruhenden Reform vor jedem rücksichtslosen und gewaltsamen Eingreifen in den kirchlichen Bestand. Er erkannte es ganz, wie ein Werk, welches auf einem solchen Princip begründet war, einmal begonnen, auf organischem Wege Gestalt gewinnen könne. Es mußte durch seine innere Kraft die verlebten Formen abstoßen, wie der Baum, wenn der innere Lebenstrieb nach dem Winter sich aufs Neue regt, die todten, verjährten Blätter von selbst abstößt; und eben so mußte der neue Geist sich naturgemäß seine entsprechenden Organe anbilden. Wiewohl er sich bewußt war, daß der neue Wein in die alten Schläuche nicht mehr passe, wollte Luther doch stets nur diejenigen neuen Einrichtungen eingeführt wissen,

welche der Bildungsstand der neuen Gemeinde vertrug, und lieber manchen alten Mißbrauch vor der Hand stehen lassen, als den Schwachen durch voreilige Neuerungen Aergerniß bereiten, fest vertrauend, daß zur rechten Zeit der neue Glaubensgeist die überjährige Hülle von selbst abwerfen und seinen rechten Leib sich bilden werde. Dieß galt besonders in Betreff der äußern Gebräuche und namentlich der kirchlichen Cerimonien, welche zu dem veränderten Glaubensstand nicht paßten, und welche von Karlstadt mit stürmender Hand angetastet wurden. Treffend drückt Luther seine Ansicht in dieser Beziehung in folgenden Worten aus: „Man muß sich sehr wohl in Acht nehmen, daß man die Cerimonien nicht eher tadle, als bis die schwachen Seelen eines bessern unterrichtet sind, gleich wie Etliche mit allzu großer Dreistigkeit zu thun pflegen. Diese thun zwar sehr wohl, daß sie die Cerimonien und Menschensatzungen tadeln, aber daran thun sie sehr übel, daß sie nicht mehr auf die schwachen Seelen, welche noch daran hangen, sehen, daß sie gemächlich aus denenselben herauswickeln, als daß sie nur die Cerimonien tadeln. Diese Thoren sind denenjenigen gleich, welche, wenn sie sehen, daß einer ihrer Freunde an dem Halse in Stricken verwickelt ist, aus schnellem Eifer auf die Stricke zufahren und sie mit ganzer Gewalt herunterreißen wollen, und also ihren Freund vielmehr erwürgen, als daß sie ihn herauswickeln sollten; da sie vielmehr die Stricke hätten müssen ganz gemächlich und langsam erst auflösen, und also ihren Freund in Freiheit setzen."

Weiter sehen wir Luther neben dieser ächt reformatorischen Weisheit mit einer reichen Fülle derjenigen persönlichen Eigenschaften ausgestattet, welche geeignet waren, der neuen Lehre namentlich beim Volke Anerkennung und Eingang zu verschaffen. Wir fassen sie zusammen in seiner Volksthümlichkeit. Wer zum Volke reden, wer auf das Volk ergreifend einwirken will, kann es nur durch das Medium seiner eignen Anschauungs- und Redeweise. Luther, so viele Zeit er auf ernste Studien und gelehrte Forschungen verwandte, blieb ganz und ununterbrochen bis an sein Ende Mann des Volkes. Volkston, Volkssitte war ihm von Jugend auf eigen, da ihm, als dessen Schooße entsprossen, auch die untern und dürftigsten Stufen des Lebens

aus eigner Erfahrung wohl bekannt waren. Hiernach bildete sich die ganze Form seiner Lebens-, Umgangs- und Ausdrucks-weise. Welch' ein wesentliches Förderungsmittel hierin für die sichere Begründung und glückliche Durchführung des ganzen Reformationswerkes lag, ist unverkennbar. Ein Werk, welches seiner Natur nach, sollte es gelingen, im Bewußtseyn und Bedürfniß des Volkes seine Wurzeln schlagen mußte, konnte dieß allein unter der Bedingung, daß demselben die Glaubenswahrheit in wirklich volksthümlicher Weise geboten ward. Die Schriften Melanchthons, so trefflich sie die evangelische Wahrheit im Zusammenhang entwickeln, hätten das Verständniß derselben dem Volke nie in einer anschaulichen Weise öffnen können. Nur ein Mann, der in ächt populärer Weise, wie Luther z. B. in seinem kleinen Katechismus, zum Volke reden konnte, der diese seine Rede durch seine ganze Persönlichkeit in so gewinnender Weise zu unterstützen wußte, konnte die Wahrheit tief ins Herz des Volkes treiben und hierdurch seinem Werke jene unerschütterliche Grundlage geben, worauf es noch bis auf den heutigen Tag sicher ruht. Dem Volke zugewandt durch Gesinnung und natürliche Neigung, hatte er sich nie Gewalt anzuthun, um seiner Fassungsweise zugänglich zu seyn; er hatte nur dem Zuge seines Herzens zu folgen, um diesem Zweck unter allen Umständen in seinen Schriften, wie in seinen Predigten zu genügen.

So finden wir in Luthern alles Wesentliche vereinigt, was den wahren und glücklichen Reformator bildet. Seine lebendige Einsicht in das Wesen des christlichen Glaubens, so sehr dieselbe auf der Grundlage der selbeignen Erfahrung ruhte, hätte ohne die begeisterte Thatkraft eines unerschrockenen Willens kein dauerndes Werk gegründet, und wenn diese nicht von einem weisen, wahrhaft organischen Bildnertalent begleitet gewesen wäre, so würde sie zur Begründung eines neuen Zustandes der Dinge eben so unvermögend geblieben seyn, und eben so wenig konnten alle diese Eigenschaften seines Wesens der Unterlage jener seltnen Popularität entbehren, ohne welche Luthers Unternehmen nie Sache des Volkes geworden wäre. In der Vereinigung und wechselseitigen Durchdringung und Beschränkung dieser Züge zeigt uns Luther, stets gleich weit

entfernt von der verständigen, berechnenden Nüchternheit eines Erasmus, wie von dem leidenschaftlich zufahrenden Eifer eines Karlstadt und seiner Genossen, jene ächt reformatorische Größe, welche allein eine ganze Zeit aus ihren Angeln heben und die Bildungen künftiger Jahrhunderte vorbereiten kann.

Luther in Bezug auf die Wissenschaft; sein Charakter als Gelehrter.

Als einen Wesenszug der Lutherischen Persönlichkeit haben wir jenes schöne Ebenmaß seiner Geistes- und Willenskräfte, jene gegenseitige Durchdringung und Wechselwirkung derselben kennen lernen, die ihn eben zu einem Charakter im vollen Sinne des Wortes stempeln. Demnach konnten die Erkenntnißkräfte und der Wissenstrieb nicht einseitig in ihm vorherrschen, wie dieß beim eigentlichen Schulgelehrten der Fall ist. Was dieser auch zum Gegenstand seines Denkens und Forschens macht, immer wird die Abgezogenheit vom Leben und seinen Interessen ein eigenthümlicher Zug in der Richtung Dessen seyn, der in der Kultur der Wissenschaft als solcher seinen Beruf übt. Welche Resultate auch aus seinen geistigen Anstrengungen für das Leben hervorgehen, ihm ist es nur um die abstrakte Ermittelung der Wahrheit zu thun; zwischen ihm und dem Leben bleibt immer eine unausgefüllte Kluft.

So gefaßt, gehört Luther dem eigentlichen Stande der Gelehrten, wie etwa Erasmus und die Humanisten, nicht an. War sein früherer Bildungsgang ganz der pädagogischen Praxis jener Zeit gemäß, war er in der Schule der Scholastiker gleichsam groß geworden, so konnte sein lebensvoller Geist in dem todten Schematismus der damaligen Aristotelischen Schule keine Befriedigung finden, wie überhaupt seine ganze geistige Oekonomie in ihrer realen Beziehung zum Leben es von vorn herein vermuthen läßt, daß die Wissenschaft als solche, und namentlich die Philosophie, die Provinz nicht seyn konnte, in

welcher er sich einwohnen, oder an deren Eroberung er seine Kräfte setzen würde. Eine Reihe von Jahren hatte er nach der Bildungsmethode jener Zeit sich fast ausschließlich dem Studium der sogenannten philosophischen Disciplinen gewidmet; er hatte seinen Aristoteles so gut studiert, wie die meisten seiner Zeitgenossen; er war mit der dialektischen Methode und Terminologie dieser Schule wohl vertraut, allein sein freier und lebendiger Geist konnte sich von dem ganzen Wissenschaftsbetrieb jener Zeit um so weniger angezogen fühlen, als sein gesunder Blick es deutlich erkannte, wie weit die damalige Scholastik bei aller Zuversicht zu ihren Behauptungen von allem tiefern Verständniß der Philosophie der Alten entfernt war. Indem er sich gegen den Vorwurf vertheidigt, daß er ein Feind aller philosophischen Bildung sey, spricht er es offen aus, daß seine aufgeblähten Gegner es selbst seyen, die, indem sie in den Geist der Alten gar nicht eingedrungen, das wahre Studium der Philosophie heruntergebracht. Er sagt: „Ich halte, daß Die die Philosophie herunter machen und sowohl Jungen als Alten, ja der ganzen Kirche schaden, die das Philosophie nennen, was keine Philosophie ist, und die unter dem Namen der Philosophie die armen Seelen junger Leute mit ihren Grillen und Irrthümern einnehmen und verderben. Da sie aber nichts als ihren Aristotelem lehren, und ihn nicht einmal verstehen und ihre Muthmaßungen statt rechter Auslegungen an ihn hinanflicken, und sich doch für Philosophen ausgeben, was können sie da Aergeres thun, der Philosophie zu schaden? Wollten sie das leugnen, so kann ich ihnen vorhalten, daß sie zum Zeugniß ihrer Philosophie mir nur die Vorrede über die Naturbücher (die noch keiner von ihnen verstanden hat) oder der Metaphysik nach dem wahren und eigentlichen Verstande Aristotelis auslegen. — Glaubet aber nur frisch, ihr vortrefflichen Magistri nostri, daß Luther eure Philosophie und Theologie wohl kenne, darinnen er mit ziemlich gutem Kopfe und nicht unfleißig über zwölf Jahre herumgestrichen."

Nach seinem mehr den bewegenden Kräften des Gemüthes und des Lebens zugewandten Geiste mußte schon diejenige Philosophie ihm am fernsten liegen und als die müßigste

erscheinen, die sich fast ausschließlich im Gebiete abstrakter Reflexionen und namentlich der bloßen Verstandeskategorien bewegte. Unter diesen stand Aristoteles oben an, Luthern darum nach seiner ganzen Richtung am fernsten. Er konnte sich nicht erklären, wie die Beschäftigung nur mit den allgemeinsten Begriffen der Dinge die eigentlichen Interessen des Lebens nur irgend fördern könne. Er sagt: „Da ich mich unter euern Mitstreitern genug herumgetummelt, so werdet ihr mich nicht bereden, daß das Geschwätze von der Materie, von unendlicher Bewegung, vom Ort, von der Leerheit (de vacuo), von der Zeit &c., so fast allein im Aristotele stehet, und so weder den Verstand, noch die Neigung oder Gelüste, noch das gemeine Leben der Menschen bessert und nur Zank zu stiften und zu erhalten dient, eine wahre Philosophie sey." Demgemäß zog er z. B. Cicero's Bücher von den Pflichten der Ethik des Aristoteles vor, der dabei dem Leben selbst fern stand. „Nachdem Cicero in großen Sorgen im Regiment gesteckt ist, und große Bürde, Mühe und Arbeit auf ihm gehabt, doch ist er weit überlegen Aristoteli, dem müßigen Esel, der Geld und Gut und gute, faule Tage genug hatte." Dabei verkennt er nicht, daß Aristoteles ihn an Verstand und Scharfsinn übertroffen; nur fühlte er sich dem Cicero, dessen Richtung überall auf das Praktische hingewandt war, und dessen bewegtes Leben so manche analoge Punkte mit dem seinigen darbot, in einer eignen Weise verwandt. Er nennt ihn einen „weisen Mann, der mehr geschrieben, als alle Philosophen, dabei alle Bücher der Griechen durchlesen", und naiv klingt es aus Luthers Munde, wenn er sagt: „mich wundert, daß der Mensch in so großen Geschäften und Händeln so viel hat können lesen und schreiben." Hierbei erwähnen wir noch eine höchst merkwürdige Aeußerung des Mannes in Bezug auf jenen Römischen Weisen, welche uns einen tiefen Blick in sein menschlich fühlendes und großes Herz thun läßt, das in seinen freien, ächt humanen Regungen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, nie durch die Fesseln des Systems eingeengt ward. Er sagt an einem andern Orte: „Cicero, ein weiser und fleißiger Mann, hat viel gelitten und gethan. Ich hoffe, unser Herrgott wird ihm und seines Gleichen gnädig seyn, wiewohl

uns nicht gebühret, das gewiß zu sagen, noch zu definiren und schließen, sondern sollen bei dem Wort, das uns offenbaret ist, bleiben: Wer glaubt und getauft wird, wird selig werden. Daß aber Gott nicht könnte dispensiren und einen Unterschied halten unter andern Heiden und Völkern, da gebühret uns nicht zu wissen Zeit und Maße, denn es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde werden, viel weiter und breiter, denn sie jetzt ist. Er kann wohl einem jeglichen geben nach seinem Gefallen."

Luther kannte nur Eine Wissenschaft, in der er lebte und in welcher er, was die Tiefen seiner Seele füllte, frei üben und geltend machen konnte: dieß war die Wissenschaft des Glaubens, die Theologie. Dahin neigten sich nach einem seiner innersten Natur entsprechenden Bedürfnisse alle höhern Triebe seiner Seele. Hier traten Erkennen und Wissen in unmittelbare Wechselwirkung mit den lebendigen Kräften des Gemüthes und des Willens, und erzeugten eine Resonanz seines ganzen Wesens, worin jeder Ton seinen Wiederhall fand. Demgemäß haben wir seine ganze Theologie zu fassen, und demgemäß trieb er seinen theologischen Beruf, d. h. in steter und lebendiger Beziehung zum Glauben und zum Leben. Auf rein theoretische Fragen über das Wesen der Gottheit, ihre Beziehung zur Welt und Natur, auf Alles, was mehr ins Gebiet der bloßen Spekulation gehört, ging er wenig ein. Er ist Doktor der heiligen Schrift, biblischer Theologe, der überall auf dem positiven Boden des göttlichen Wortes steht, wie er mit seinem ganzen Gemüthe darin wurzelte. Hier besaß er eine Fülle der Gelehrsamkeit, einen Reichthum des Wissens, worin er von Keinem seiner Zeitgenossen übertroffen ward. Nirgend war es der für sich waltende abstrakte Wissenstrieb, der ihn leitete; alles Ergründen und Erforschen kam bei ihm aus einem unabweisbaren Bedürfniß des Gemüthes und sollte wieder dahin zurückleiten, die sich unter einander bekämpfenden Gedanken und Willenstriebe in Harmonie zu bringen und den Menschen mit sich selbst in Gott zu versöhnen. Alles, was damit zusammenhing, war für ihn Gegenstand der gründlichsten Prüfung. Er scheute keine Opfer, keine Nachtwachen, sich hierüber die nöthige Klarheit zu ver-

schaffen. So hing das ganze Gebiet seines Wissens mit den bewegenden Kräften seines Lebens zusammen; aus diesen ging es hervor, auf sie war es hingeleitet, so daß in Luther Wissenschaft und Leben stets in gegenseitiger Durchdringung und als organisches Ganze erscheinen. Hiernach haben wir seinen Charakter als Gelehrter und als Mann der Wissenschaft zu fassen. So mußte ihm, trotz seines Gelehrtentitels, mit dem er noch immer benannt wird, trotz seiner bis an sein Ende fortgesetzten gelehrten Studien, alle Schulpedanterie völlig fremd bleiben.

Zwei Extreme sind es, in Bezug auf welche wir Luther hier die richtige Mitte halten sehen. Wenn von der einen Seite die Vertiefung des Gefühls in die Mysterien des christlichen Glaubens Befriedigung des Herzens erzeugt, welche leicht in Nichtachtung, wo nicht Verachtung aller theologischen Bildung umschlägt, wie wir dieß bei einer gewissen Klasse von christlichen Mystikern finden, wenn von der andern Seite die fachmäßige Beschäftigung mit den theologischen Disciplinen eben so leicht eine Ueberschätzung der Doktrin zum Nachtheile des lebensthätigen Glaubens herbeiführt, so konnte Luthers gesunder Geist weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin abgleiten. Wer wie er die theologische Wissenschaft mit freiem Geiste trieb, konnte unmöglich in den Fall kommen, den Schulkenntnissen an sich irgend einen höhern Werth beizulegen, oder gar in theologische Wissenspedanterie zu fallen; an ihm konnte kein Schulstaub haften. Allein eben so wenig konnte die geistige Strebsamkeit der ganzen Luthernatur bei aller Glaubensinnigkeit sich einer einseitigen, die Berechtigung der Erkenntnißseite verkennenden, Gefühlsmystik hingeben, und dieß um so weniger, je dringender ihn die Irrthümer und Mißbräuche der Römischen Kirche auf eine gründliche Kritik ihres ganzen Lehrsystems hinführten. Wie die in ihm arbeitende Glaubensmacht ihn zu einer immer tiefern Erforschung des wahren Schriftsinnes antrieb, so fühlte er noch mehr, wie jene Kritik, sollte sie ihren Zweck erreichen, ohne ernste wissenschaftliche Studien, ohne eine Masse von gelehrten Kenntnissen nicht zu üben war, und mit Anspannung aller seiner Kräfte sehen wir ihn Alles und Jedes aufs Gewissenhafteste prüfen und ergründen, was ihm hier irgend Licht und Klarheit geben

konnte. In dem Sinne mußte er auch wissen, was und an wen er glaubte. Er fühlte bei seinem Unternehmen das ganze Gewicht der Rechenschaft, das er sich selbst und Andern schuldig war, um zu jeder Zeit bereit zu seyn zur Verantwortung gegen Jedermann, der den Grund seines Glaubens, gegenüber dem ganzen theokratischen Kirchensystem, zu wissen verlangte.

Er fühlte es, ohne diesen Weg zu gehen, war überall kein Abkommen. Darum drang er bei den Theologie Studierenden auf eine sorgfältige Ausbildung und Ausstattung mit all den Kenntnissen, ohne welche, wie er selbst erfahren, kein Eindringen in den Kern der Nuß möglich war. „Ich halte dafür", sagt er in Bezug auf allgemeine wissenschaftliche Ausbildung des Theologen, „daß Die sehr irren, die da meinen, daß die Weltweisheit und Erkenntniß der Natur zur Theologie nichts nütze sey, und daß Die, welche die Philosophie heruntermachen, sowohl Jungen als Alten, ja der ganzen Kirche schaden." So weit war er entfernt, den Werth einer tüchtigen und umfassenden geistigen Ausbildung auch für die Theologie zu verkennen. Nur konnte er freilich der Wissenschaft und namentlich der Philosophie in Glaubenssachen keine Autonomie zugestehen, weil die Glaubenserkenntniß auf andern Voraussetzungen beruht. Nichts lag ihm darum so fern, wie die Spekulationen der theoretischen Vernunft, nichts war ihm so verhaßt, wie die Anmaßungen der scholastischen Theologie, die nach den Grundsätzen des Aristoteles die christliche Wahrheit zu demonstriren suchte, die den Glauben ein „Accidens oder Qualität oder Geschicklichkeit oder zufällig heißet." Die Sarbonne nannte er die Mutter aller Irrthümer und Ketzereien. Wie ganz anders stand es um seine Theologie! Auf ganz anderm Wege war er dazu gelangt, als die meisten Hochlehrer der Gottesgelahrtheit. „Meine Theologiam habe ich nicht gelernet auf einmal, sondern ich habe immer tiefer und tiefer danach forschen müssen. Da haben mich meine Anfechtungen zu gebracht, denn die heil. Schrift kann man nimmer verstehen außer der Praktik der Anfechtungen. Also hat Sankt Paulus auch einen Teufel gehabt, der ihn hat mit Fäusten geschlagen, und also ihn getrieben hat, mit seinen

Anfechtungen fleißig in der heil. Schrift zu studieren. Also habe ich den Papst, die Universitäten und alle Gelehrten und durch sie den Teufel mir am Halse kleben gehabt: die haben mich in die Bibel gejagt, daß ich sie habe fleißig gelesen und damit ihren rechten Verstand endlich erlernet. Wenn wir sonst einen solchen Teufel nicht haben, so sind wir nur speculativi theologi, die schlechts mit ihren Gedanken umgehen und mit ihrer Vernunft allein spekuliren, daß es so und also seyn solle. Die wahre rechtschaffene Theologia stehet in der Praktik, Brauch und Uebung, nicht Spekuliren, und Gottes Sachen nachdenken nach der Vernunft." In diesen Worten liegt der Schlüssel zum Verständniß seiner Stellung gegenüber der ganzen gelehrten Theologie seiner Zeit und aller Zeiten, so wie überhaupt seines ganzen wissenschaftlichen Charakters.

Und ist der Weg, den er ging, sind die Grundlagen seiner Erkenntniß, wie die Impulse seiner Forschung nicht für immer die nothwendigen Grundbedingungen aller wahrhaften theologischen Erleuchtung? Il faut aimer les choses divines pour les connaître, oder: in logicis ratio creat fidem, in theologicis fides creat rationem: die tiefe Wahrheit dieser Worte Pascals und Alexanders von Hales hat uns wohl kaum ein Theologe so lebendig vor Augen gestellt, wie Luther; wären sie von jeher nur halbwegs erkannt und gewürdigt worden, wir wüßten von keiner glaubenslosen Theologie, von keinen Systemen nach naturalistisch-spekulativen Grundsätzen, wie sie zumal die Neuzeit geboren und die zum großen Theil jene beklagenswerthen Wirren verschulden, welche die Gegenwart bewegen und spalten. Ja, wie der größte der Reformatoren zum Doktor der Theologie wurde, in ähnlicher Weise sollten es Alle werden, und der Geist flacher Verneinung, wie er als korrosive Macht unsere Zeit durchzieht, würde nicht so bedrohlich sein Haupt auch in der Kirche erheben.

Luthers Sprache und Styl.

Da wir in unsere Darstellung so viel wie möglich Alles aufzunehmen haben, wodurch Luthers geistige Persönlichkeit ins Licht gestellt wird, so dürfen wir allerdings ein Moment nicht übersehen, worin dieselbe in so sprechender Weise sich wiedergibt.

Le style c'est l'homme, sagt Büffon. Wenn hiermit ausgedrückt seyn soll, daß bis auf einen gewissen Punkt in dem Style sich die innere Natur des Menschen nach Geist und Charakter spiegele, so ist es ein wahres Wort. Soll jedoch der Styl bestimmte Kriterien in Bezug auf die Person des Autors liefern, so müssen wir bei demselben einen gewissen Grad individueller, persönlicher Ausbildung voraussetzen; wo diese fehlt, da wird der Styl nur eine negative Bedeutung haben, d. h. er wird uns nur den Mangel des konkret persönlichen Lebens, die Person nur in der Allgemeinheit des Abstraktums offenbaren. Je mehr aber das persönliche Element als Geist und Charakter im Menschen vorhanden und ausgeprägt ist, desto stärker und eigenthümlicher wird dasselbe, wie in seiner ganzen Erscheinung, so auch in seiner Sprache und seiner ganzen Ausdrucksweise sich wiederfinden, während unpersönliche Naturen auch bei der reichsten Humanitätsbildung sich mehr oder weniger nur in dem todten Schematismus hergebrachter Ausdrucksformen bewegen werden. Jede geistig ausgeprägte Persönlichkeit spricht ihre eigenthümliche Sprache, und tritt auch in dieser Beziehung aus der abstrakten Allgemeinheit heraus, und je individueller der Charakter und die Lebensanschauung, desto mehr specifische Eigenthümlichkeit wird sich auch in der Selbstmittheilung durch die Rede offenbaren. Plato, Thucydides, Tacitus! und um von den Neueren nur Herder, Fichte, Schleiermacher, Goethe zu nennen, so erkennen wir in ihren Schriften leicht jene markirte Eigenthümlichkeit der Sprache, welche durch ihre Persönlichkeit bedingt ist.

Wenn nun in Luther, wie wir früher gesehen, was irgend eine prägnante, charaktervolle Persönlichkeit begründet, wie in

wenigen Sterblichen zusammentraf, so muß nothwendig dieses Mannes Rede das vollgültige Gepräge derselben tragen. Le style c'est l'homme! kaum hat sich dieß Wort je in dem Maße als Wahrheit bewährt, wie durch ihn. Und zwar kommt noch ein besonderer Grund dazu, Luthers Sprache zu einem so treuen Ausdruck seines ganzen Wesens zu machen. Nicht allein darum, weil jede ausgeprägte individuelle Natur schon an sich ihre eigenthümliche Sprache redet, sondern weil zwischen Gedanke und Darstellung, Gesinnung und Ausdruck grade bei Luther weniger wie vielleicht irgendwo ein Medium liegt, muß seine ganze Redeweise als ein so lautrer Abdruck seiner Persönlichkeit gelten. Er kannte die Sprache rein als Organ seiner Gedanken und Gefühle und handhabte sie in einer wahrhaft naiven Weise. Die mündliche, wie die schriftliche Rede als etwas zu betrachten, womit man möglicher Weise noch einen Nebenzweck erreichen, glänzen, bestechen, sich den Ruhm eines gewandten Redners, eines feinen Stylisten erwerben könne, war seinem graden Sinne völlig fremd, darum auch alles Gemachte, Pretiöse in seinem Style, und aus diesem Grunde erkennen wir in demselben noch besonders einen so lautern Spiegel seines Innern.

Luther schrieb den größten Theil seiner Schriften, so wie seiner Briefe in lateinischer Sprache. Er bediente sich zwar derselben mit großer Geläufigkeit, allein zu einer eigentlichen Meisterschaft und Eleganz, wie Melanchthon oder gar Erasmus, hat er es darin nie gebracht, nicht als wenn er derselben zu seinem Gebrauche nicht völlig gewachsen gewesen wäre; er war derselben vollkommen mächtig; allein da einmal das Antike seinem durch und durch deutschen Gemüthe weniger eignete, und außerdem das christliche Element ihn schon früh beherrschte, so konnte er den Geist der Alten nicht mit jener Unbefangenheit, wie so Manche seiner Zeitgenossen, in sich aufnehmen, und darum auch die Sprache derselben nicht in gleich klassischer Weise handhaben. Er bediente sich derselben, weil sie zu jener Zeit das am meisten ausgebaute Organ für die Besprechung aller Gegenstände war, die über den Bereich des praktischen Lebens hinausgehen. Seine lateinischen Briefe sind Muster prägnanter Kürze. Allein sein eigentliches Wesen, seine

eigenthümliche Natur konnte er nur in dem Idiom aussprechen, an dem sich dieselbe von seiner frühesten Kindheit an entwickelt, in seiner Muttersprache. Wollte er aber dieselbe zu den Zwecken seines praktischen Berufs gebrauchen, so hatte er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Deutsch sollte er reden in der Kirche und überhaupt zum Volke, und hierzu war die Sprache in jeder Beziehung noch wenig ausgebildet. Allein wie starke und mächtige Geister ihre Sprache auf eigenthümliche Weise handhaben, so wissen sie auch neue Formen in ihrem Geiste zu schaffen und den vorhandenen Sprachstoff zu befruchten und zu bereichern. Luther hat in seinen deutschen Volksschriften das innerste Wesen seiner ächt deutschen Natur sowohl in sprachlicher, wie in sittlicher Beziehung niedergelegt. Sie werden stets der reinste Abdruck seines Geistes und Gemüthes, wie seiner Gesinnung und seines Charakters seyn.

Wie Luther weniger ein Mann der Abstraktion als der unmittelbaren lebendigen Anschauung war, so besaß er ein hohes Talent bildlicher Individualisirung, wovon er zumal in seinen populären Schriften und namentlich in seinen Predigten den glücklichsten Gebrauch machte. Wie der Gedanke sich seinem phantasiereichen Geiste leicht in entsprechende symbolische Formen kleidete, so griff er gern zu der Plastik des bildlichen Ausdruckes, dessen er sich meist in anschaulicher und schlagender Weise bediente. War seine Seele dabei stärker angeregt, so verschmähte er bei der Fülle seiner Empfindung auch öfters derbe und weniger edele Ausdrücke nicht, welche freilich nach modern konventionellen Begriffen viel stärker erscheinen, als sie nach dem Geschmack jener Zeit empfunden wurden.

Diese extreme Ausdrucksweise, eine Wirkung seiner überströmenden Affekte, verschwindet als leichter Schatten, wenn wir dieselbe gegen den sittlichen Charakter, die Einfalt, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Sprache halten. Wahrlich, so kann nur ein Mann reden, der sich des aufrichtigsten Wahrheitsstrebens bewußt ist, und dem nichts so sehr widerstrebt, als Verstellung, Gleißnerei und Lüge. Dieses Ehrenfeste, diese Mannheit und Ritterlichkeit seiner Gesinnung spricht sich überall und ohne Ansehen der Person in seiner Rede aus. Er nannte die Dinge stets beim rechten Namen; er durfte es,

denn er war sich der Redlichkeit seiner Absichten bewußt. Darum überall nichts Zweideutiges, Gewundenes oder Vorbehaltliches; es ist überall des aufrichtigen und ehrenfesten Mannes Rede, die wir vernehmen, und wenn je ein Sterblicher gelebt, der sich in einem entschiedenen Gegensatz gegen das Wort des größten Diplomaten der Neuzeit befunden, daß die Sprache dem Menschen gegeben sey, um seine Gedanken zu verbergen, so war es unser Held.

Ein Mann, der so ganz in dem Gegenstande lebte, wofür er die Feder und seine Stimme erhob, dessen leicht erregbare Gefühle so laut durch seine Gedanken hindurchtönten, dessen Leben dabei ein so vielfach bewegtes war, konnte auf die Form seiner Geistesprodukte nicht den Fleiß und die Sorgfalt verwenden, wie der sinnige Denker, der dem Leben fern steht, oder der berechnende, auf Effekt bedachte Redner. Er hatte dazu weder Zeit noch Neigung. Er ließ überall gern seinen Gedanken freien Lauf und unaufhaltsam entquoll dem Reichthum seines Geistes der Strom dieser Gedanken. Die Evidenz und Beweiskraft derselben war mehr eine plastisch-anschauliche, als eine logisch-präcise, so daß wir ihm in dieser Hinsicht manche Unregelmäßigkeiten zu gute halten müssen. Er erkennt dieß selbst als einen Mangel, und in seiner Bescheidenheit und Offenheit nennt er sich Melanchthon gegenüber einen Wäscher. Einst, berichtet uns Aurifaber, schrieb Luther auf seinen Tisch: „Res et verba Philippus, verba sine re Erasmus, res sine verbis Lutherus; nec rem nec verba Carolostadius, das ist: was Philippus schreibet, das hat Hände und Füße, die Materia ist gut, so sind die Wort auch gut, Erasmus macht viel Wort, es ist aber nichts dahinter, Lutherus hat wohl gute Materia, aber die Wort sind nicht gut, Carlstadt hat weder gute Materia noch gute Wort." Wie aber Melanchthon dieses Lob, das ihm Luther ertheilt, von sich weist und gesteht, daß er zugleich vortrefflich reden könne, so hat Luther der Welt durch seine Schriften bewiesen, wie ihm die Gabe einer eben so schlagenden als ergreifenden Veranschaulichung seiner Gedanken in seltnem Maße eigen war.

Als ein unauslöschliches Denkmal eines schöpferischen und genialen Sprachtalentes betrachten wir mit Recht Luthers

Bibelübersetzung, ein Werk, welches zugleich als sittliche That seiner unerschütterlichen, vor keinen Hindernissen zurückweichenden Willenskraft, wie seiner unbegrenzten Liebe zu seinem Volke, mit Recht die Bewunderung und den Dank der Mit- und Nachwelt verdient. Längst hatte es klar vor seiner Seele gestanden, wie nur von einer treuen, gemeinverständlichen Uebertragung der heiligen Schriften in die Volkssprache eine wahre christliche Aufklärung in Betreff der ewigen Heilswahrheiten für die Gesammtheit zu erwarten stand. Allein mit welchen kaum zu besiegenden Schwierigkeiten war ein solches Werk verbunden! Einmal fehlte es fast an allen brauchbaren Vorarbeiten; die deutsche Sprache war von irgend bedeutenden Geistern der Nation für ähnliche Zwecke noch so wenig ausgebildet in Ausdruck und Redeformen, dabei enthält die heil. Schrift, besonders alten Testaments, so viele schwer zu ermittelnde Lokalbegriffe, wofür kaum ein Ausdruck zu finden war, daß es wahrlich zu jener Zeit ein eitles Beginnen schien, an eine irgend genügende Verdeutschung wenigstens der ganzen h. Schrift zu denken. Luther erkannte die ganze Riesengröße der Aufgabe und erfuhr sie während der Arbeit täglich mehr. Nur seine unerschrockene Seele konnte vor derselben nicht zurückweichen und auch unter den sich bis ins Unglaubliche steigernden Schwierigkeiten nicht ermüden. „Uns ist wohl begegnet", sagt er, „daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipps, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen kaum drei Zeilen konnten fertigen." Welche Mühe verursachten ihm unter Anderm die Thiernamen, über welche er von den verschiedensten Seiten Erkundigungen einzog, die Namen der Edelsteine, welche er bei dem beim Hofe angestellten Spalatin zu erfahren suchte! ja, seine Gewissenhaftigkeit bei der Arbeit ging so weit, daß er selbst den innern Bau der Schlachtthiere studierte, um bei der Darstellung der Opfer überall wahrheitsgetreu zu berichten. So konnte er, seinen unberufenen Tadlern gegenüber, wohl sagen: „Ich weiß wohl, und sie wissens weniger, denn des Müllers Thier, was vor Kunst, Fleiß, Vernunft und Verstand zum guten Dolmetschen gehört, denn sie

habens nicht versucht. Es heißet: Wer am Wege bauet, der hat viele Meister. Also geht mirs auch. Diejenigen, die noch nie haben recht reden können, geschweige denn dolmetschen, die sind allzumal meine Meister, und ich muß ihrer aller Jünger seyn."

Er hatte dabei mit der hebräischen wie mit der deutschen Sprache zugleich zu kämpfen, da auch die Kultur der erstern damals noch in der Kindheit war. „Ich befehle alle meine Leser Christo", sagt er in seiner Vorrede zu den fünf Büchern Mose, „und bitte, daß sie mir helfen bei Gott erlangen, dieß Werk nützlich hinaus zu führen. Denn ich bekenne frei, daß ich mich zu viel unterwunden habe, sonderlich das alte Testament zu verdeutschen. Denn die hebräische Sprache liegt leider zu gar darnieder, daß auch die Juden selbst wenig genug davon wissen, und ihren Glossen (als ich versucht habe) wenig zu trauen ist." In Betreff des Deutschen gesteht er: „Ich habe noch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprache inne wäre. Es achtet auch Niemand recht deutsch zu schreiben, sonderlich die Herren Canzeleien- und Puppenschreiber, die sich lassen dünken, sie haben Macht deutsche Sprache zu ändern." So konnte nur Der reden, der vom Genius dieser Sprache sich durchdrungen fühlte. Er erkannte es, wie dieser Genius, wie er im Volke lebte, studiert seyn müsse, für Jeden, der wahrhaft deutsch schreiben wolle, und geistreich und treffend sagt er: „Ich habe deutsch, nicht lateinisch, noch griechisch reden wollen, da ich deutsch zu reden im Dolmetschen vorgenommen hatte. Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie die Esel thun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und dolmetschen, so verstehen sie es dann und merken, daß man mit ihnen deutsch redet."

Eben so klar erkannte er es, daß, wie jede Uebertragung an den Geist des Originals, so auch sein Werk sich an den Geist der Schrift anlehnen müsse, und wie treu wußte er denselben in seiner hohen Einfalt wiederzugeben! Durchdrungen von diesem Gedanken, schrieb er an den Hofprediger Spalatin: „Wir

brauchen eurer Hülfe, die Worte recht zu setzen. Darum seyd bereit, aber also, daß ihr gemeine, aber keine Schloß- und Hofwörter an die Hand geben könnet. Denn dieß Buch will auf gemeine und einfältige Art erkläret seyn." Er fühlte es ganz, wie die Schrift nur aus ihrem eignen Geiste könne verstanden und wiedergegeben werden. „Virgils Bucolica", sagte er noch kurz vor seinem Tode, „kann Niemand verstehen, wo er nicht fünf Jahre Hirt gewesen. Virgils Georgica kann Niemand verstehen, wo er nicht fünf Jahre ein Bauer gewesen. Des Cicero's Briefe (so behaupte ich) hat Niemand recht verstanden, der nicht zwanzig Jahre in einem großen Staate gelebt. Die heiligen Schriften glaube keiner verkostet zu haben, der nicht hundert Jahre lang mit dem Propheten Elias und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Kirchen regieret." — „Ach, es ist dolmetschen ja nicht eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen; es gehöret dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrtes, erfahren, geübt Herz. Darum halte ich, daß kein falscher Christ, noch Rottengeist, treulich dolmetschen könne: soll die Bibel herfürkommen, so müssen wirs thun, die Christen sind, als die den Verstand Christi haben, ohne welchen auch die Kunst der Sprachen nichts ist." So fühlte Luther tief, wie alle Sprachenkunst für sich hier nicht ausreichend sey, und wie der Uebersetzer kein treues und gelungenes Bild seines Originals zu geben vermöge, wenn er den Geist desselben nicht erkannt und in sich aufgenommen. So gaben denn hier ächt deutscher Sprachengeist und tiefes Verständniß der Schrift einander die Hand, und aus dem Zusammenwirken beider Momente ging jenes Riesenwerk hervor, welches, abgesehen von dem Gewicht desselben in religiöser Beziehung, als ein wahrhaft deutscher Sprachschatz an Originalität, Kraft und edler Einfalt von keinem andern übertroffen wird.

Luther als Volksredner und Prediger.

Aus dieser Darlegung des Lutherischen Sprachstyles läßt sich nun auch sein Charakter als Volksredner und namentlich als Prediger theilweise schon entnehmen; denn als solcher offenbart er uns ja wiederum die Natur seiner ganzen Mittheilungsweise, nur durch das lebendige Wort.

Ohne zu behaupten, daß Luther mit einem angeborenen Rednertalent begabt war — denken wir uns ihn gegenüber der Gemeinde, mit dem Berufe, durch die lebendige Rede auf sie einzuwirken, denken wir uns sein tiefes Ergriffenseyn von der Wahrheit und dabei den Reichthum christlicher Erkenntnisse, worüber er gebot, denken wir uns dazu sein praktisches Talent in der Anwendung des gegebenen Lehrstoffes, die Popularität seines Vortrags, und zu dem Allen die natürliche Lebhaftigkeit seiner Empfindungen, so tritt seine Bedeutung als Volksredner in lebendigen Zügen vor unsere Seele, und wir können uns den hohen Ruf, den er auch in dieser Beziehung genoß, wohl erklären. Wenn je ein Sterblicher die Wahrheit des Wortes bewährt: „Pectus est, quod disertum facit" (das Herz oder die Begeisterung macht den Redner), so war es Luther; demnach waren seine Vorträge auch mehr freie Ergüsse eines begeisterten Glaubens, als kunstgerechte, streng gegliederte Reden. Er konnte bei seinem lebhaft arbeitenden Geiste mit einer schulgerechten Abfassung derselben sich nicht aufhalten; und er brauchte es nicht, da er, wie Wenige, über eine Fülle christlicher Ideen gebot, die er mit seltner Gewandtheit auf das Leben in seinen verschiedensten Verhältnissen anzuwenden wußte. Er faßte in der Regel nur die Hauptgedanken zusammen und überließ die Ausführung dem Momente der lebendigen Mittheilung, wie er denn selbst gesteht, daß er, bevor er seinen Vortrag begann, sich erst seine Zuhörer betrachtete. „Ich kann", sagt er, „keine Predigt machen, noch thun, nach der Kunst. Ich pflege nicht alle Stücke insonderheit zu fassen, sondern allein den Hauptpunkt, darauf die Summe der ganzen Predigt steht. Darnach im Reden fällt mir solches ein, darauf ich zuvor nicht

sonderlich gedacht habe; denn wenn ich alle Worte sollte fassen, und von allen Stücken insonderheit reden, so würde ich nicht so kurz herdurchgehen.“ Und dürfen wir diese Predigtweise nicht als Muster eines ächt evangelischen Redevortrages betrachten? Sicher wird das Wort sich nur in der rechten lebendigen Freiheit bewegen und in seiner ganzen Kraft auf die Gemeinde wirken, wenn es dem Momente der Begeisterung vor derselben entnommen ist, wozu freilich eine Fruchtbarkeit des Geistes an Gedanken und Sprachformen gehört, welche Luther im reichsten Maße besaß.

Bei aller Freiheit, die er sich hierbei erlaubte, erkennt er ganz die Nothwendigkeit eines Hauptgedankens, dem sich die einzelnen Partien als Glieder anzureihen haben. Er fühlt es, wie nur auf diese Weise ein deutliches Bild und ein bestimmter Eindruck könne gewonnen werden. Er dringt darum wiederholt auf Einheit und Zusammenhang in der Behandlung des Lehrstoffes, und treffend sagt er in seinen Tischreden in seiner naiven, plastischen Weise: „Ein Prediger soll bei der Proposition bleiben, und das verrichten, was er vorhat, auf daß man dasselbige wohl verstehe. Und gemahnet mich derselbigen Prediger, die Alles wollen sagen, was ihnen einfällt, gleichwie der Mägde, die zu Markte gehen: wenn ihnen eine andere Magd begegnet, so halten sie mit ihr einen Taschemarkt, oder Ständerling; begegnet ihnen dann die andere Magd, so halten sie mit der auch eine Sprache; also thun sie mit der dritten und vierten auch, kommen also langsam zum Markt. Gleich also thun die Prediger auch, welche nicht bei der Proposition bleiben, und meinen, sie wollen gern Alles auf einmal sagen. Aber es thuts nicht.“ Darum hält er denn auch eine gute Schulbildung für den Prediger für unerläßlich: „Ein Prediger soll ein Dialecticus und ein Rhetor seyn, das ist, er muß können lehren und vermahnen. Wenn er nun von einem Artikel lehren will, soll ers erstlich unterscheiden, was es eigentlich heißet; zum andern, definiren, beschreiben und anzeigen, was es ist; zum dritten soll er die Sprüche aus der Schrift dazu anführen, und damit beweisen und stärken; zum vierten, mit Exempel ausstreichen und erklären; zum fünften, mit Gleichnissen schmücken; zuletzt die Faulen ermahnen und mun-

ter machen, die Ungehorsamen, falsche Lehre und ihre Stifter mit Ernst strafen."

Besonders war er bemüht, in seinen Vorträgen sich ganz dem Fassungsvermögen und der Vorstellungsweise der Gemeinde anzubequemen, und so viel wie möglich in ihrer eignen Sprache zu reden. „Man muß den armen Leuten weiß weiß, schwarz schwarz sagen mit schlichten, deutlichen Worten und fassen's dennoch kaum." Wie sehr er bei seinem ungeschminkten Wahrheitssinne allem rednerischen Schmucke und allem eiteln Wortgepränge feind war, bezeugt er unter Anderm in einer Anweisung, die er dem Dr. Erasmus Alberus auf sein Befragen gab, wie man vor Fürsten predigen müsse: „Alle deine Predigten sollen aufs Einfältigste seyn, und siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albern, groben und ungelehrten Leute, welchen Tuchs auch der Fürst seyn wird. Wenn ich in meiner Predigt sollte den Philippum Melanchthonem ansehen und andere Doctores, so mache ich nichts Gutes, sondern ich predige aufs Einfältigste den Ungelehrten, so gefalle ich Allen." — „Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen, gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volke, das achten sie nicht. Denn mit hohen und prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zerbricht mehr, denn es bauet. Viel mit wenig Worten fein kurz anzeigen können, das ist Kunst und große Tugend." So waren ihm Diejenigen in der Seele zuwider, welche aus der Kanzel eine Schaubühne machten, ihrem Ehrgeize und ihrer Ruhmsucht zu fröhnen, und in der Ueberwallung seiner Gefühle ruft er einmal aus: „Verflucht und vermaledeiet sind alle Prediger, die in den Kirchen nach hohen, schweren und subtilen Dingen trachten und dieselben dem Volke vorbringen, und davon predigen, suchen ihre Ehre und Ruhm, wollen einem oder zween Ehrgeizigen zu gefallen thun, wollen den Klüglingen gefallen und versäumen indeß die Einfältigen und den gemeinen Haufen."

So war es überall die arme, verwahrloste und lehrbedürftige Menge, die er bei seinen Vorträgen zunächst im Auge hatte; er fühlte es, daß hier vor Allen die evangelische Wahrheit Wurzel fassen könne und müsse, wenn sie in das Herz

der Nation eindringen sollte. „Wenn ich allhie (Wittenberg) predige, lasse ich mich aufs Tiefste herunter, sehe nicht an die Doctores und Magistros, der in die vierzig drinne sind, sondern auf den Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde, der in die hundert oder tausend da sind: denen predige ich, nach denselbigen richte ich mich, die dürfens; wollen es die Anderen nicht hören, so stehet die Thüre offen.“ Und wie trefflich weiß er die Art zu bezeichnen, wie der Prediger den Unmündigen und Schwachen beikommen soll! „Wir sollen Säugammen seyn, gleichwie eine Mutter ihr Kindlein säuget, die pappelt und spielet mit ihrem Kindlein und schenkt ihm aus dem Busen, da darf sie denn keines Weins noch Malvasiers.“ Ja er verstand es mit dem Apostel, Milch zu geben den Kindern, aber auch starke Speise den Erwachsenen. Fühlte er sich hierzu durch seine warme, ungeheuchelte Liebe zum Volke getrieben, so fand er in seinem reichen Geiste die Mittel, diese Aufgabe auf eine ergreifende, ja hinreißende Weise zu lösen. Wir dürfen uns darum nicht wundern über die Theilnahme, welche seine Lehrvorträge überall fanden, wie Tausende zu denselben hinströmten, und wie, wohin er kam, er überall um die Verkündigung des Wortes bestürmt ward.

Wiewohl Luther bei seinen Predigten hauptsächlich auf das Bedürfniß des Volkes sah, so wollte er in Bezug auf die Fassung der Rede die äußern Umstände, von welcher Art sie auch seyen, doch stets berücksichtigt wissen. „Was sich schickt und bequem ist nach Gelegenheit der Zeit, des Orts, der Personen, soll man lehren und predigen.“ Dasselbe richtige Taktgefühl zeigte er in Bezug auf das Maß der Rede, welches, wie es scheint, zu seiner Zeit von Vielen gar nicht beobachtet ward. So hielt unter Andern Dr. Pommer, Luthers Freund und Tischgenosse, öfters sehr lange Predigten und pflegte zu seiner Rechtfertigung den Spruch des Heilandes anzuführen: „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort.“ Luthers tiefer gehende Blick konnte sich hierdurch nicht irren lassen. Er sagt grade mit Rücksicht auf seinen Amtsgenossen: „Etliche plagen die Leute mit allzu langen Predigten, da es doch um das Gehör gar ein zärtlich Ding ist, wird eines Dings bald überdrüssig und müde.“ Eine so feine Rücksicht wußte er auch in dieser

Beziehung auf die menschliche Schwachheit zu nehmen. Darum gebot er den Predigern, sie sollten die Zuhörer ja nicht martern und aufhalten mit langen Predigten: „denn die Lust zum Zuhören vergehet ihnen; so thun ihnen die Prediger selbst wehe und Gewalt mit langem Predigen. Eines guten Redners Amt oder Zeichen ist, daß er aufhöre, wenn man ihn am liebsten hört, und meinet, er werde erst kommen: wenn man ihn aber mit Ueberdruß und Unwillen höret, und wollte gern, daß er aufhörete und zum Ende und Beschluß käme, das ist ein bös Zeichen." So gehörte auch das Maß seiner Predigten zur Milch, die er seinen Zuhörern bot, überall, und dieß zur wahren Förderung seiner Wirksamkeit, billige Rücksicht auf das Mögliche und auf Alles nehmend, was die menschliche Natur zu tragen fähig ist.

Wir haben gesehen, wie schwer es ihm bei seinen hohen Begriffen von der Würde des christlichen Predigtamtes wurde, sich zur Uebernahme desselben zu entschließen, und welche Mühe es ihm kostete, zum ersten Male die Kanzel zu betreten. Später schrieb er grade diesem Theile seines Berufes seine Hauptwirksamkeit zu, und gestand, daß er durch seine Schriften eigentlich nur der Beschränktheit des mündlichen Wortes habe zu Hülfe kommen wollen. Nichts glich seinem Eifer in der Mittheilung dieses Wortes, sowohl vor seinen versammelten Hausgenossen, wie vor der Gemeinde. Er predigte manchmal Tag für Tag, und oft mehrmals an Einem Tage. Wie schwierig es auch war, unter solchen Umständen nicht durch Wiederholung zu ermüden und stets neu und anziehend zu bleiben, unser, für die Sache des Evangeliums eben so hoch begeisterter, als gedankenreicher und sprachgewandter Redner vermochte auch diese Aufgabe glücklich zu lösen, so daß seine Zuhörer öfters ihre Verwunderung zu erkennen gaben, wie es möglich sey, so oft zu reden, ohne sich zu wiederholen und stets den Reiz einer anziehenden Neuheit zu behalten.

Wenn je ein öffentlicher Redner in dem Falle war, den menschlichen Gefühlen des Wohlgefallens an sich selbst oder gar der Eitelkeit Raum zu geben, so war es Luther; denn wenige haben wie er gleichen Beifall in den weitesten Kreisen geerntet. Allein wenn es von der andern Seite je eine hervorragende

Natur gegeben hat, die weniger dazu angethan war, einer solchen Schwäche nachzugeben, so war es wiederum unser Held. So groß der Ruf war, den er in dieser Beziehung genoß, größer war die Demuth des Mannes, der Predigen nicht für Menschenwerk hielt und auch hier, von seiner Person und Kunst gänzlich absehend, die Ehre allein Gott gab. Sein Leben zeigt keine Spur, daß er mit seiner doch so hinreißenden Rednergabe sich irgend etwas gewußt, vielmehr gesteht er, daß er sich jedesmal gefürchtet, so oft er die Kanzel bestiegen. Ein recht menschlich-unbefangenes Geständniß besitzen wir von ihm in Bezug auf die Anwesenheit Melanchthons unter seinen Zuhörern. Er sagt: „Ich sehe ihn nicht gern in meinen Lectionen oder Predigten, aber ich schlage das Kreuz vor mich und denke: Philipp, Jonas, Pommer seyen nicht drinnen, und laß mich dünken, daß kein Klügerer auf der Kanzel stehe, wie ich." So wenig lagen in seiner Seele irgend Absichten persönlicher Geltung und Ehre; vielmehr war er mit sich selbst gar oft unzufrieden. „Mir geschiehts oftmals, daß ich mich meiner Predigt schäme, bald wenn sie aus ist, und meine, sie sey sehr kalt gewesen. Aber andere haben sie hernach bei mir sehr gelobet." Ein andermal sagt er: „Ich habe mich oft selber angespeiet, wenn ich vom Predigtstuhl kommen bin. Pfui dich an, wie hast du gepredigt! Du hasts wahrlich wohl ausgerichtet, hast kein Concept gehalten, wie du es gefasset hattest. Und eben dieselbe Predigt haben die Leute aufs höchste gelobet, daß ich in langer Zeit nicht eine so gute, schöne Predigt gethan. Daß ich gewißlich dafür halte, es sey ganz ein ander Ding predigen, denn wirs achten, denn unser Herr Gott einem oft etwas anderes eingibt." So fern hielt er bei seinen Predigten seine Person und nennt sie nur, um seine Unzufriedenheit mit sich selbst auszusprechen.

So rechnen wir denn mit Recht auch Luther den Prediger und Volksredner zum Gesammtbilde seines Charakters. Ueberall derselbe, zeigt er uns in allen seinen Lebensäußerungen auf einem und demselben Grunde stets neue Seiten seines reichen und fruchtbaren Geistes.

Luther und die freien Künste.

Wiederum betreten wir ein Gebiet, hinsichtlich dessen sich Luthers Standpunkt aus den bisher dargelegten Hauptzügen seines Charakters bereits ahnen läßt. Die Stellung, die er zu den freien Künsten einnimmt, haben wir aus seiner Naturbestimmtheit, wie von seinem Glaubensstandpunkt aus zu begreifen. Daß es wiederum keine exklusive, feindselige seyn kann, werden wir demnach wohl erwarten. Schon seine lebensvolle Natur, seine tiefe Gemüthlichkeit, seine lebhafte Phantasie, seine mehr dem Symbol, wie dem abstrakten Begriffe zugewandte Geistesrichtung und eine gewisse Plastik, die in seiner ganzen Lebenserscheinung sich kund gibt, kurz die ganze innere Oekonomie seines Wesens, vermöge welcher er sich in so hohem Maße von der Sprache der Propheten und namentlich des Psalmisten angezogen fühlte, lassen auf eine innere Verwandtschaft seiner Natur mit derjenigen Seite des Lebens, die in der Poesie und Kunst ihren Ausdruck findet, mit Sicherheit schließen. Hiervon abgesehen, hätte er möglicher Weise in seinem Glaubensstandpunkt eine hemmende Schranke gegen die Bethätigung dieser Seite seines Wesens finden können.

Es gibt nämlich einen Glaubenspartikularismus, der in der Abschließung gegen Kunst und Wissenschaft seine specifisch christliche Haltung zu bewähren meint. Der Methodismus und der eigentliche Pietismus hat es nie bis zur Anerkennung ihrer Berechtigung gebracht. In seiner Abgeschlossenheit sieht er in der Kultur derselben zum Mindesten eine Abschwächung des christlichen Lebenselementes. Luther, nach der Natur- und Glaubensseite seines Wesens, konnte eine ähnliche Schranke nicht anerkennen und mußte sie als unberechtigt verwerfen. So fest sein christliches Glaubenssystem stand, so exklusiv es sich gegen den Pelagianismus, wie gegen die ganze Römische Kirchenlehre verhielt, eben so geeignet war es, wie das Evangelium selbst, von einem festen Kern und Mittelpunkt aus den christlichen Glaubensgeist auf alle und jede Gebiete des Lebens zu entlassen, die in ihrem rein menschlichen Charakter den Grund

ihrer ethischen Berechtigung tragen. „Es ist Alles euer, ihr aber seyd Christi", war der Kanon, nach dem Luther hier verfuhr, und somit durfte er auch in der Kunst kein nicht zu vermittelndes Lebensgebiet finden, vielmehr mußte er darin ein vorzügliches, gottberechtigtes Organ zur Bethätigung des christlichen Lebensgeistes erkennen. „Ich bin nicht der Meinung", äußert er, „daß durch das Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Obergeistliche fürgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musica, gern sehen im Dienst Deß, der sie gegeben und geschaffen hat. Bitte derhalben, ein jeglicher frommer Christ wolle sich ihm gefallen lassen, und wo ihm Gott mehr oder deßgleichen verleiht, helfen fördern." So wenig gehörte er zu den Ober- und Uebergeistlichen, die in der Verachtung der Künste einen besondern Grad christlicher Geistlichkeit darzulegen meinten. Er nennt vielmehr die Künste Gaben Gottes, aus göttlicher Ordnung zugleich mit dem Menschen erschaffen, und er war so weit entfernt von aller Geringschätzung derselben, daß er es als eine Folge des Sündenfalles bezeichnet, daß die Menschen die Dinge, welche Gaben Gottes sind, nicht mehr für Gaben Gottes erkennen.

Diejenige Kunst, der sich Luther seinem ganzen innern Wesen nach am meisten verwandt fühlte, war die Musik, besonders in ihrer Vereinigung mit der religiösen Poesie. Er liebte sie aus innerer Neigung, noch mehr, weil er darin ein vorzüglich herrliches Organ zur Weckung und Belebung des christlichen Gefühls und zum Troste und zur Stärkung bei geistlichen Anfechtungen und unter den Dissonanzen dieses Erdenlebens erkannte. Er fühlte ganz die innere Analogie dieser Kunst mit dem Evangelium selbst, beide gewissermaßen bestimmt, eine frohe Botschaft zu seyn durch die Ausgleichung der Gegensätze des Lebens und der sich widerstreitenden Gefühle und Strebungen. „Ich halte gänzlich dafür", sagt er weiter, „und schäme mich auch nicht, es zu bekennen, daß nach der Theologie keine Kunst sey, die mit der Musica zu vergleichen ist, dieweil sie nach der Theologie dasjenige thut, was sonst die Theologie allein thut, nämlich, daß sie Ruhe und einen fröhlichen Muth macht; daher die Propheten keine Kunst so gebraucht

haben, als die Musica, da sie ihre Theologie nicht in die Erdmeß-, Rechen- oder Sternkunst, sondern in die Musica gefasset, daß die Gottesgelahrtheit und die Musica beisammenstünden, indem sie die Wahrheit in Psalmen und Gesängen gesaget." So erkannte er mit tiefem Blicke die innere Beziehung beider zu einander, und er ist des Lobes so voll, daß er keine Worte findet, es auszusprechen. „Was lobe ich die Musik jetzt auf einem so engen Papier, und will ein solch groß Ding malen, oder vielmehr verunzieren? Aber mein Affekt oder Neigung dazu wallet mir so stark, die mich oft erquicket und mir großen Unmuth vertrieben hat." Der Ton der menschlichen Stimme, gegen die er alles Andere unmusikalisch nennt, erfüllt ihn mit tiefer Bewunderung, und er findet die Weisheit und Mildigkeit des Schöpfers in diesem Stücke überschwänglich und unbegreiflich. Die von der Musik nicht gerührt werden, vergleicht er den Stöcken und Steinen und nennt sie ungeschickte Esel. Vornehmlich in geistlichen Anfechtungen kehrte Ruhe und Harmonie in seine Seele zurück, wenn sie, auf den Tönen eines kräftigen geistlichen Gesanges schwebend, sich zu Gott erhob, und er preist ihre Macht als ein bewährtes Mittel in ähnlichen Zuständen. „Wenn ihr traurig seyd", schreibt er an einen durch Schwermuth Angefochtenen, „und will überhand nehmen, so sprecht: Auf, ich muß unserm Herrn Jesu Christo ein Lied schlagen auf dem Regal (es sey Te Deum laudamus oder Benedictus ꝛc.), denn die Schrift lehret mich, er höre gern fröhlichen Gesang und Saitenspiel. Und greift frisch in die Claves und singet drein, bis die Gedanken vergehen, wie David und Elisäus thaten."

So sehen wir den Mann der That und des Trotzes hier eine Zartheit der Empfindungen und eine Innigkeit des Gefühls, verbunden mit einem tiefen Verständniß auch der geheimern Lebenskräfte, offenbaren, welche uns den Reichthum seines Geistes und die Ungetheiltheit seiner menschlichen Natur in einer neuen und eigenthümlichen Weise zeigt. Ja hier sehen wir Starkes und Hohes mit dem Zarten und Milden, rüstige Thatkraft mit den sinnigsten und innigsten menschlichen Empfindungen verbunden, wie wir sie selten in Einer Persönlichkeit vereinigt finden.

Nach dem, was wir über Luthers Stellung zu den freien Künsten erwähnt, läßt sich nun auch seine Ansicht von denjenigen Künsten entnehmen, welche, ihrer Natur nach der Sinnlichkeit näher stehend, leicht einen Reiz zur Sünde hervorrufen können, namentlich von dem Tanze und der Schauspielkunst. Niemand war mehr überzeugt von dem Mißbrauche, dessen sie fähig sind und der wirklich damit getrieben wird; Niemand hat sich offener dagegen ausgesprochen, wie Luther. Allein sein unbefangener Geist konnte darum eben so wenig ihre natürliche Berechtigung innerhalb der Grenzen, welche die gute Sitte vorschreibt, verkennen, und auch hierüber hat er sich unverholen ausgesprochen, ohne den möglichen Schein weltlicher Gesinnung, den seine Gegner ihm so gerne aufgebürdet, zu scheuen. „Vom Tanzen muß man das Gleiche, wie vom Schmuck sagen: daß man davon sagt, es bringe viele Reizung zu Sünden, das ist wahr, wenn es über die Maße und Zucht führt. Weil aber Tanzen auch der Welt Brauch ist des jungen Volkes, das zur Ehe greift, so es auch züchtig, ohne schandbare Weise, Worte oder Gebehrden und zur Freude geschieht, ist es nicht zu verdammen. Daraus sollen die hoffärthigen Heiligen nicht so bald eine Sünde machen, wenn man es nur nicht in Mißbrauch bringt. Wo es züchtig zugeht, lasse ich der Hochzeit ihr Recht und Brauch. Der Glaube und die Liebe läßt sich nicht austanzen und aussitzen, so du züchtig und mäßig darinnen bist. Die jungen Kinder tanzen ja ohne Sünde; das thue auch und werde ein Kind, so schadet dir der Tanz nicht." Welch ein treffendes Wort! So durfte ein Mann sich aussprechen, der, überall seiner lautern Absicht sich bewußt, nie mit tadelsüchtiger Grämlichkeit ins Leben schaute und darum nachsichtig gegen jede Aeußerung desselben seyn durfte, welche an sich nicht mit den göttlichen Geboten und einer christlichen Gemüthsstellung in Widerspruch war.

Eben so dachte er über die Schauspielkunst, welche freilich zu jener Zeit eine höchst beschränkte Stellung einnahm. Würdig gehalten, erkannte er darin ein nützliches Mittel zur Sitten- und Anstandsbildung, namentlich für das jüngere Geschlecht. „Komödien zu spielen", antwortet er, über diesen Gegenstand befragt, „soll man um der Knaben willen in der Schule nicht

wehren, sondern gestatten und zulassen, erstlich, daß sie sich üben in der lateinischen Sprache; zum Andern, daß in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalet und fürgestellet werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein Jeglicher seines Amtes und Standes erinnert und vermahnet wird, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebührt, wohl anstehe und was er thun solle; ja es wird darin fürgehalten und für die Augen gestellet aller Dignitäten Gnade, Aemter und Gebühr, wie sich ein jeglicher in seinem Stand halten soll, im äußerlichen Wandel, als in einem Spiegel. Zudem werden darin beschrieben und angezeiget die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge, deßgleichen was der Aeltern und jungen Knaben Amt sey, wie sie ihre Kinder und jungen Leute zum Ehestand ziehen und halten, wenn es Zeit mit ihnen, und wie die Kinder den Aeltern gehorsam seyn und freien sollen. Solches wird in Komödien fürgehalten, welches denn sehr nütz und wohl zu wissen ist, denn zum Regiment kann man nicht kommen, mag auch dasselbe nicht erhalten, denn durch den Ehestand. Und Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen grobe Zoten und Büberei darin sind. Darum ists nichts, daß sie solches fürwenden, und um der Ursach verbieten wollen, daß ein Christ nicht solle Komödien lesen und spielen." So wußte Luther Alles, worin irgend ethische Bedeutung für das Leben lag, mit dem christlichen Elemente auszugleichen und zu vermitteln, und dieß um so mehr, je weniger sein unbefangener, argloser Sinn von dem Mißbrauch auf eine befleckende Weise berührt ward.

So war er auch den leiblichen Uebungen, Ritterspielen, Fechten, Ringen, keineswegs abhold. Er erkannte darin ein geeignetes Mittel, den Körper zu einem dienstwilligen und fertigen Organ der Seele auszubilden; er ermahnt dazu, statt die Zeit auf den Bierbänken zuzubringen und seine Kräfte in unwürdiger Weise zu vergeuden. Eine besondere Freude und Erheiterung gewährte ihm die Gartenkunst, die er selbst mit eigner Hand übte, indem die Beschäftigung mit der Natur seinem einfachen, genügsamen Sinne einen eignen Reiz gewährte. Er fand auch hierin, wie in der Musik, ein wirksames, ableitendes Heilmittel gegen die mancherlei Anfechtungen, die er zu bekäm-

pfen hatte. „Wenn der Satan mit seinen Gliedern tobt und wüthet, so verlache ich ihn inzwischen und betrachte die Gärten, das ist, die Segnungen des Schöpfers, und genieße sie ihm zum Lob." Er ladet seine Freunde ein, seine Werke zu sehen und sich mit ihm seiner schönen Gartenanlagen zu freuen, beklagt sich aber über Erasmus, daß er für die Werke der Natur so gar kein Auge habe, ja, daß er die Kreaturen ansehe, wie die Kuh ein neues Thor.

Eben so trieb er zu seiner Leibesübung in freien Stunden die Drechslerkunst, und es scheint für ihn, der sein Leben an einen neuen Aufbau der Kirche gesetzt, einen besondern Reiz gehabt zu haben, als Gegensatz auch in einer mechanischen Kunst zu schaffen und zu bilden. Er sah nichts Unwürdiges darin, vermittelst derselben im Falle der Noth sich und die Seinigen zu ernähren. Im Geiste des Apostels Paulus ruft er aus: „So lernen wir mit unsrer eignen Hand uns unsern Unterhalt erwerben, wenn etwa die Welt uns um des Wortes willen nicht mehr ernähren und erhalten mag, und dienen dann den Unwürdigen und Undankbaren nach dem Bilde unsres Vaters im Himmel." Edler Mann, so rufst du in schlichter, ungeheuchelter Einfalt deines Herzens, und, ein Priester des Evangeliums ohne Gleichen, wie beschämst du mit diesem Worte das falsche Priesterthum deiner und jeder Zeit, welches, ohne alle Bekümmerniß, ohne Sorge für die Heerde, in Wohlleben und Hoffarth seine Tage fristet.

Luther und die Ehe; sein häuslicher Charakter.

Aus dem bis jetzt über die innige Verschmelzung des Lutherischen Natur- und Glaubenslebens Beigebrachten läßt sich sein Bewußtseyn und seine Stellung auch in Betreff dieses Punktes bereits ahnen. Ein Gegenstand aber, so ganz geeignet, beide Seiten seines Wesens zu bethätigen, muß als ein

besonders fruchtbarer Stoff erscheinen, seine ganze christliche Persönlichkeit ins Licht zu stellen.

Wie Luther aus der Verfinsterung und den Entstellungen früherer Jahrhunderte heraus mit sicherm Blicke jeden Stand und Beruf als gottgeordnet und darum als gleichberechtigt erkannte, wie er es war, der die göttliche Berechtigung weltlicher Obrigkeit zuerst wieder zum Bewußtseyn seiner Zeit brachte, wie hätte diesem seinem erleuchteten Blicke die hohe Bedeutung und Würde eines Standes entgehen können, in dem der ganze Mensch erst in der Totalität seiner sinnlich-geistigen Natur zur Erscheinung kommt, und in welchem der eigentliche Mittel- und Kernpunkt alles christlichen Gemeinlebens liegt. Es läßt sich erwarten, wie ein Mann, der wie Wenige von sich sagen konnte: nihil humani a me alienum puto, und dessen ganze Lebensanschauung von der andern Seite eine so specifisch christliche war, gegenüber einer Stiftung sich wird finden lassen, in welcher beide Momente in inniger Durchdringung und in höherer Verschmelzung erscheinen.

So wie Luther es war, der die Emancipation des Staates von der hierarchischen Gewalt anbahnte, so war er es nicht weniger, der den Stand der Ehe von der Herabwürdigung befreite, die derselbe von Seiten der Priesterkirche erfahren. In Folge jener falschen ascetischen Richtung, welche die christliche Tugend vor Allem in die Unterdrückung der Naturtriebe und in die äußere Trennung von der Welt setzte, und welche von der Kirche zur Begründung einer absoluten Macht über das Volk ausgebeutet wurde, war der Ehestand nach den Begriffen der damaligen Zeit aller höhern Berechtigung und Würde entkleidet und wurde meist nur als ein legales Mittel zur Befriedigung nicht zu bewältigender, sinnlicher Triebe betrachtet. Luther bezeugt es wiederholt, wie die Mönche die Welt zu dem Irrthum verleitet, daß ehelich seyn ein unehrlich, unrein und schändlich Ding, und beklagt sich, daß so Viele diesem Irrthum verfallen seyen. Darum sehen wir ihn aufs Eifrigste bemüht, die göttliche Anordnung und Würde dieses Standes wieder zur Anerkennung zu bringen und die Führung der Ehe in diesem Sinne und Geiste aufs Neue zu begründen. Er sagt: „Das Erste, so man an diesem Stande

(wie auch an allen andern Ständen) lernen soll, ist das, daß ein Jeder wisse und gewiß dafür halte, daß der Ehestand von Gott geordnet und gestiftet sey. Das ist fast die höchste Kunst in dem ehelichen Leben, daß man diesen Stand lerne ansehen nach seiner höchsten Ehre, nämlich, daß es Gottes Gestift ist und Gottes Wort hat: wiewohl es scheinet, als sey es leicht, und sich Jedermann lässet dünken, er könne es selbst und dürfe keines Meisters dazu. Denn wer weiß das nicht, daß der Ehestand von Gott im Paradies eingesetzt, und auch außerhalb des Paradieses bestätigt ist? Ich habs auch oft gelesen und wohl lernen nachreden; aber es ist eine solche Kunst, die ich noch nicht kann, und mich nicht schämen muß, ob ich wohl ein alter Doctor bin, täglich daran zu lernen. Die Worte sind wohl bald gelernet, daß es sey ein Stand von Gott eingesetzt, aber das ist die Kunst, davon ich sage, daß man solches gewiß und ungezweifelt dafür halte, und ein Jeglicher den Ehestand an ihm und Andern allenthalben also ansehe, daß es von Gott also geschaffen, geordnet, geschickt, und (wie man sagt) beschert werde. Denn die tolle Welt, und zwar auch die kluge Vernunft hält es nicht ernstlich dafür, sondern meinet, es geschehe ohngefähr und zufalls also, daß Einem diese oder jene zu Theil werde, gleichwie sonst außer der Ehe ihrer zwei zusammen gerathen. Daher ists kommen, daß man so ein Gaukelspiel aus dem Ehestande gemacht, und allenthalben so leichtfertig davon geredt hat. Das machet, daß sie allein dem äußerlichen Wesen und Ansehen nach denket und richtet." So hebt er bei jeder Gelegenheit die ausdrücklich göttliche Weihe dieses Standes hervor; er fühlte es tief, wie sehr davon die Würde und Heilighaltung desselben unter allen Umständen abhing.

Es ist schwer, aus der reichen Fülle sowohl aus dem Wesen und Zwecke dieses Standes, wie dem praktischen Leben und der Erfahrung, geschöpfter, treffenden und geistreichen Gedanken und Bemerkungen eine Auswahl zu treffen, und wir müssen uns auf dasjenige beschränken, worin sich das Charakteristische seiner Ueberzeugung nach einigen Hauptgesichtspunkten im Wesentlichen ausspricht.

Bei seinen hohen Begriffen von der Würde und dem Segen des Ehestandes, worüber er sich kaum stark genug aus-

zudrücken weiß, mußte es sein Gefühl tief verletzen, wenn derselbe im Allgemeinen als weltlicher Stand tief unter den geistlichen gesetzt ward. Er bekämpft diesen Wahn von seinem freien geistigen Standpunkt aus, und sagt: „Ich will beweisen, daß der Ehestand sey der allergeistlichste Stand, und daß man fälschlich und mit Unrecht etliche Stände hat geistliche Orden und die Ehe weltlichen Stand genannt... Fürs Erste sollte nichts geistlich heißen ohne das inwendige Leben des Glaubens im Herzen, da der Geist regieret. Aber weil nun auch geistlich heißt, was auswendig am Leibe geschieht durch den Geist des Glaubens, so wollen wir hier gar eben und fein sehen und greifen, daß der Ehestand mit allem Recht geistlich und die Orden weltliche Stände heißen sollten." Er zeigt nun erst, wie beide Stände nothwendig ihre äußere, zeitliche und leibliche Seite haben, und wie auch die auf die äußerlichen Werke und Verrichtungen sich beziehenden Gedanken und Anschläge des Herzens als leiblich zu betrachten seyen. Solle darum ein Stand geistlich heißen, so müsse etwas Anderes und mehr dazu gehören, als solche äußerliche Werke, „nämlich der Glaube im Herzen, welcher ist Geist, und macht alles geistlich, was am Menschen ist, beide, auswendig und inwendig." Er zeigt ferner, wie das Ordensleben, welches, äußerlich aufs sicherste gestellt, von den Früchten fremder Arbeit und Sorge sich nährt, von Gott abführt, indem der Glaube darin weder Raum noch Stätte, noch Zeit, noch Werk, noch Uebung habe. „Was ist das anders, denn einen solchen Stand suchen und haben, da man nicht dürfe gen Himmel gaffen, und des täglichen Brods von Gott gewarten und trauen, daß man sich und Andere ernähre?" Er weist nun das Gegentheil vom Ehestand nach, wie die Sorge für Weib und Kind auf Gottes Hand und Gnade sehen lehre und gleichsam zum Glauben zwinge, und fragt: „so sage mir, welcher Stand billig der geistliche heiße, obs nicht der sey, darinne der Glaube noth ist, und sein eigen Werk hat und täglich Uebung und Ursach hat, Gott zu vertrauen, und nach dem Spruch des 145. Psalmes gehet: Aller Augen warten auf dich, Herr, und du giebest ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thuest deine Hand auf und erfüllest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen. — Siehe, so greifst du hier für

das erste, daß der Ehestand von Natur der Art ist, daß er den Menschen treibet, jagt und zwinget hinein in das allerinnerste, höchste, geistliche Wesen, nämlich zum Glauben, sintemal kein höher, innerlicher Wesen ist, denn der Glaube; denn der hanget bloß an Gottes Wort, und ist nacket ausgezogen von Allem, das nicht Gottes Wort ist. Zum anderen, übet der Ehestand nicht allein das Herz und inwendige Wesen durch den Glauben vor Gott, sondern auch den Leib äußerlich in Werken. Daß also der Ehestand beide, Glauben und Werk, treibt, beide, Leib und Seele, hilft, versorget und recht führet." Welch eine ächt geistige, christlich-ethische Ansicht von der Ehe nach ihren beiden Momenten, welche unsere bewundernde Anerkennung um so mehr verdient, als sie, kaum geahnet und im Widerspruch mit den damals gangbaren Begriffen von diesem Stande, das Bewußtseyn seiner Zeit so weit überragte!

Luther, gewohnt, das Leben in allen seinen Erscheinungen vom Glaubensstandpunkt aus zu betrachten und das Leibliche und Zeitliche überall an das Geistige und Himmlische anzuknüpfen, erkannte vor allen Andern in der Ehe dasjenige Gebiet, welches, beides in sich vereinigend, den reichsten Stoff zur Weckung und Bethätigung des christlichen Lebensgeistes darbot. Er sah in diesem Stande und im Familienleben die rechte Uebungsschule aller christlichen Tugenden, die fruchtbarste Pflanzstätte alles Löblichen und Gottgefälligen, die sicherste Schutzwehr wider Unkeuschheit und Unzucht. Er sagt: „Weil im Ehestande jetzt mit dem Weibe, jetzt mit Kindern, jetzt mit dem Gesinde, mit der Nahrung und Anderm, allerlei Noth und Gefahr vorfället, ist der Ehestand den Christen gleich einer Schule, darinnen sie fein abgerichtet, daß sie in der Anfechtung und Widerwärtigkeit nicht kleinmüthig werden, noch den Muth fallen lassen, sondern ihre Herzen gegen Gott aufthun, beten und Hülfe begehren. Wenn denn solche Hoffnung erfüllet wird, so finden sich alsdann auch andere und gute, heilige Werke, daß man Gott für seine Hülfe und Gnade danket, daß man seine Güte preiset und andere Leute darauf vertröstet. Solches alles sind eitel feine Gottesdienste und köstliche, gute Werke, welche der Ehestand täglich unter die Hände gibt, daß der Glaube und Gebet nicht feiern, sondern in stetiger Uebung

gehen müssen, weil jetzt Freud, jetzt Leid, jetzt Noth, jetzt Hülfe und Rettung alle sich sehen läßt, und entweder zum Dank oder Gebet verursachen." Und wie treffend weiß er den Segen des rechten Ehestandes zu zeichnen: „Da gehet Fleiß, Sorge, Treue und Liebe aufs reinste von ganzem Herzen und wird ihnen nicht sauer, ja sie haben Verlangen danach, wie eins dem andern rathen, helfen, bessern, und dem Unglück wehren möge. Wiederum, wo es glücklich gehet, in Kindesnöthen oder in anderer ihrer, oder der Kinder Gefahr und Noth, da ist eine herzliche, reine, vollkommene Freude; es kann keinem so wohl gehen, es freuet sich deß das andere von Herzen und gönnet ihm noch mehr. Wer will nun nicht sagen, wo die Herzen also fein in Freud und Leid zusammenstimmen, daß da nicht eitel gute Werke der Liebe sind?" Er nennt den Ehestand „Gottes allerliebsten Würz- oder Rosengarten, da die allerschönsten Röslein und Nägelein innen wachsen."

Luther fühlte es tief, daß, wie Alles im Leben, so vornehmlich der Ehestand im Geiste aufgenommen und mit den Augen des Glaubens angeschaut werden müsse, wenn er im rechten Lichte erscheinen und wahrhaft beglückend wirken soll. Viele blieben bei der Außenseite stehen, stießen sich an der oft rauhen und harten Schale, und zogen deßhalb das ehelose Leben vor. Diese weist er in seiner unbefangenen, naiven Weise zurecht: „Siehe zu, wenn die natürliche Vernunft das eheliche Leben ansieht, so rümpft sie die Nase und spricht: Ach, soll ich das Kind wiegen, die Windeln waschen, das Bett machen, Stank riechen, die Nacht wachen, seines Schreiens warten, sein Grind und Blattern heilen, darnach des Weibes pflegen, sie ernähren und arbeiten, hie sorgen, da sorgen, hie thun, da thun, das leiden und dieß leiden, und was denn mehr Unlust und Mühe der Ehestand lehret; ei, sollte ich so gefangen seyn? O du elender, armer Mann, hast du ein Weib genommen? Pfui, pfui, des Jammers und Unlustes! Es ist besser frei bleiben, und ohne Sorgen ein ruhig Leben geführt, ich will ein Pfaff oder Nonne werden, meine Kinder auch dazu halten. Was sagt aber der christliche Glaube hiezu? Er thut seine Augen auf, und siehet all diese geringe, verachtete, unlustige Werke im Geist an, und wird gewahr, daß sie alle mit göttlichem

Wohlgefallen, als mit dem köstlichen Gold und Edelsteine gezieret sind, und spricht: Ach Gott, weil ich gewiß bin, daß du mich einen Mann geschaffen, und von meinem Leibe das Kind gezeuget hast, so weiß ich auch gewiß, daß dirs aufs allerbeßte gefället, und bekenne dir, daß ich nicht würdig bin, daß ich das Kindlein wiegen solle, noch seine Windeln waschen, noch sein oder seiner Mutter warten. Wie bin ich in die Würdigkeit ohne Verdienst kommen, daß ich deiner Creatur und deinem liebsten Willen zu dienen gewiß worden bin? Ach, wie gerne will ich solches thun, und wenns noch geringer und verachtet wäre. Nun soll mich weder Frost noch Hitze, weder Mühe noch Arbeit verdrießen, weil ich gewiß bin, daß dirs also wohlgefället. Also soll auch das Weib in ihren Werken denken, wenn sie das Kind säuget, wieget, badet, und andere Werke mit ihm thut, und wenn sie sonst arbeitet und ihrem Mann hilft und gehorsam ist: es sind alles eitel gulden, edle Werke. Item, so soll man auch ein Weib trösten und stärken in Kindesnöthen, nicht mit St. Margareten-Legenden und anderen närrischen Weiberwerken umgehen, sondern also sagen: gedenke, liebe Greta, daß du ein Weib bist, und dieß Werk Gott an dir gefället. Tröste dich seines Willens fröhlich, und laß ihm sein Recht an dir: gib das Kind her, und thue dazu mit aller Macht: stirbst du drüber, so fahre hin! Wohl dir, denn du stirbst eigentlich im edlen Werk und Gehorsam Gottes. Ja, wenn du nicht ein Weib wärest, so solltest du jetzt allein um dieses Werk wünschen, daß du ein Weib wärest, und so köstlich in Gottes Werk und Willen Noth leiden und sterben. Denn hie ist Gottes Wort, das dich also geschaffen, solche Noth in dir gepflanzt hat." So sah Luther alle Verrichtungen und Zustände des ehelichen Lebens im Lichte des Glaubens verklärt, und so tief und kräftig vermochte sein Glaubensgefühl in dieselben einzudringen!

Eben so will er nun auch den Kindersegen betrachtet wissen, worüber Manche sich beschwerten und murrten. „Solche Leute verstehen nicht, was das Lieblichste und Beßte im Ehestande ist. Was ist doch über die Liebe gegen die Kinder; sonderlich weil du allhier hörest, daß es das fürnehmste Stück göttliches Segens ist? Hier ist abermal des Glaubens Noth,

denn die Welt hält das nicht für Segen, daß man sich mit denen Händen ernähren muß, die Beschwerung des Weibes und der Kinder, die viel und mancherlei sind, tragen und leiden muß. Diese Dinge alle hält die Welt für Fluch und Unglück: der heilige Geist aber, auf daß er deren Christen Herzen stärke und tröste, nennet solches Alles mit dem herrlichen, lieblichen Namen Segen, damit er uns erwecke, Gott und seine Gabe recht zu erkennen, auf daß wir nicht, wie die Welt pfleget zu thun, überdrüssig werden. Darum muß man allhier diese Emphasie fleißig merken, daß er diesen Stand, der nach der Vernunft so elend und trübselig ist, gesegnet nennet, da er sagt: Siehe, also wird gesegnet der Mensch, als wollte er sagen: was willst du Weiteres? Daß du ein Weib hast, daß du Kinder hast, daß du dich deiner Hände Arbeit nährest, das ist wahrhaftig Gottes Segen: darum ärgere dich nicht allein daran, sondern danke auch Gott für seinen Segen."

Alles in Gott! war auch hier sein Grundsatz. So leitet er allen Segen eines solchen Bündnisses von der rechten Begründung und Führung desselben im demüthigen Gottvertrauen ab. „Willst du durch göttlichen Segen dich in den Ehestand begeben, so suche am allerersten bei dem Herrn Rath, und bete also: Lieber Herr Gott, gib mir ein frommes Weib und mein täglich Brod. Also ist das der erste und höchste Segen, wenn du weißt, daß du nach Gottes Willen bist in den Ehestand getreten. Was dir danach Gott gibt, dieselbigen Güter verzeichne alle mit dem rechten Namen, und sage: diesen Sohn, diese Tochter hat mir der Herr gegeben; diesen Acker, Wiesen, diese Kühe und Ziegen hat mir der Herr gegeben und ist alles Gottes Segen. Das ist denn wahrlich ein schöner und glückseliger Ehestand, worin beide, an Tisch und Bett, geschrieben stehet: hier ist Gottes Gunst, Wille und sein gnädiges Wohlgefallen." In demselben Geiste spricht er sich über das gegenseitige Verhältniß der Ehegatten und die eheliche Treue aus. „Christlich und göttlich davon zu reden, ist das das Höchste, daß Gottes Wort an deinem Weibe und an deinem Manne geschrieben ist; wenn du dein Weib also ansiehest, als wäre nur eins, und keins mehr auf der Welt, und

wenn du deinen Mann also ansiehest, als wäre nur einer, und sonst keiner mehr auf der Welt; daß kein König, ja auch die Sonne nicht schöner scheinen, und in deinen Augen leuchten soll, als eben deine Frau oder dein Mann. Denn allhier hast du Gottes Wort, welches dir die Frau, oder den Mann zuspricht und schenket, spricht: der Mann soll dein seyn: die Frau soll dein seyn; das gefällt mir so wohl, alle Engel und Creatur haben Freude darob. Denn es ist je kein Schmuck über Gottes Wort, damit du dein Weib ansiehest als ein Gottes Geschenk."

In solchen und ähnlichen Worten ächt evangelischer Einfalt und Kraft hören wir Luther über einen Stand urtheilen, dessen tief ethische Bedeutung für das Reich Gottes er wie Wenige seiner, so wie jeder Zeit in ihrem ganzen Umfange erkannte. Kein Kirchenlehrer, kein Weiser der Vorzeit hatte je das ganze Gebiet der in diesem Stande verborgenen Segenskräfte zur Weckung und Bethätigung des christlichen Lebensgeistes also durchschaut, und er hat seine Gedanken hierüber in einem, in seinen Werken überall zerstreuten, köstlichen Schatze von Bemerkungen, Rathschlägen und Ermahnungen aus dem ganzen Kreise des Familienlebens niedergelegt, der uns nicht weniger den Reichthum und die Fruchtbarkeit seines Geistes, wie die Tiefe und ungetrübte Klarheit seines Blickes bewundern läßt, und dieß um so mehr, wenn wir bedenken, wie er so ganz in der kirchlichen Befangenheit und den Vorurtheilen seiner Zeit erzogen war, worüber er selbst folgendes Geständniß ablegt: „Da ich ein Knabe war, weiß ich, daß wegen des gottlosen und unreinen ehelichen Lebens der Ehestand dermaßen berüchtigt war, daß ich es dafür hielte, ich könnte ohne Sünde an das eheliche Leben nicht wohl gedenken. Denn das hatte man allen Menschen also eingebläuet, es hielten auch alle dafür, daß wer da in einem heiligen und Gott angenehmen Stande leben wollte, der müsse kein Ehegatte werden, sondern außer der Ehe leben und das Gelübde des ehelosen Standes annehmen."

In welchem Lichte mußte einem Manne, der also von der Ehe dachte, und für den es längst keinen bevorrechteten Stand äußerer Heiligkeit mehr gab, der Cölibat der Priester

und der Ordensgeistlichkeit erscheinen! Er konnte darin nur einen eben so widernatürlichen, als widerrechtlichen hierarchischen Zwang erkennen, der sein Gefühl um so mehr verletzte, um so gröbere Unsittlichkeiten er aller Orten hervorrief. Entrüstet über die Herabwürdigung und Verkümmerung der Menschennatur in den Klöstern und geistlichen Stiften ruft er aus: „O der unbarmherzigen Eltern und Freunden, die mit den Ihren so gräulich und schrecklich fahren! O der blinden und tollen Bischof und Aebten, die hie nicht sehen, noch fühlen, was die armen Seelen leiden und wie sie verderben! Wer mag dir, Papst, und euch, ihr Bischöfen, nach Verdienst fluchen? Wer mag eure Blindheit und Wuth, die also lehret, genug verabscheuen?" Wie alles Naturwidrige der Gesundheit und Frische seines ganzen Wesens widerstrebte, so mußte eine solche Verletzung der heiligsten Menschenrechte sein Gefühl um so mehr beleidigen, je entschiedener dieselbe von seinem erleuchteten Glauben verworfen ward. Mit den klarsten und überzeugendsten Gründen, theils dem göttlichen Worte und der Lehre und Praxis der ersten Kirche, theils der natürlichen Bestimmung des Menschen, theils den weltbekannten lästerlichen Folgen entnommen, hat er die Thorheit und Verderblichkeit der Ehelosigkeit der Priester und Ordensgeistlichen dargethan, und seinem entschiedenen Auftreten und seinen unablässigen Bemühungen haben wir es vornehmlich zu verdanken, daß dieser heillose Zwang für einen großen Theil der Christenheit endlich sein Ende erreichte. Alle Keuschheitsgelübde erklärte er fortan für null und nichtig, weil Niemand etwas wider die Natur und wider Gottes Willen und Ordnung geloben könne und dürfe. „Möchtest du doch auch geloben", sagt er, „du wollest kein Mensch seyn, und mußt es doch seyn, und dein Gelübde mit Füßen treten. Also siehst du, wie Gelübde und Papstes Gebote stracks wider Gottes Ordnung und Einsetzung streben; darum fast kein gräulicher Ding auf Erden ist, denn das man heißet Coelibatum, das ist, unsrer Geistlichen Keuschheit. Hast du gelobet, so wisse, daß es nicht gilt, noch bindet; denn wie kannst du das geloben, was nicht dein ist, noch in deiner Macht steht, zu gewinnen oder zu halten!"

So war aller widernatürliche Zwang auch in dieser Beziehung seinem glaubensfreien Geiste ein Greuel. Er hatte nichts gegen die Ehelosigkeit und den einsamen Stand, wo er frei gewählt und unbefleckt erhalten wird. „Wo dir die Gnade gegeben ist, daß du keusch leben und dich ohne Sünde des Ehestandes enthalten kannst, ei so magst du dich dessen wohl enthalten. Wo du es aber nicht kannst, so vereinige dich mit einem Weibe."

Bei den Vorzügen, welche er dem ehelichen Leben als dem von Gott verordneten Stande mit allen seinen Segenswirkungen zuerkannte, sah er es überall gern, wenn junge Leute zur Ehe griffen, wobei ihn noch besonders der Gedanke leitete, wie hierdurch den fleischlichen Ausschweifungen am sichersten gewehrt und die geschlechtlichen Beziehungen allein auf sittliche Weise könnten geordnet werden. „Man soll das junge Volk dazu halten, daß sie Lust zum Ehestand gewinnen, und wissen, daß er ein seliger Stand und Gott gefällig ist. Damit könnte mans mit der Zeit wiederum dahin bringen, daß er wieder zu seinen Ehren käme, und des unflätigen, wüsten, unordigen Wesens weniger würde, so jetzt allenthalben in der Welt zu Zoten geht, mit öffentlicher Hurerei und andern schändlichen Lastern." Er tadelt und straft Diejenigen, die bloß aus Furcht vor den Beschwerden und Mühen des ehelichen Lebens sich desselben enthielten, und besonders freuete er sich, wenn seine Freunde diesen Schritt thaten, weil er sie, mitten ins Leben gestellt, erst dann in ihrem wahren Beruf sah, und deßhalb auf alle Weise in solchem Vorhaben zu bestärken suchte. Gottes Wort, getragen von einem frischen und gesunden Naturgefühl, erscheint auch hier als der Tenor und die Seele seiner Gedanken und Gefühle.

Luthers eheliches Leben.

Luthers rein menschlicher Charakter, in dem Mannheit und Kraft mit einem reichen Gemüthe und einer lebhaften Empfindungsweise sich verband, kann kaum ohne ein eigenes Familienbedürfniß gedacht werden; und in der That, er war ganz der Mann, dieses Lebensgebiet in veredelter christlicher Gestalt und in seiner sittlichen Würde und Schönheit darzustellen. Schon lange vorher, als er wohl noch kaum ahnete, daß er selbst diesen Schritt thun würde, sehen wir ihn mit einer Lebhaftigkeit der Einbildungskraft in die Verhältnisse und Zustände des häuslichen Lebens eindringen, welche allerdings auf eine besondere Wahlverwandtschaft mit denselben schließen läßt. Wenn er vor seiner Verheirathung auf den Einwurf, daß er in Bezug auf das eheliche Leben von Dingen rede, die er selbst nicht erfahren, antwortet: „ich rede davon nach der Schrift, die mir gewisser ist, denn alles erfahren", so hätte er trotz dieser Leitung doch nicht mit der Schärfe des Urtheils und der lebendigen Anschaulichkeit, welche seine Gedanken über die Ehe auszeichnen, davon reden können, wären dieselben nicht in einem verwandten Gefühlsleben begründet gewesen.

Luthers Entschluß, in die Ehe zu treten, stand im Allgemeinen schon längere Zeit bei ihm fest. Allein die Verwirklichung desselben war keineswegs die Folge einer früher gehegten, tiefen Neigung, was wir am sichersten daraus entnehmen, daß er seine Zukünftige vorher mehreren seiner Freunde zur Ehe empfohlen. Es scheint, daß seine in den höchsten Lebensinteressen unablässig arbeitende Seele zu einer solchen Neigung und ihrer Pflege keinen Raum bot. Was ihn bestimmte, seine Verbindung mit Katharina von Bora auf eine so unerwartete Weise zu beschleunigen, ist zum Theil höchst bemerkenswerth. Einmal fühlte er, wie in seiner Lage ein längerer Brautstand mit einer Menge von drohenden Hindernissen von Seiten seiner Gegner verknüpft war. Dabei glaubte er sich zu diesem Schritte noch in einer andern Weise durch

die Zeit gedrängt. Eben loderte die Flamme des Bauern-krieges hell auf, dunkele, schwere Zeiten verkündend, wobei Luther das ganze Reformationswerk in Gefahr sah, als er, bereits ein Vierziger, plötzlich den Freunden sein Vorhaben kund that, demnächst sich zu verehelichen. Er wollte, wie er deutlich ausspricht, nicht vom Schauplatz abtreten, ohne in diesem Stande erfunden zu werden, und seine oft gepredigte Lehre durch sein Beispiel zu erhärten. Er schreibt an seine Mansfelder Freunde: „Nun sind Herren, Pfaffen, Bauern, alles wider mich und dräuen mir den Tod. Weil sie denn toll und thöricht sind, will ich mich auch schicken, daß ich für meinem Ende im Stande, von Gott erschaffen, gefunden werde, und nichts meines vorigen papistischen Lebens an mir behalte, so viel ich kann, und sie noch toller und thörichter machen, und das alles zur Letze und Ade." Zugleich führt er in mehreren Briefen den Wunsch seines Vaters als mitbestimmend an, und schreibt in ähnlicher Weise an Amsdorf: „Das Gerücht ist wahr, daß ich mich mit Katharina plötzlich habe trauen lassen, ehe ich mich genöthigt sah, die bösen Mäuler gegen mich toben zu hören, wie es zu geschehen pflegt. Ich hoffe, ich werde nicht lange mehr leben, und wollte diesen letzten Beweis von Gehorsam meinem Vater, der ihn verlangte, in der Hoffnung, Kinder von mir zu sehen, nicht verweigern. Auch wollte ich meine Lehre durch die That bekräftigen, besonders da ich trotz dieses so hellen Lichts des Evangeliums noch so viele verzagte Herzen wahrnehme." Es ließ sich erwarten, daß Luthers ernst-männliche Stimmung, seine Jahre, so wie die Zeitumstände alle romanhafte Sentimentalität, so wie alle leidenschaftliche Aufregung von seiner Verbindung fern halten würden. „Ich bin nicht verliebt", schreibt er an Amsdorf, „noch brenne ich, sondern ich liebe mein Weib."

So griff er, wie jedes, so auch dieses Werk mit Gott und, allen Hindernissen zum Trotz, mit unerschrockenem Muthe an. „Bitte für mich", schreibt er an Michael Stiefel, „daß Gott mir diesen neuen Stand segne und heilige, denn die Weltweisen sind heftig erzürnet darüber. Sie müssen bekennen, daß es Gottes Werk ist. Aber die Larve meiner und der

Jungfrau Person macht sie thöricht und treibt sie, wider Gott zu denken und zu reden. Aber der Herr lebt, und ist größer in uns, als in ihnen." An Spalatin: „Ich bitte, du wollest uns Gottes Segen und Glück wünschen, und für uns beten. Ich bin in so großen Abfall und Verachtung kommen um diese Heirath, daß ich hoffe, es sollen sich die Engel darüber freuen, und die Teufel weinen." Hieronymus Schurf nämlich hatte gesagt: „Wenn dieser Mönch ein Weib nimmt, so wird die ganze Welt und der Teufel selber lachen." Luther kannte die Ursache dieser Schmähungen zu wohl, als daß sie ihn irgend hätten aus der Fassung bringen können; ja er fühlte sich dadurch um so mehr im Bewußtseyn der Gottgefälligkeit seiner Verbindung bestärkt. „Ist mein Ehestand Gottes Werk", sagt er, „was Wunder, daß sich die Welt daran ärgert?"

Allein auch von seinen Freunden fanden Mehrere Bedenken in einem solchen Schritte, namentlich der dem Leben mehr fern stehende, bedächtige Melanchthon, den Luther deßhalb wohl aus freundschaftlichem Zartgefühl nicht zur Hochzeitsfeier geladen. Wohl möchte er Manchen in einem ungetrübteren Lichte als Reformator der Kirche erschienen seyn, wenn er von den Sorgen und Verwickelungen des häuslichen Lebens sich fern gehalten, um sich ungetheilt seinem hohen Beruf zu widmen. Luthern konnten solche Bedenken nicht in den Sinn kommen; sie widerstrebten der Unbefangenheit seiner ganzen Gemüthsart, wonach er es weder auf den äußern Schein der Heiligkeit, noch auf einen reformatorischen Namen anlegen konnte. Hätte er im Ehestande irgend etwas dem Dienste der Sache Gottes und seiner freien Wirksamkeit Widerstrebendes erkannt, er würde diesen Schritt schwerlich noch in seinem dreiundvierzigsten Jahre gethan haben. Und grade in dieser seiner Verbindung lag ein eigenthümliches, wenn auch nur sekundäres, reformatorisches Element. Er wollte, wie wir gesehen, den falschen Heiligenschein, womit die Kirche den ehelosen Stand umhüllt, auch thatsächlich zerstören und die Ehe durch sein Beispiel, zur weitern Steuer der Wahrheit, Andern zur Nachahmung, wieder zu Ehren bringen. Und wie hätte er jenes weit verbreitete Vorurtheil schneller und wirksamer entkräften können? Was konnte man sagen, wenn man ihn sein ehe-

liches Leben in musterhafter Treue, Zucht und Ehren führen, die Pflichten eines christlichen Gatten, Hausvaters und Erziehers seiner Kinder mit der strengsten Gewissenhaftigkeit erfüllen sah? Hat er durch diese That seine vorurtheilsfreie Gesinnung bekundet und „Denen, die ihn mit seiner Katharina von Bora austrugen, das Maul gestopft", so noch weit mehr durch die makellose, ächt christliche Führung seines ehelichen Lebens. Hätte diesem Leben irgend eine Schmach, irgend ein Flecken angeklebt, seine so erbitterten Gegner würden nicht verfehlt haben, ihn zwiefach zu verunglimpfen und alle Waffen der Lästerung wider ihn zu kehren.

Wie innig und glücklich Luthers Verhältniß zu seiner Hausfrau war, geht aus vielen seiner zufälligen Aeußerungen hervor: „Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat; du bist eine Kaiserinn! aber zu einem solchen Stande gehört eine fromme und gottesfürchtige Person." An Stiefel schrieb er: „Es grüßt dich Käthe, meine Rippe. Sie befindet sich wohl durch Gottes Gnade und ist mir folgsam, und in allem zu Willen und unterthänig, mehr als ich zu hoffen gewagt hätte, so daß ich meine Armuth nicht möchte mit den Schätzen des Krösus vertauschen." Ein andermal sagt er, er würde seine Hausfrau nicht um das Königreich Frankreich, noch um die Schätze von Venedig geben, und dieß wegen dreierlei Ursachen: weil sie ihm von Gott gegeben worden, nachdem er ihn vorher um ein gutes Eheweib herzlich angerufen; weil, wenn sie gleich nicht ohne Fehler sey, sie doch bei ihr kleiner, als bei Andern seyen, und weil sie ihm so treu ergeben sey. Den Brief an die Galater nennt er seine Epistel, mit der er sich verlobt. „Sie ist meine Katharina von Bora!"

Wiewohl sein eheliches Leben überall die Weihe seines ernsten Glaubensgeistes trägt, so konnte hierdurch seinen natürlich-menschlichen Empfindungen kein Eintrag geschehen. Diese stimmten ihn grade in seinen ehelichen Beziehungen gar oft zu Scherz und heitrer Laune, welche mehr oder weniger in allen seinen Briefen an seine Hausfrau hervortreten. Dieser Ton findet sich selbst noch in denen, welche er wenige Tage vor seinem Tode an sie schrieb. Er sagt in dieser Beziehung: „Ein frommer Scherz stehet einem frommen ehelichen Mann

mit seinem Weibe wohl an. Wenn er mit seiner Schwester oder Gesinde im Hause dermaßen scherzen wollte, das würde ihm nicht wohl anstehen. Aber mit der, die mir Gott zugefüget hat, mag ich scherzen, spielen und freundlich reden, auf daß ich mit Vernunft und Bescheidenheit bei ihr leben möge."

So zeigt uns sein Leben viele schöne Züge der Innigkeit der Empfindungen, die ihn an die Seinigen knüpften, in denen wir die Zartheit und Herzlichkeit der menschlichen Gefühlsweise stets durch die Weihe des Glaubens verklärt finden. Es läßt sich erwarten, wie ein solches Gemüth die Geburt des ersten Kindes aufgenommen haben wird. Luther schreibt darüber an Spalatin, dem er diese Nachricht mitgetheilt: „Ich sage dir Dank in dem Herrn, mein Spalatin, daß du so aus vollem Herzen Glück wünschest (so Gott es gedeihen lässet) mir glücklichen Ehemann, dem mein beßtes Eheweib und geliebteste Hausfrau ein Söhnchen, Johannes Lutherchen, durch Gottes Segen geschenkt hat, und bin so Vater geworden durch Gottes wunderbare Gnade. Das Gleiche wünsche und erflehe ich für dich und mit um so glücklicherem und größerem Segen, je mehr du besser bist und größer denn ich. Bitte aber, daß mir Christus das Kind erhält gegen den Satan, der, wie ich wohl weiß, nichts versäumen wird, mich in meinem Sohne zu verwunden, so Gott es ihm zuläßt." Solcher Frucht und Freude des Ehestandes achtete er den Papst mit seiner Welt nicht werth. „Wie muß doch Abrahams Herz geklopft haben", rief er einmal, im Anschauen seines Söhnchens verloren, aus, „da er seinen Sohn opfern sollte! Er wird der Sarah nichts davon gesagt haben! Ich könnte mit Gott streiten, wenn er mir solches zumuthen sollte." An dem Glaubenshelden ein schöner und rührender Zug von der Gewalt seiner menschlich-väterlichen Empfindungen. Dieselben Gefühle spricht er bei dem Tode seiner dreizehnjährigen Magdalena aus, die er besonders liebte, und die in seinen Armen verschied: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig, das Fleisch will nicht heran. Das Fleisch vexiret einen über die Maßen sehr. Wunderding ist es, wissen, daß sie im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig seyn."

Welch ein wahres Wort, tief aus der christlichen Erfahrung geschöpft; wir vernehmen es als den Seufzer der nach der Ausgleichung unsrer menschlichen Gefühle mit unserm Glaubensbewußtseyn ringenden Kreatur; wie trägt es so ganz den Charakter der christlichen Wehmuth, welche wohl selig ist, aber in Hoffnung!

Wie ganz er nach seiner naiv-kindlichen Weise sich in die Vorstellungsweise der Jugend zu versetzen, ihre Sprache zu reden und sie von ihren Spielen und sinnlichen Freuden auch auf das Himmlische hinzuleiten wußte, zeigt uns unter andern ein Brief, den er von Koburg aus an sein vierjähriges Söhnchen schrieb. Er möge hier seinen Platz finden: „Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnchen. Ich sehe gern, daß du wohl lernest, und fleißig betest. Thu also, mein Söhnchen, und fahre fort: wenn ich heim komme, so will ich dir ein schön Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklin an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne, kleine Pferdlin mit gülden Zäumen und silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist: weß die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er solche schöne Aepfel und Birn essen möchte, und solche feine Pferdlin reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben und tanzen, und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigt mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gessen hatten: darum konnt ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Mann: ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Söhnlin Hänschen

schreiben, daß er je fleißig bete und wohl lerne, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: es soll ja seyn, gehe hin und schreibe ihm also. Darum, liebes Söhnlin Hänschen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten: so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiemit bis dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhmen Lenen und gib ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530. Dein lieber Vater Martinus Luther."

Wie dieser Brief so ganz sein Eingehen in die kindliche Empfindungsweise ausdrückt und uns einen Blick in seine Umgangsweise mit der Jugend thun läßt, so wußte er gleichwohl bei aller seiner Zärtlichkeit seine väterliche Autorität kraft seiner männlichen Natur, wie seiner Grundsätze stets zu behaupten, und er ließ es keineswegs an der nöthigen Zucht und Strenge fehlen. Einmal ließ er sein Hänschen wegen einer groben Ungezogenheit drei Tage lang nicht vor sich kommen, und als die zärtliche Mutter für ihn um Verzeihung dieses Fehlers bat, antwortete er: „ich will lieber keinen Sohn haben, als einen ungerathenen." „Solche Leute, die mit ihren Kindern also zärteln", sagt er ein andermal, „die werden auch ihrer Kinder Sünden tragen, so wohl, als wenn sie sie selbst begangen hätten." Niemand erkannte besser, wie er, den Werth einer ernsten christlichen Zucht und Vermahnung der Jugend, und in ihrer Vernachlässigung sah er mit Recht eine Hauptursache der herrschenden Roheit und Sittenverderbniß seiner Zeit. Wenn er denn als ein gewissenhafter Familienvater stets mit Ernst, Treue und Sorgfalt über das Wohl seiner Kinder wachte, so sehen wir ihn jenen kräftigen Glaubensgeist auch auf einem Lebensboden bewähren, welcher zumal in jener Zeit der veredelnden Befruchtung bedurfte.

Trägt also Luthers eheliches Leben in jeder Beziehung jene edle Haltung und Gestalt als Frucht einer erleuchteten Glaubensgesinnung, so mußten hieran nicht allein alle boshaften Anklagen seiner erbitterten Widersacher allmälig verstummen, sondern das Beispiel, das er gegeben, gewann nun erst seine höhere Berechtigung in der Weihe, welche es hier-

durch empfing, und in der sittlichen Wirkungskraft, welche nothwendig davon ausgehen mußte, und dieß war um so wichtiger, da so Viele nach seinem Vorgang und auf sein Anrathen denselben Schritt gethan. Unbesorgt durfte Luther die Welt auf sich hinweisen. Er hatte nicht allein auch hier die kirchlichen Schranken durchbrochen, sondern auch, wie in Bezug auf die kirchliche Reform, in der Freiheit die höhere Gebundenheit durch die That bewährt; er hatte die Rechte der freien sittlichen Persönlichkeit in Anspruch genommen, nicht um durch die Freiheit dem Fleische Raum zu geben, sondern dieselbe in den edelsten Früchten zu bethätigen. Wie sehr waren darum Diejenigen im Irrthum, die in Luthers Verehelichung einen nachtheiligen Einfluß auf die Reformationssache durch Theilung und Ableitung seiner Kräfte befürchteten! Nein, er verwendete dieselben nur um so reicher und fruchtbarer für den Dienst der unsichtbaren Kirche in ihrer realen Bethätigung, und wie wenig dadurch seine eigentlich kirchliche Wirksamkeit gestört wurde, lehrt uns seine unausgesetzte Rüstigkeit und Energie, womit er durch alle Phasen seines Familienlebens auf der großen Bahn voranschritt. Aber es wäre zugleich auch eine der schönsten und menschlichsten Seiten seines Wesens ohne konkrete Ausprägung geblieben, so wenig er den tief ethischen Charakter seiner ganzen Glaubensgesinnung uns in seiner reichen Fülle hätte offenbaren können, wenn er im Cölibat verharrt wäre. Wir sehen hier eine durch die Macht des Glaubens geheiligte, das ganze Familienleben, Weib und Kind, Freude und Leid und alle Wechselfälle des Daseyns umfassende Gesinnung in einer Einfalt und freien Natürlichkeit sich offenbaren, welche als Muster für alle Zeiten, sowohl für die der falschen unvermittelten Werkheiligkeit, wie des glaubens- und pietätlosen Lebens, gelten darf.

Luther nach seiner geselligen Natur und als Freund.

Das Bedürfniß der Geselligkeit ist dem menschlichen Gemüthe zu tief eingeprägt, und das der Freundschaft edleren Naturen zu eigen, als daß Luthers menschlich fühlende und hochherzige Seele von dieser Seite aus ein unbeschriebenes Blatt zeigen könnte. Dieß Blatt ist vielmehr so reich ausgefüllt und enthält so viele schöne und bemerkenswerthe Züge, daß wir demselben mit Recht eine besondere Betrachtung widmen.

Ganz gemäß seiner Stellung gegenüber dem Leben in seinen berechtigten Momenten hielt es Luther denn auch in Bezug auf Geselligkeit und Freundschaft. Er war kein Prediger des Gesetzes, darum denn auch kein Johannes in der Wüste, eben so wenig, als er sich einer thatenlosen Beschaulichkeit hingab. Seine Richtung, überall dem Leben zugewandt, war es auch in dieser Beziehung, wie Alles, was irgend den ethischen Charakter des Christenthums auszuprägen geeignet war, seiner Natur eignete. Auch in der Geselligkeit und Freundschaft fühlte und übte er mit der größten Unbefangenheit ein solches Moment, zum Beweise, wie ganz er in der rechten Freiheit des evangelischen Glaubens lebte, und ungleich Denen, welche eine entschiedene christliche Glaubensstellung mit einer solchen Freiheit unverträglich achten. Es gibt nämlich eine Fassung dieser Stellung, deren Anhänger den freundschaftlichen Verkehr nur auf Diejenigen ausgedehnt wissen wollen, welche sich mit ihnen im Zustande gleicher, genau auf derselben Glaubensbasis ruhender, christlichen Erweckung befinden. Alle natürlichen Elemente einer nähern Anschließung, ohne welche es keine Freundschaft im höhern Sinne, nämlich als innige Seelenharmonie verwandter Geister, geben kann, sind für sie nicht da. Wahre Freundschaft hat aber ihre Natur- wie ihre sittliche Seite, d. h. sie bedarf gleich sehr der auf natürlicher Seelenverwandtschaft beruhenden Kräfte wechselseitiger Anziehung, wie der Einheit und Vereinigung im höchsten Lebens-

gute; ohne jene fehlt der Wesenscharakter der Freundschaft im eigentlichen Sinne, ohne diese bleibt sie ohne sittliche Berechtigung. So kann es demnach auch keine christliche Freundschaft im engern Sinne geben, als unter der Voraussetzung beider Momente. Wir können als Christen mit Andern genau dieselbe Glaubensrichtung theilen, ganz dieselben Zwecke verfolgen, ohne daß wir uns zu einem vertrautern Seelenbunde mit ihnen berufen fühlen, eben weil die, in der Naturseite unsres Wesens begründete, Wahlverwandtschaft der Seelen fehlt; aber eben so wenig kann diese zu einem wahrhaften Freundschaftsbunde ausreichen, wenn die Weihe der Vereinigung im Höchsten oder nur in sittlicher Beziehung überhaupt fehlt. Darum kann weder bei Denen, welche die Schrift als die Kinder dieser Welt bezeichnet, von wahrer Freundschaft die Rede seyn, weil die ethische Bedingung fehlt, noch bei Denen, wo diese vorhanden, der natürlich specifische Anziehungsgrund jedoch mangelt. Freundschaft im höhern, idealen Sinne kann darum nur unter dem Zusammenwirken beider Faktoren stattfinden.

Legen wir diesen Maßstab an Luther, so finden wir zunächst, daß er von jener ängstlichen Beschränktheit, welche den freundschaftlichen Verkehr nur auf Diejenigen ausdehnt, die gleiche Glaubens- und Lebensansicht im Einzelnen theilen, völlig frei war, sondern daß er hier stets einer humanen, arglosen Weite seines Herzens Raum gab; wir erinnern nur an sein Verhältniß zu Karlstadt, mit dem er auch nach eingetretener bedeutender Meinungsverschiedenheit auf dem frühern Fuße noch lange fortlebte, und selbst Pathenstelle bei ihm zu vertreten nicht anstand. Wenn er überhaupt mit den Ansichten und der Handlungsweise auch seiner nähern Freunde gar oft nicht einverstanden war, so konnte dieß der Fortdauer des alt bewährten Verhältnisses im Wesentlichen keinen Eintrag thun. Ueberall zeigt er uns hier dieselbe große und unbefangene Seele, die nie engherzig in den Erweisen des Vertrauens war. So fest er nach einer Seite hin an dem Grundsatz hielt: „wer nicht für uns ist, der ist wider uns“, in Betreff der Fundamente des evangelischen Glaubenswerkes selbst, so unausgesetzt handelte er nach der andern Regel: „wer nicht

wider uns ist, der ist für uns", überall, wo es darauf ankam, mit Solchen zu verkehren und sich Denen anzuschließen, die nur irgend der großen Sache, für die er lebte, sich nicht abgeneigt zeigten und irgend einen Anschlußpunkt für dieselbe darboten. Immer blieb die christliche Grundrichtung seines Wesens, aber in einem edeln und weiten Sinne, der allgemeine Impuls wie auch das Maß seiner Freundschaft. Keine Größe, keine Kraft, keine geistige Virtuosität, so sehr sie seinem natürlichen Gefühle zusagte, konnte ihn fesseln und zu einem nähern Anschluß bewegen, an welcher er nicht irgend eine Anknüpfung an das Ideal seiner Seele fand, so daß, wie sein Leben überhaupt, so auch sein ganzer freundschaftlicher Verkehr diesen Geist athmete und dadurch die höhere Weihe jenes so anziehenden ideal-sittlich-christlichen Charakters empfing. Ueberschauen wir den Inhalt seiner unzähligen Briefe, seiner Tischgespräche, und was uns sonst von seinen geselligen Mittheilungen aufbewahrt ist — kaum finden wir irgend Etwas, was nicht in näherer oder entfernterer Beziehung mit den sein Leben beherrschenden Ideen stand.

Schon gleich während seines frühesten Aufenthalts in Wittenberg finden wir Luther in fortgesetzter Korrespondenz mit verwandten Seelen. Der Geist, der schon damals gewaltig in ihm arbeitete, trieb ihn, seine Gedanken und Erfahrungen auch Andern mitzutheilen, und Namen wie Spalatin, Lange, Staupitz finden wir überall in die frühesten Aeußerungen dieses Geistes verwebt. Im Verhältniß zu den wachsenden Regungen dieses Geistes und den Gegenstrebungen, die er hervorrief, sehen wir Luthers geselligen und namentlich seinen brieflichen Verkehr mit befreundeten Seelen bald zu einer Fruchtbarkeit und Ausdehnung heranwachsen, die wohl kaum ihres Gleichen zählt. Wenn es Tage gab, an denen er über vierzig Briefe schrieb, und wir hierbei die unermüdliche Thätigkeit seines rastlosen Geistes bewundern, so haben wir hier zugleich einen Maßstab, bis zu welchem Grade dieser Geist seine geselligen Triebe zu befeuern vermochte.

Nicht weniger zeugt seine persönliche Umgangsweise von der Lebhaftigkeit dieses Triebes. Luther besaß alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, um ihn zur unbefangenen und

gemüthlichen Mittheilung zu stimmen und zu befähigen und dieselbe für Andere anziehend zu machen. Seine Natur schien ganz darauf angelegt, zu geben und zu nehmen. Die natürliche Regsamkeit seines Geistes, verbunden mit einer seltnen Offenheit des Herzens, machte ihn stets, und selbst unter körperlichen Verstimmungen, zur Unterhaltung aufgelegt, und der reiche Schatz seines Gemüthes und seiner Erfahrung bot eine unerschöpfliche Fundgrube für anregende Mittheilung; Scherz und Laune gaben derselben gar oft eine feine Würze. Dieß war vor Allem bei Tische der Fall, wo er sich im Kreise seiner nähern Freunde der ungezwungensten Unterhaltung hingab, und in unbefangener Weise sich über die mannichfachsten Gegenstände des Glaubens, wie des Lebens aussprach. Seine Freundlichkeit und Leutseligkeit zogen Jedermann unwiderstehlich an, und gaben auch dem Ungebildeten und Niedrigstehenden Vertrauen zu seiner Person. Trotz seines überwiegenden Geistes blieb ihm alle Anmaßung und Selbsteingenommenheit stets fern, und so hoch er in dieser Beziehung stand, so zeigte er doch immer eine rege Empfänglichkeit für fremde Eigenthümlichkeit und ein leichtes Eingehen in Anderer Gedanken. Nur wo es seine christliche Ueberzeugung galt, war er gegen Freund und Feind eben so entschieden als abgeschlossen, und er wußte dann auch wohl seine Heftigkeit selbst gegen sonst Näherstehende nicht immer zu mäßigen.

Wiewohl, was die Sache betraf, der er vorstand, Niemand weniger wie er auf Menschen baute, so konnte dennoch das hohe Unabhängigkeitsgefühl, welches diese Ueberzeugung ihm gab, seinem natürlichen Freundschaftsbedürfniß keinen Eintrag thun. Es that ihm wohl, sein oft bekümmertes und schwer angefochtenes Herz vor seinen vertrautern Freunden auszuschütten, und die Zeugnisse theilnehmender Liebe, die er von ihnen empfing, erfreuten und stärkten ihn, wie er selbst stets die regste Theilnahme an dem Wohl und Weh seiner Freunde zeigte. „Ein treuer und guter Freund", sagt er, „ist der allerköstlichste Schatz und gut im ganzen Leben, nicht allein um gemeiner und leiblicher Gefahr und Noth willen, darinnen ein Freund dem andern Trost und Hülfe erzeigen kann, sondern auch um der geistlichen Anfechtungen willen. Denn obwohl

dein Herz vom heiligen Geist getröstet und gestärket wird, so ist dir das doch auch ein großer Dienst und Trost, so du einen getreuen Freund hast, mit dem du von der Religion reden und seinen Trost hören kannst. Ich halte es für einen geringern Schaden, all sein Gut verlieren, als eines getreuen Freundes beraubet werden." So wenig fehlt auch in dieser Beziehung die ächt menschliche Seite seines Wesens; so weit war seine christliche Lebensstellung von aller starren Abgeschlossenheit, von allem dumpfen Versenken in sich selbst entfernt, und wenn er seinem Freunde Spalatin in einem Schreiben zuruft: „Wann kommst du endlich zu uns, um auch einmal die alten Male der vertraulichen Freundschaft anzusehen? Ich habe einen Garten gepflanzt, einen Brunnen gebaut, und Beides mit Glück. Komm, und du sollst mit Lilien und mit Rosen gekrönt werden" — so duftet uns aus diesen Worten die ganze Zartheit und Lieblichkeit seiner edeln Freundschaft entgegen.

Doch die ganze Fülle und Kraft derselben entnehmen wir aus seinem Verhältniß zu Melanchthon. Mit Luthern in den Glaubensprincipien völlig eins, stellt er nach der ganzen innern Oekonomie seines Wesens einen natürlichen Anschlußpunkt dar, in dem Luther gleichsam die Ergänzung seiner selbst und seines Werkes erkannte. Melanchthons klassisch mehr durchgebildeter, feiner, systematischer Geist, dem gegenüber Luther sich mehr einen Rhetorikus und Wäscher nennt, dabei die natürliche Sanftmuth und Milde seines Herzens, die Weichheit seiner Formen zogen den affektvollen und oft stürmischen Mann der That unwiderstehlich an, und fesselten seine Seele. „Ich bin dazu geboren", sagt er, „daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen; darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber M. Philippus fähret säuberlich und stille daher, säet und begeußt mit Lust, nach dem Gott ihm hat gegeben seine Gaben reichlich. O der seligen Zeit!"

Die eigenthümlichen Vorzüge des Einen vor dem Andern wurden von Beiden mit stets neidloser Liebe anerkannt. Nie finden wir eine Spur von Ueberhebung, Eifersucht, oder irgend verletzter Ehrliebe, im Gegentheil überall sprechende Züge von gegenseitiger Unterordnung, und selten finden wir eine schönere Bethätigung der apostolischen Ermahnung an die Brüder: „Nichts thut durch eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander einer den andern höher, als sich selbst", wie in der Freundschaft Luthers und Melanchthons. Nennt Luther sich gegen seinen Freund, wie schon oben bemerkt, einen Rhetorikus und Wäscher, so erklärt er an einer andern Stelle, Melanchthons Bücher viel lieber zu haben, wie seine eigenen, und sagt, er werde viele Martine ersetzen. „Ich zeuge öffentlich vor aller Welt", schreibt er an ihn, „daß Niemand mehr kommen ist und baß troffen Pauli Meinung, als du. Ich aber weiß, aus was Geist und Gewissen ich das sage. Ich lasse es gehen und lobe es, daß du nichts von dir haltest. Aber vergönnen wirst du mir das, daß ich mit dir stolziere."

So urtheilte der Mann, der doch selbst alle Ehrenbezeigungen, alles Lob, das ihm von seinen Freunden ertheilt wurde, mit verletztem Gemüthe von sich weist. Wir lassen ihn diese Gesinnung in einem seiner frühern Briefe an Scheurl in Nürnberg näher aussprechen. Dieser hatte Luthern und Staupitz in einem Schreiben in starken Ausdrücken gelobt. Wider das dem Letztern ertheilte Lob hat er nichts einzuwenden, indem er selbst in ihm ein besonderes Rüstzeug der göttlichen Gnade verehrt, während er das ihm selbst zuerkannte Lob im tiefen Gefühl seiner Unwürdigkeit in folgenden Worten ablehnt: „Dagegen, was konntest du mir Bittreres schreiben, denn daß du, indem du thust, als suchest du meine Freundschaft, mich mit den eitelsten Titeln ehrst? Ich will nicht, daß du mein Freund werdest, denn meine Freundschaft wird dir nicht Ruhm, sondern Gefahr bringen, wenn das Sprüchwort wahr ist: Freunden sind alle Dinge gemein. Wenn nun durch die Freundschaft das Meinige dein wird, so wirst du in keinem Stück reicher werden, als an Sünden, Thorheit und Schmach,

denn das sind meine Sachen, die du an mir mit den entgegengesetzten Titeln geschmückt hast...."

Rührend ist die Art, wie sich Luther, der sich doch selbst nie schonte, um das Wohlseyn und Leben seines Freundes besorgt zeigt. Melanchthon war von eben so zartem Körperbau, als rastlos strebendem Geiste, wodurch allerdings bei seinen fast ununterbrochenen Studien Gefahr für seine Gesundheit zu besorgen war. Luther theilte dieselbe lebhaft und schreibt an Erasmus: „Dem Herrn Philipp Melanchthon gehts wohl, nur können wirs bei ihm kaum dahin bringen, daß er nicht durch übermäßiges Studieren seiner Gesundheit schade. Er hat nach seiner Jugendhitze eine große Begierde, Allen zugleich Alles zu werden und zu thun. Ihr werdet uns eine besondere Gefälligkeit erweisen, wenn ihr den jungen Menschen in einem Briefe ermahnen möchtet, er solle sich doch den guten Künsten und Wissenschaften länger sparen. Denn bleibt dieser am Leben, so weiß ich nicht, von wem wir uns größere Dinge versprechen sollen." In eben so rührender Selbstvergessenheit schreibt der Mann, der selbst der Gefahr der Seuche stets mit unerschrockenem Muthe sich aussetzte, an Spalatin: „Ich beschwöre euch darum, daß Philipp nicht bleibe, wenn die Pest einbricht. Dieß Haupt muß man retten, damit nicht das Wort Gottes umkomme, das der Herr ihm anvertraut hat zum Heil der Seelen." So zeigte sich Luther um Ruhe, Glück und Leben seines Freundes stets aufs Zärtlichste besorgt. Wie oft wandte er sich an den Churfürsten, um Melanchthon in Wittenberg so zu stellen, daß er bei den wenigsten Sorgen und einer äußerlich völlig unabhängigen Lage ganz allein seinem Berufe leben könne!

Luther, auch seinem Freunde Melanchthon gegenüber stets der Glaubensmuthigere, fühlte sich durch die Spuren des Kleinmuthes und der Verzagtheit, wovon dessen Herz in schwierigen Lagen nicht frei war, immer schmerzlich berührt, und er hat dann nichts Eiligeres zu thun, als ihn auf alle Weise zu trösten und aufzurichten. Allein als ein wahrer christlicher Freund scheute er sich auch nicht, ernste Worte der Mahnung zu ihm zu reden und ihn auf die Quelle seines Kleinmuthes hinzuweisen. So schreibt er an ihn von Koburg aus zur Zeit des

Augsburger Reichstages, über dessen Ausgang Melanchthon ängstliche Besorgnisse geäußert: „Eurer großen Sorge, durch welche ihr, wie ihr schreibet, geschwächt werdet, bin ich von Herzen feind; daß sie in eurem Herzen so überhand nimmt, ist nicht der großen Sachen, sondern unsres großen Unglaubens Schuld. Denn eben diese Sache ist viel größer gewest zu Zeiten Johannis Huß und vieler andern, denn zu unsern Zeiten. Und ob sie gleich groß wäre, so ist der auch groß, der sie angefangen hat und führet; denn sie ist nicht unser. Was kränkt ihr euch denn selbst so stets ohne Unterlaß? Ist die Sache unrecht, so laßt sie uns widerrufen; ist sie aber recht, warum machen wir Gott in so großen Verheißungen zum Lügner, weil er uns heißt guter Dinge und zufrieden seyn? Der Herr ist nahe allen betrübten Herzen, die ihn anrufen. Meinet ihr, daß er solches in Wind rede oder vor die Thüre werfe? Es kommt mich auch oft ein Grauen an, aber nicht allewege eure Philosophie, nicht Theologie plaget euch also. Was kann der Teufel mehr thun, denn daß er uns tödte. Ich bitte euch um Gottes Willen, weil ihr doch sonst in allen andern Sachen euch wehret, kämpfet wider euch selbst, denn ihr seyd selbst euer größter Feind, weil ihr dem Teufel so viel Wehr wider euch selbst reichet. Christus ist für die Sünde gestorben einmal; aber für die Gerechtigkeit und Wahrheit wird er nicht sterben, sondern er lebet und regieret. Ist das wahr, was besorgen wir denn für die Wahrheit, wenn er regieret? Ja, sagt ihr, sie wird aber niedergeschlagen werden durch Gottes Zorn. So laßt uns mit ihr niedergeschlagen werden; aber nicht durch uns selbst. Der unser Vater worden ist, der wird auch unsrer Kinder Vater seyn. Ich bitte wahrlich mit Fleiß für euch, und thut mir wehe, daß ihr die Sorge so gierig, wie der Wasserigel das Blut, in euch sauget und mein Gebet so kraftlos machet . . . . Christus tröste euch mit seinem Geist, stärke und lehre euch. Amen. Werde ich hören, daß die Sache bei euch will übel stehen, so werde ich kaum lassen, ich werde zu euch eilen, auf daß ich sehe, wie schrecklich des Teufels Zähne umher stehen, wie die Schrift sagt.“ Wir haben mehrere Briefe aus dieser Zeit, in denen Luther sich ernstlich bekümmert zeigt um Melanchthons ängstliche Besorg-

nisse, und aufs Ernstlichste bemüht ist, ihn theils zurecht zu weisen, theils ihm neues Vertrauen einzuflößen. Er findet die Ursache seiner Verzagtheit darin, und beklagt sich wiederholt, daß er die göttlichen Dinge zu sehr mit menschlichem Maß messe und beurtheile und darum so leicht an dem Ausgange verzweifle. Gott habe denselben einem Orte anvertraut, den er in seiner Rhetorik und Philosophie nicht finde, der heiße Glaube, in dem alle unsichtbaren Dinge niedergelegt seyen; wer sie sichtbar und begreiflich machen wolle für den Verstand, der werde, wie Melanchthon, Sorgen und Thränen zum Lohn haben. In eignen Anfechtungen nennt er ihn stärker, wie sich, gesteht aber auch, daß er mit viel mächtigern Feinden zu kämpfen habe, wie der Freund, allein in öffentlichen Händeln fühle er sich viel stärker und muthiger, denn er sey gewiß, daß ihre Sache Christi und Gottes Sache sey. „Wenn wir fallen", ruft er endlich eben so bekümmert als muthig aus, „wird auch Christus fallen. Es sey, er falle, ich will lieber mit Christo fallen, als mit dem Cäsar stehen." Er schließt mit der Bitte: „Der Herr Jesus Christus bewahre dich, daß du nicht aus dem Glauben fallest, sondern daß er wachse und siege. Ich bitte für dich, habe für dich gebeten und werde für dich bitten, und zweifle nicht, daß ich werde erhöret werden; denn ich fühle dieses Amen in meinem Herzen." Und wie richtig hatte er empfunden, wie bald kehrte das erschütterte Vertrauen in Melanchthons Seele zurück, wie wenig konnte sein lauteres Gemüth sich durch eine solche Sprache verletzt fühlen, und wie hat sich auch in dieser Beziehung beider Freundschaft als eine wahrhaft christliche bewährt!

Als Melanchthon in Folge eines, durch die Doppelehe Philipps von Hessen verursachten, schweren Gemüthsleidens im Jahre 1540 auf einer Reise nach Hagenau in Weimar gefährlich erkrankte und Luther, herbeieilend, seine entstellten, wie mit dem Tode ringenden Züge erblickte, rief er entsetzt aus: „Behüte Gott, wie hat nicht der Teufel dieses Organon geschändet", und fing mit Heftigkeit an zu beten. Darauf nahm er Melanchthon getröstet bei der Hand und sprach: „Seyd getrost, Philippe, ihr werdet nicht sterben. Er wird euch, Philippe, nicht verstoßen, oder zugeben, daß ihr in eurer

Schwermuth vergehet. Darum gebet dem Trauergeist nicht Raum und werdet nicht euer eigner Mörder, sondern verlaßt euch auf den Herrn, der da kann tödten und lebendig machen." Als Melanchthon glücklich genas, äußerte sich Luther später über diesen Fall in folgender, fast naiv gläubigen Weise: „Allhie mußte mir unser Herre Gott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhöret werden, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wenn ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Melanchthon gestand selbst, er sey durch Luthers Ankunft dem sichern Tode entrissen worden.

Und so sehen wir hier das Bild einer Freundschaft, wie sie freilich nicht durch natürliche Anziehungskraft verwandter Seelen allein, sondern nur unter der Befruchtung und Leitung des christlichen Lebensgeistes entstehen und unter allen Wechselfällen sich bewähren kann. Von diesem Geiste muß das Herz durchdrungen und zur Demuth und Selbstentäußerung gestimmt seyn, wenn es in rein neidloser, aufopferungsfähiger Liebe dem Freunde sich hingeben soll. Beide Männer hatten die läuternde Kraft dieses Geistes an sich selbst erprobt, lebten und wirkten stets unter seinem Einflusse; darum konnten sie der Welt das Bild eines Seelenbundes aufstellen, der eben so edel in seinen Antrieben, als erhebend in seinen Aeußerungen und segensreich in seinen Früchten, sowohl für das Leben beider, wie für die Sache der Reformation selbst, war.

Luther als Deutscher und als Patriot.

Gleich den Individuen zeigen auch die verschiedenen Völkerstämme ihren besondern Charakter, der als Grundtypus der Gesammtheit ihrer Glieder sich ausspricht. Derselbe offenbart sich in einer eigenthümlichen Mischung des Geistes und der Natur, in dem Vorherrschen dieses oder jenes Vermögens und der größern oder geringern Bildungsfähigkeit. So reden wir

mit Recht auch von einem deutschen Volkscharakter, und dieß um so mehr, je reiner sich unser Volk, im Ganzen nie bewältigt, nie unterdrückt, von fremden Einflüssen erhalten. Wie wir darum keine Misch-, sondern eine Ursprache reden, so haben wir auch vorzugsweise den ursprünglichen Charakter unsres Seyns und Lebens bewahrt. Es fragt sich, was wir als die Hauptmerkmale des deutschen Nationalcharakters bezeichnen. Es ist gesagt worden, daß der germanische Volksstamm den Typus des Gemeinmenschlichen, oder den Gattungscharakter der Menschheit in seiner Totalität und Idealität am vollständigsten ausdrücke, und demnach vor andern durch überwiegende Bildungsfähigkeit sich auszeichne. Und in der That, wenn wir auf die Kulturstufe der meisten germanischen Stämme sehen, wenn wir auf die geistige Uebermacht achten, welche sie im Ganzen behaupten, wenn wir insbesondere erwägen, wie kein anderes Volksthum vom Geiste des Christenthums so lebendig erfaßt, so innig durchdrungen ward, wie das germanische, so scheint diese Behauptung durch Geschichte und Erfahrung vollkommen bestätigt. Kann nun der allgemein menschliche Charakter unmöglich in dem einseitigen Vorherrschen irgend einer Naturanlage oder einer Seelen- und Lebensthätigkeit zu finden seyn, und nur in der gleichmäßigen Verbindung und Durchdringung aller, des Naturgefühls mit dem Geiste und hinwiederum der Erkenntniß-, Gefühls- und Willenskräfte, sich darstellen, so wird dasjenige, was wir als die allseitige Vereinigung derselben mit dem Ausdrucke Gemüth bezeichnen, den Wesenscharakter des germanischen Geistes und Lebens bilden. Gemüth ist ein Begriff, wofür die Sprache der Franzosen und der romanischen Völker keine entsprechende Bezeichnung hat, weil sie es im eigentlichen Sinne nicht besitzen, und drückt darum am beßten das Wesen des deutschen Volkscharakters aus.

Diesen Zug nun stellt uns Luther in seiner ganzen Kraft und Fülle dar, und bekundet sich hierdurch in seiner ächt deutschen Natur. Sein ächt menschlicher Charakter, seine ideale Richtung, seine tiefe Gemüthlichkeit bei der geistigen Tragweite seines Blickes, die Vereinigung der verschiedenen Lebenspotenzen in einem lebendigen Mittelpunkt erscheint bei ihm als die Blüthe des germanischen Volksthums.

Wenn nach der sittlichen Seite hin Arglosigkeit, Gradheit, Ehrlichkeit, verbunden mit derber Kraft, nicht minder unverkennbare Züge des deutschen Nationalcharakters bilden, so finden wir dieselben in Luthers Bilde sprechend ausgeprägt. Ist diese Treusamkeit und Arglosigkeit des Deutschen von andern Nationen oft zu unserm Schaden mißbraucht worden, hat die List und Gewandtheit unsrer Feinde uns mehr wie einmal tiefe Wunden geschlagen, und konnten wir nach unsrer Natur nun einmal mit gleicher Münze nicht bezahlen, so hat uns, selbst aus Zuständen tiefer Erniedrigung, wenn das Maß voll war, noch jedesmal jene nachhaltige derbe Kraft gerettet und die Ehre des deutschen Namens bewahrt. In Luther sehen wir diese Kraft im Großen arbeiten und die Klugheit und Arglist unsrer ultramontanen Feinde zu Schanden machen. Steigert sich dieselbe manchmal bis zum furor Teutonicus, so müssen wir bedenken, welche Mittel angewandt wurden, die Befreiung des Geistes aus den Banden einer erniedrigenden Knechtschaft zu verhindern.

Schon Tacitus hat uns ein freiheitliebendes, auf seine Freiheit eifersüchtiges Volk genannt, und dieser Zug hat sich schon in sofern bewährt, daß wir unsere nationale Selbstständigkeit und Ursprünglichkeit und mit ihr unser Volksthum in Sprache und Sitte im Ganzen unvermengt erhalten haben. Sicher ist das Bedürfniß individueller Freiheit, als ungehemmter Entwicklung unsrer Persönlichkeit, uns tief eingepflanzt. Luthers Seele war von diesem Zuge ganz durchweht und auch in dieser Beziehung steht er in seinem eigenthümlichen Lichte, als ganzer, voller Deutscher vor uns. Seine Schilderhebung gegen den Druck der Hierarchie, was war sie anders, als der Kampf um die tief verletzten Rechte der freien sittlichen Persönlichkeit, ein Joch abzuwerfen, welches um so schwerer empfunden und als um so unwürdiger erkannt wurde, als es uns von Fremden auferlegt war? Zweimal haben wir das Römische Joch zerbrochen, einmal auf dem Blachfelde, und das zweite Mal in jener großen Geisterschlacht, in welcher Luther als ächter deutscher Freiheitsheld an der Spitze der Streiter stand. Nur wo ein so reiner und glühender Freiheitstrieb waltete, konnte der Sieg über solche Gegner errungen werden. Nur deutsche Frei-

heitsliebe im wahren Sinne des Wortes konnte auch diesen Sieg erringen, und Luther wird stets als ihr edelster Repräsentant und Vorkämpfer glänzen.

So arbeitete und kämpfte er, ihm selbst oft unbewußt, als ächter Deutscher, allein er hat seine Liebe für sein Vaterland auch wiederholt und thatsächlich ausgesprochen. Ein schönes Denkmal dieser Gesinnung hat er in seiner Schrift: „an den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung," niedergelegt, welche, wie schon der Titel besagt, vom vaterländischen Standpunkt aus abgefaßt und überhaupt von warmen Patriotismus durchglüht ist. „Die Noth und Beschwerung", sagt er im Eingang, „die alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland druckt, hat mich jetzt gezwungen, zu schreien und rufen, ob Gott Jemand den Geist geben wollte, die Hand zu reichen der elenden Nation." „Der Papst und die Seinen", heißt's an einer andern Stelle, „mögen sich nicht rühmen, daß sie haben deutscher Nation groß Gutes gethan mit Verleihen dieses römischen Reichs. Sie haben unsere Einfältigkeit mißbraucht; da wir vermeinet Herren zu werden, sind wir der allerlistigsten Tyrannen Knechte geworden; haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiserthums, aber den Schutz, Gewalt, Recht und Freiheit hat der Papst; so frißt der Papst den Kern, so spielen wir mit den ledigen Schalen. So helf uns Gott, daß wir auch dem Namen, Titel und Wappen Folge thun, und unsere Freiheit erretten, die Römer einmal lassen sehen, was wir durch sie von Gott empfangen haben. Rühmen sie sich, sie haben uns ein Kaiserthum zugewendet: wohlan, so sey es also! laß ja seyn! so geb der Papst her Rom und Alles, was er hat vom Kaiserthum, lasse unser Land frei von seinem unerträglichen Schätzen und Schinden, und lasse ein Kaiserthum seyn, wie einem Kaiserthum gebührt. Laßt den deutschen Kaiser recht und frei Kaiser seyn und seine Gewalt noch Schwert nicht niederdrücken."

Luthers Herz entbrannte in edelm Patriotismus, wenn er der Schmach gedachte, die Deutschland schon seit Jahrhunderten von Rom und den Welschen erduldet. „Wohlan", ruft er aus, „wir Deutsche müssen Deutsche und des Papsts Esel und Märtyrer seyn, ob man uns gleich im Mörser zerstieße

(als Salomon spricht) wie einen Grützen; noch will die Thorheit nicht von uns lassen. Es hilft kein Klagen, Lehren, Bitten, noch Flehen, auch dazu nicht eigene, tägliche Erfahrung, wie man uns geschunden und verschlungen hat." An den Churfürsten Johann von Sachsen schreibt er: „Ich muß sorgen für das arme, elende, verlassene, verachtete und verrathene und verkaufte Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles Gute gönne, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterland."

Sein klarer, unbefangener Blick erkannte ganz das Verderbliche des Römischen Einflusses auf die Einheit und das Wohl des Vaterlandes. Er sah vorher, daß, wenn diesem Einfluß nicht gesteuert werde, Deutsche gegen Deutsche aufstehen und sich gegenseitig befehden würden. „Wir Deutsche hören nicht auf, Papst und seinen Welschen zu glauben, bis sie uns bringen, nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad." Wie wahr hat er geredet, und wie bald nach seinem Tode ging dieses Wort in Erfüllung! Empört über den Ausgang des Augsburger Reichstages ruft er ächt patriotisch aus: „O ihr Unseligen alle, die ihr aufs Papsts Seite gewesen seyd zu Augsburg. Es werden sich eurer schämen müssen ewiglich alle eure Nachkommen, und nicht fröhlich hören euch nennen, daß sie solche unselige Vorfahren gehabt haben! O des schändlichen Reichstags, deßgleichen nie gehalten und nie gehöret, und nimmermehr gehalten, noch gehört werden soll, solcher schändlichen Handlung halben, der allen Fürsten und dem ganzen Reich ein ewiger Schandfleck seyn muß, und alle uns Deutsche für Gott und aller Welt schamroth machen! Was will hiezu der Türke sagen und sein ganzes Reich, wenn sie solche unerhörte Handlung von unserm Reich hören werden? Was werden die Tartaren und Moskowiten dazu sagen? Wer will hinfort unter dem ganzen Himmel sich für uns Deutschen fürchten, oder etwas Redliches von uns halten, wenn sie hören, daß wir uns den verfluchten Papst mit seinen Larven also lassen äffen, narren, zu Kindern, ja, zu Klötzen und Böcken machen, daß wir um ihr lästerlich, schändlich Lehren und Leben willen so schändlich, ja, über und über schändlich auf öffentlichem Reichstage wider Recht und Wahrheit handeln? Es sollt billig einen jeglichen Deutschen gereuen, daß er deutsch geboren wäre, und

ein Deutscher heißen soll! — Weil ich der Deutschen Prophet bin (denn solchen hoffärtigen Namen muß ich mir hinfort selbst zumessen, meinen Papisten und Eseln zur Lust und Gefallen), so will es mir gleichwohl als einem treuen Lehrer gebühren, meine lieben Deutschen zu warnen für ihrem Schaden und Gefahr, und christlich Unterricht zu geben, weß sie sich halten sollen, wo der Kaiser durch seine Teufel die Papisten verhetzt, zu kriegen wider unseres Theils Fürsten und Städte. Welcher Deutscher nun meinem treuen Rath folgen will, der folge; welcher nicht will, der lasse es. Ich suche hiemit nicht das meine, sondern euer, der Deutschen Heil und Seligkeit." So hatte die Seele des Mannes, der so ganz für die Wiederbelebung und Erneuerung des evangelischen Glaubens lebte, auch noch Raum für die vaterländischen Interessen, und konnte nie die volksthümliche Natur verleugnen.

Aecht patriotisch endlich sind seine Bemühungen um den Anbau der Muttersprache, die wir an einem andern Orte näher gewürdigt. Er hat in der Treue, Hingebung und Aufopferung, womit er dieser so mühevollen Arbeit sich unterzog, eine Liebe für sein Volk bewiesen, und in den Früchten derselben einen Schatz ächt deutscher Gesinnung niedergelegt, an dem das nationale Element bis auf den heutigen Tag sich nährt. Er ist im edelsten Sinne des Wortes der Dolmetsch seines eignen Volkes in deutscher Zunge, Art und Sitte geworden, wie vor ihm keiner erschienen und nach ihm schwerlich Einer auftreten wird.

An ihm denn lerne der Ruf nach deutscher Einheit, Macht und Größe sich läutern, so oft von Denen erhoben, die jede Spur deutscher Gesinnung verleugnen; vor ihm müsse jede Aufforderung zu einer nationalen Wiedergeburt und Erhebung verstummen, die dieselbe auf ein andres Fundament gründen will, als auf die Kraft des alt bewährten deutschen Volksthums in Treu' und Glauben, in Zucht und Ehren!

Luthers politischer Charakter.

Denken wir uns, daß Luther sein Werk ohne allen Kampf mit der Welt hätte durchführen können, so würde er schwerlich aus innerer Neigung mit seinen Ideen auf die bürgerlichen Verhältnisse eingegangen seyn, und somit auch schwerlich einen bestimmten politischen Charakter entwickelt haben. Nun aber wurde er durch den Gang der Reformation selbst hierauf hingeleitet. Nicht allein der kirchliche, sondern auch der bürgerliche und staatliche Bestand der Dinge wurde hierdurch erschüttert, nicht allein mit der geistlichen, sondern auch mit der weltlichen Obrigkeit wurden hierdurch ernste Zerwürfnisse herbeigeführt, und der Bauernkrieg drohte mit einem völligen Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge. Je mehr das Werk der Reformation voranschritt, desto tiefer wurde dasselbe in die politische Lage der Völker, wie der Regenten verflochten. Luther selbst wurde eine politische Person, und er sah sich wider seinen Willen in ein Gebiet hereingezogen, welches an sich seiner innern Richtung gänzlich fern lag. Standen die Dinge aber einmal also, so sehen wir ihn auch mit seinem klaren und frischen Geiste in die Natur dieser Verhältnisse eindringen, zwar stets in Gemäßheit des göttlichen Wortes, aber zugleich mit einem natürlichen Takte und einem Scharfblick, der auch in verwickelten Fällen das Rechte zu treffen und gar oft eine glückliche Lösung herbeizuführen wußte.

Aus den kirchlichen Verdunkelungen so vieler Jahrhunderte heraus erkannte Luther die göttliche Würde und Berechtigung weltlicher Obrigkeit und des Staates und stellte dieselben in einer klaren und überzeugenden Weise ans Licht, nachdem sie unter dem stets wachsenden Ansehen der Kirche und insbesondere des theokratischen Systems dem Bewußtseyn der Zeit längst entschwunden waren. Die weltlichen Fürsten erschienen fast nur als Diener und Werkzeuge des Priesterstaates und die in seiner Natur und Bestimmung begründete Autonomie des Staates wurde kaum noch von Jemand geahnet. Sehen wir schon in der vorreformatorischen Periode, mehr im dunkeln

Gefühl des erlittenen Unrechtes, eine gewaltige Reaktion gegen die Uebergriffe der hierarchischen Gewalt in die Rechte des weltlichen Regimentes sich erheben, so war es dem ersten unter den Reformatoren aufbehalten, die priesterliche Beherrschung des Staates durch eine, auf Schrift und die Natur der Dinge begründete, Zurückweisung derselben in dem Bewußtseyn seiner Zeit zu vernichten. Luther war es, der das Usurpatorische der Kirchengewalt auch in dieser Hinsicht zuerst in seinem vollen Lichte erkannte, das selbstständige göttliche Recht der weltlichen Obrigkeit aus den Fesseln Jahrhunderte langer Verfinsterung befreite, und somit den Weg zur politischen Emancipation der Völker und der Staaten für die Zukunft anbahnte. „Es hatte Niemand gelehret, noch gehöret", sagt er von seiner Zeit, „wußte auch Niemand etwas von der weltlichen Obrigkeit, woher sie käme, was ihr Amt oder Werk wäre, oder wie sie Gott dienen sollte. Die Allergelehrtesten (will sie nicht nennen) hielten die weltliche Obrigkeit für ein heidnisch, menschlich, ungöttlich Ding, als wäre es ein fährlicher Stand zur Seligkeit. Daher hatten auch die Pfaffen und Mönche Könige und Fürsten so eingetrieben und überredet, daß sie kein ander Werk vornahmen, Gott zu dienen, als Messe hören, beten, Meß stiften u. s. w. Summa, Fürsten und Herren, so gern fromm gewesen wären, hielten ihren Stand und Amt für nichts und für kein Gottesdienst, wurden rechte Pfaffen und Mönche (ohne daß sie nicht Kappen noch Platten trugen); wollten sie Gott dienen, so mußten sie in die Kirchen. Solches müssen mir bezeugen alle Herren, so zumal gelebet und solches erfahren haben, denn mein gnädigster Herr, Herzog Friederich, seliger Gedächtniß, ward so froh, als ich zuerst von weltlicher Obrigkeit schrieb, daß er solch Büchlein ließ abschreiben, sonderlich einbinden und sehr lieb hatte, daß er auch möchte sehen, was sein Stand wäre vor Gott. Also war damals der Papst und die Geistlichen alles in allen, über allen und durch alle, wie ein Gott in der Welt, und lag die weltliche Obrigkeit im Finstern verdruckt und unbekannt. Nun sie mich aufrührerisch schelten, nachdem ich (durch Gottes Gnade) von der weltlichen Obrigkeit also herrlich und nützlich geschrieben habe, als nie kein Luther gethan nach der Apostel Zeit (es wäre denn

St. Augustin), deß ich mich mit gutem Gewissen und mit Zeugniß der ganzen Welt rühmen kann."

Es läßt sich voraussehen, wie der Mann, der nach einer so langen Nacht des Irrthums und der Verblendung den wahren Begriff dieses Standes zuerst wieder erfaßte und ans Licht zog, und der zugleich so ganz auf dem Boden des Evangeliums stand, weiter über dessen Würde und Bestimmung geurtheilt hat. Daß die bürgerliche Obrigkeit ein göttliches Institut sey, war, der heiligen Schrift gemäß, seine innige Ueberzeugung und der Grundgedanke seiner Beurtheilung derselben nach ihren Rechten und Pflichten. Er spricht dieß bei jeder Veranlassung unverholen aus. Diesen Begriff göttlicher Einsetzung will er auch auf die unchristliche Obrigkeit ausgedehnt wissen; denn obschon die Person, die die von Gott eingesetzte Ordnung mißbraucht, Unrecht thue, so sey doch die Ordnung, dadurch Friede und Recht erhalten wird, ein göttlich Geschöpf. Wie klar sah sein Auge auch in diesem Stücke, und wie treffend wußte er den Grund dieser Wahrheit praktisch zu entwickeln! Er fühlte es, wie die Handhabung des weltlichen Regimentes und der ganze Bestand der bürgerlichen Ordnung von Seiten der Obrigkeit, wie der Unterthanen der höhern Motive eines göttlichen Fundamentes bedürfe, wie es in der heil. Schrift gelegt ist. „Gott will, daß die Gemeinde gehorsam sey der Obrigkeit um Gottes willen, wiederum die Obrigkeit Recht und Friede handhabe auch um Gottes willen, und es also fein zugehe in diesem Leben, in Gottesfurcht und Gehorsam."

Wie treffend weiß er hiernach den Beruf christlicher Obrigkeit zu bezeichnen: „Wer ein Regent ist, der wisse, daß sein Amt Gottes Amt sey. Darum regiere auch ein Jeder also, daß er Niemand ansehe, und nicht aus Liebe oder Haß richte, vor Niemand erschrecke, sondern spreche: der mir das Amt befohlen hat, der ist größer denn alle Menschen. Ihr seyd zwar Könige, gewaltig, reich u. s. w., aber es ist ein Andrer, der sagt: das Gericht ist mein. Der wird stark genug seyn. Aller Obrigkeit Trost, Trotz, Schrecken und Vermahnung ist in diesem Wort. Und wer da soll, oder will in dieser Welt regieren, der mag sich wohl freuen dieses Wortes, welches ihm sagt: er führe einen göttlichen Stand, Amt und Beruf, sey Gottes

Diener und richte göttliche Werke aus. In Summa: nicht einer allein, sondern alle Herrschaft überall sey in einem seligen Stande." In ähnlicher Weise hat er seine Ueberzeugung wiederholt und aufs eindringlichste ausgesprochen. Eben so knüpft er überall den Gehorsam gegen die Obrigkeit an dasselbe Motiv. „Das aber soll aller Welt ein Trost und Freude seyn, ja auch eine mächtige Ursache seyn, die Obrigkeit zu lieben und zu ehren, daß uns Gott, der Allmächtige, die große Gnade thut und die Obrigkeit als ein äußerlich Mahl und Zeichen seines Willens dahin stellet, da wir gewiß sind, daß wir seinem göttlichen Willen Gefallen und Recht thun, so oft und wenn wir der Obrigkeit Willen und Gefallen thun. Denn er hat sein Wort und seinen Willen an sie geheftet und gebunden, da er spricht Matth. 22, 21: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Röm. 13, 1: Ein Jeglicher sey der Obrigkeit unterthan." So fand er den Grund und Angelpunkt aller gesetzlichen Ordnung in der Aufnahme und Wirksamkeit des göttlichen Princips, und zwar von Seiten der Obrigkeit, wie der Unterthanen, und hält hierin der Welt das Bild des so vielfach angefochtenen christlichen Staates vor, als sichtbares Abbild des Reiches Gottes auf Erden, wozu alles menschliche Gemeinwesen sich heranbilden und verklären soll.

Dem gemäß konnte er die Aeußerungen der Unzufriedenheit über die weltliche Obrigkeit, das stete Tadeln und Murren über dieselbe, was er von so vielen Seiten her vernahm, nicht gut heißen; er will dieselbe auch bei mancherlei Mängeln und Gebrechen doch als Gottes Ordnung stets geehrt wissen. Er fühlte es, wie schwer es für sie sey, der Welt zu Dank das Regiment zu führen, weist auf ihren schwierigen Stand überhaupt hin, und erkannte sehr wohl in der Stimme der meisten Tadler nur die Stimme der Selbstsucht oder des Fleisches, als welches die Gesetze übel leiden und sich nicht regieren lassen wolle, und darum leicht in Haß, Schmähen und Fluchen über die Obrigkeit ausbreche. Er sagt: „Da die Unterthanen der Obrigkeit ihrer Macht halben nicht können Schaden thun mit Werken, so thun sie es mit Worten, und man redet von Niemand freier, als von der Obrigkeit; man fürchtet sich nicht vor Gott, dessen Statthalter sie sind. Darum

gebietet das Gesetz, daß man ihnen nicht übel nachreden, oder fluchen soll, sondern sie ehren und für sie beten, denn wir haben mehr Güter, denn sie, wiewohl es nicht scheint. Wir haben mehr Frieden in unsrer Armuth, wie sie in ihrem Reichthum. Man sündigt wider die Obrigkeit, so man übel von ihr redet, sie vermaledeiet, und wo man sich nicht rächen kann, mit Murmeln oder bösen Worten öffentlich oder heimlich sie schilt. — Kannst du zu deinen Lastern stille schweigen und sie zudecken, warum siehst du auch nicht durch die Finger, wenn du sie an den Regenten siehst? (zum voraus) so du doch solches von wegen Gottes Gebot schuldig bist." Er zeigt nun beispielsweise, wie grade die größesten Monarchen ihre Fehler und Gebrechen gehabt, nennt Alexander und Augustus und schließt mit den Worten: „In Summa, durchleset alle Historien, so werdet ihr sehen, daß alle Regenten einen Mangel gehabt haben. Es ist hier keiner, der nicht oftmals Unrecht gethan hätte. Auch ist es nicht Wunder, daß die Leute in der Landesregierung irren und Unrecht thun, denn es ist je in diesem Leben kein schwerer Werk, denn Land und Leute regieren. Siehe deine Haushaltung recht an, oder so du keine hast, so nimm ein Weib und regiere dein Haus, und siehe denn, ob dein Weib, Kinder, Knecht, Magd alles also ausrichten, wie du es ihnen zu thun recht befohlen hast. — Junge Leute meinen immerdar, sie sind klüger, denn andere Leute, und denken, Andere haben närrisch regieret, oder machen es ja noch nicht, wie es seyn sollte, sie aber wollten es viel besser machen: wollten elf Kegel umschießen auf einen Wurf, da ihrer nur neune auf dem Bosseleich stehen. Kommt es ihnen aber einmal zum Versuchen, so machen es dieselben oft am allerärgsten."

Es ist Luthern zum Vorwurf gemacht worden, daß er in Betreff des der Obrigkeit schuldigen Gehorsams in seinen Anforderungen zu weit gehe, als ob dadurch die freie Persönlichkeit und Würde des Menschen verletzt, der herrschsüchtigen und tyrannischen Obrigkeit aber das Volk gleich einer willenlosen Heerde preisgegeben würde. Es ist wahr, er will den leidentlichen Gehorsam der Untergebenen auch auf die ungerechte und unwürdige Obrigkeit ausgedehnt wissen in allen bürgerlichen und leiblichen Dingen, verwirft unbedingt alles gewalt-

same Widerstreben und alle eigenmächtige Selbsthülfe als Unrecht und Auflehnung gegen Gottes Ordnung; ja den Aufruhr hielt er für die schrecklichste Sünde, weil dadurch nicht ein einzelnes Gesetz übertreten, sondern die ganze göttliche Ordnung umgestürzt werde. Mag diese Ansicht von dem auch der grausamen und gottvergessenen Obrigkeit schuldigen Gehorsam keine allgemeine Billigung finden, es wird dennoch nach christlichen Begriffen für alle Zeiten die einzig richtige und diejenige seyn, wobei allein die sittliche Weltordnung kann erhalten und gehandhabt werden.

Ueberall weiß Luther die Richtigkeit dieser seiner Ueberzeugung nach natürlichem und göttlichem Rechte in treffenden Worten darzuthun, und selbst die scheinbar triftigen Einwendungen, die sich in manchen Fällen dagegen erheben lassen, auf eine oft höchst scharfsinnige Weise zu entkräften. Dieß thut er unter Anderm in seiner Schrift: von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sey, und vornehmlich in seiner Ermahnung zum Frieden auf die XII Artikel der Schwäbischen Bauerschaft, die ihr Unternehmen christlich zu rechtfertigen suchte, und sich dabei auf ihn berufen hatte. Als Hauptgrund der Unterwerfung auch unter die harte und tyrannische Obrigkeit stellt er den Satz auf, daß Niemand eigenmächtig sich selbst Recht schaffen dürfe, weil der Herr sagt: Die Rache ist mein, ich will vergelten. „Nun kann das Niemand leugnen, wenn die Unterthanen sich wider die Obrigkeit setzen, sich selbst rächen, sich selbst zu Richter machen, Pred. 10, 20., welches nicht allein wider Gottes Ordnung und Gebot, sondern auch wider alle Rechte und Billigkeit ist, wie man spricht: Niemand soll sein Selbstrichter seyn." Nun aber vergegenwärtigt er sich, wie sehr es dem natürlichen Gefühle widerstrebt, sich von der grausamen Obrigkeit widerstandslos mißhandeln zu lassen, weiß aber die Widersprüche dieses Gefühls auf eine treffende Weise zu beseitigen: „Hie willst du vielleicht sagen: ja, wie ists doch alles zu leiden von den Tyrannen, du gibst ihnen zu viel, und wird ihre Bosheit durch solche Lehren nur stärker und größer. Soll man denn leiden, daß also Jedermanns Weib und Kind, Leib und Gut in der Gefahr und Schande stehe? Wer will etwas Redliches

anfahen, so man so leben soll? antworte ich: Lehre ich doch nicht dich, der du thun willst, was dich dünket, und dir gefällt. Ich lehre die alleine, so gerne wollen recht thun. Solchen sage ich, daß der Obrigkeit nicht ist zu wehren mit Frevel und Aufruhr, wenn sie sehen, daß die Obrigkeit ihr selbst Seelen Seligkeit so gering acht, daß sie wüthet und unrecht thut. Kann sie doch deiner Seelen nicht schaden." Er macht ferner darauf aufmerksam, wie man im Kriege dasselbe erleide, ohne wider die Obrigkeit zu murren und sich ihr zu widersetzen, weßhalb man das Alles wie überhaupt ein widerwärtiges Geschick ertragen müsse. „Was ist ein Tyrann und Wüthiger anders, denn wie ein gefährlicher Krieg, da es manchen feinen, redlichen, unschuldigen Mann gilt? Ja, ein böser Tyrann ist leidlicher, denn ein böser Krieg, welches du mußt billigen, wenn du deine Vernunft und Erfahrung fragest." Auch werde durch seine Lehre die böse Obrigkeit nicht in ihrem Wüthen bestärkt, vielmehr setze sie sich der Gefahr aus, von ihren eignen Unterthanen gestürzt zu werden, denn es würden im Ganzen immer nur Wenige seyn, die auf seine Lehre achten.

Wie ganz Luther das hohe Gewicht dieser Frage in ihren ernsten Folgen erkannte, beweist die Sorgfalt, womit er alle Fälle vorgesehen, wodurch etwa seine Ueberzeugung erschüttert werden konnte. Er denkt sich einen seiner geistigen Vermögen beraubten Fürsten auf dem Throne. Wie steht es da mit dem Gehorsam seiner Untergebenen? Hören wir ihn darüber: „Das ist wohl billig, wo etwa ein Fürst, König oder Herr wahnsinnig würde, daß man denselben absetzte, oder verwahrete. Denn der ist nun fortmehr nicht für einen Menschen zu halten, weil die Vernunft dahin ist. Ja, sprichst du, ein wüthiger Tyrann ist freilich auch wohl wahnsinnig, oder noch wohl ärger zu achten, als ein Unsinniger, denn er thut viel mehr Schaden. Hie will sichs klemmen mit der Antwort. Denn es hat solche Rede einen mächtigen Schein und will eine Billigkeit herauszwingen. Aber doch sage ich meine Meinung darauf, daß es nicht gleich ist mit einem Wahnsinnigen und Tyrannen. Denn der Wahnsinnige kann nichts Vernünftiges thun noch leiden; es ist auch keine Hoffnung da, weil der

Vernunft Licht weg ist; aber ein Tyrann thut dennoch viel dazu: so weiß er, wo er Unrecht thut, und ist Gewissen und Erkenntniß noch bei ihm, und Hoffnung auch, daß er sich möge bessern, ihm sagen lassen und lernen und folgen, welches Keines bei dem Wahnsinnigen ist, welcher ist wie ein Klotz oder Stein. Ueber das ist noch dahinter eine böse Folge oder Exempel, daß, wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder verjagen, reißt es bald ein und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Tyrannen schilt, die nicht Tyrannen sind, und sie auch ermordet, wie es dem Pöbel in den Sinn kommt."

Wie, wenn es darauf ankam, für seine Ueberzeugung einzustehen, seinem Scharfsinne nicht leicht etwas entging, so hat er auch den Fall vorgesehen, wie es zu halten sey, wenn ein Fürst auf eine bestimmte Verfassung sich verpflichtet, und dieselbe nicht halte. „Ja, sprichst du, wie aber, wenn ein König oder Herr sich mit Eiden seinen Unterthanen verpflichtet, nach fürgestellten Artikeln zu regieren, und hält sie nicht, und damit schuldig seyn will, auch das Regiment zu lassen, hie antworte ich: es ist fein und billig, daß die Obrigkeit nach Gesetzen regiere und dieselben handhabe, und nicht nach eignem Muthwillen. Aber thue das noch hinzu, daß ein König nicht allein sein Landrecht oder Artikel gelobt zu halten, sondern Gott selbst gebeut ihm auch, er solle fromm seyn, und er gelobts auch zu thun. Wohlan, wenn nun solcher König der keines hält, weder Gottes Recht, noch sein Landrecht, solltest du ihn darum angreifen, solches richten und rächen? Wer hat es dir befohlen? es müßte ja hie zwischen euch eine andere Obrigkeit kommen, die euch beide verhörte und den Schuldigen verurtheilte, sonst wirst du dem Urtheil Gottes nicht entlaufen, da er spricht: die Rache ist mein."

Und hierbei erwähnen wir noch seines gesunden politischen Taktes in Betreff der Art und Weise, wie überhaupt nach geschriebenen Gesetzen zu regieren, in welchem Sinne sie zu handhaben seyen. Er verkannte die Heilsamkeit und Nothwendigkeit derselben nicht, fühlte aber ganz, wie sehr diese durch den belebenden, freien Geist bei der Anwendung derselben bedingt seyen. „Ich will nichts sagen von weltlichen

Händeln und Gesetzen der Obrigkeit, denn das ist ein weitläuftig Ding, und sind Rechtsbücher allzu viel da. Wiewohl, wo nicht ein Fürst selber klüger ist, denn seine Juristen, und nicht weiter versteht, denn in Rechtsbüchern liegt, der wird gewißlich regieren nach dem Spruch: Ein Fürst, dem es an Klugheit fehlet, der wird Viele unrecht unterdrücken. Denn wie gut und billig die Rechte sind, so haben sie doch allesammt einen Auszug, daß sie wider die Noth nicht treiben können. Darum muß ein Fürst das Recht ja so fest in seiner Hand haben, als das Schwert, und mit eigner Vernunft messen, wenn und wo das Recht der Strenge nach zu brauchen, oder zu lindern sey, also daß allezeit über das Recht regiere und das oberste Recht und Meister aller Rechte bleibe die Vernunft. — Wo du der Liebe nach urtheilst, wirst du gar leicht alle Sachen scheiden und entrichten, ohne alle Rechtsbücher. Wo du aber der Liebe und Natur Recht aus den Augen thust, wirst du es nimmermehr treffen, daß es Gott gefalle, wenn du auch alle Rechtsbücher und Juristen gefressen hättest. Ein recht gut Urtheil, das muß und kann nicht aus Büchern gesprochen werden, sondern aus freiem Sinn daher, als wäre kein Buch. Aber solch frei Urtheil gibt die Liebe und das natürliche Recht, deß alle Vernunft voll ist; aus den Büchern kommen gesponnene und wankende Urtheile. Darum soll man geschriebene Rechte unter der Vernunft halten, daraus sie doch gequollen sind, und nicht den Brunnen an seine Flüßlein binden,. und die Vernunft mit Buchstaben gefangen führen." Welch einen tiefen Blick zeigt uns Luther hier in das Wesen und den Werth aller geschriebenen Gesetze und Verfassungsrechte! Was sind sie, und welchen Werth haben sie, wenn sie nicht mit freiem Geiste erklärt und angewandt werden, und vor Allem, wenn der Rechtssinn und überhaupt die Gesinnung fehlt? Ein beherzigenswerthes Wort zu jeder Zeit, und vor Allem, wenn das Glück der Nationen fast ausschließlich in der Gesetzgebung und verbrieften Rechtsverfassungen gesucht wird.

Doch wir heben den eigentlichen Faden unserer Betrachtung wieder auf, und nachdem wir Luthers Ansicht vom duldenden Gehorsam gegen die Obrigkeit haben kennen lernen, wenden wir uns den, durch Schrift und Gewissen gebotenen, noth-

wendigen Grenzen desselben zu, ohne welche er seine sittliche Haltung verliert und zu unwürdiger Schwäche und Feigheit herabsinkt. Und hier läßt schon der ganze Charakter unseres Helden vermuthen, daß er von diesen Grenzen nicht zurückgewichen ist. Derselbe Mann, der die Unterwerfung unter die obrigkeitliche Gewalt in allem Bürgerlichen, in Allem, was Leib und Gut betrifft, so weit ausdehnt, setzt aus denselben Gründen der Schrift und des Gewissens diesem Gehorsam eben so feste und bestimmte Schranken in Bezug auf Alles, was in das Gebiet des innern Geistesmenschen, des Glaubens und des Gewissens fällt, ja, er wird selbst ein hell leuchtendes Vorbild unverrückter Heilighaltung dieser Grenzen. Auch hierüber hat er sich eben so unverholen als klar und bestimmt ausgesprochen. Nachdem er im ersten Theile jener Schrift „von weltlicher Obrigkeit" die Bestimmung und Rechte derselben entwickelt, „müssen wir", fährt er im zweiten Theile fort, „nun lehren, wie lang ihr Arm und wie weit ihre Hand reiche, daß sie sich nicht zu weit strecke, und Gott in sein Reich und Regiment falle. Und das ist Noth, denn unträglich und gräulich Schaden daraus folget, wo man ihr zu weit Raum gibt, und auch nicht ohne Schaden ist, wo sie zu enge gespannt ist." Er zeigt nun in seiner körnigen Weise, wie die weltliche Gewalt in Dingen, welche die Seele und das Gewissen betreffen, sich alles Befehls und aller Einmischung zu enthalten habe. „Wenn darum dein Fürst oder weltlicher Herr dir gebeut, mit dem Papste zu halten, so oder so zu glauben, oder gebeut, die Bücher von dir zu thun, sollst du also sagen: Es gebühret Lucifer nicht, neben Gott zu sitzen. Lieber Herr, ich bin schuldig euch zu gehorchen mit Leib und Gut, gebietet mir nach eurer Gewalt Maaß auf Erden, so will ich folgen. Heißt ihr aber mich glauben und Bücher von mir thun, so will ich nicht gehorchen, denn da seyd ihr ein Tyrann und greift zu hoch, gebietet, da ihr weder Recht noch Macht dazu habt. Nimmt er dir darüber dein Gut, und straft solchen Ungehorsam, selig bist du und danke Gott, daß du würdig bist, um göttlichen Worts willen zu leiden. Laß ihn nur toben, den Narren, er wird seinen Richter schon finden. Denn ich sage dir, wo du ihm nicht widersprichst und gibst ihm

Raum, daß er dir den Glauben oder die Bücher nehme, so hast du wahrlich Gott verleugnet. Hie sollen die Unterthanen also thun: nicht ein Blättlein" (es ist die Rede von der heiligen Schrift), „nicht einen Buchstaben sollen sie überantworten bei Verlust ihrer Seligkeit. Sondern das sollen sie leiden, ob man ihnen durch die Häuser laufen und nehmen heißt mit Gewalt, es sey Bücher oder Güter. Frevel soll man nicht widerstehen, sondern leiden, man soll ihn aber nicht billigen noch dazu dienen, oder folgen oder gehorchen mit einem Fußtritt oder Finger." So bestimmt und schriftgemäß spricht sich Luther über die Schranken des christlichen Gehorsams aus, aber so zu reden hatte nur Derjenige das Recht, der diesen Gehorsam in der ersten Beziehung so bis über alle Grenzen des natürlichen Gefühls ausgedehnt wissen wollte, und der selbst jeden Augenblick bereit war, seine leiblichen Güter seiner christlichen Ueberzeugung zu opfern. Der duldsamste Gehorsam auf der einen, und die eben so unerschrockene Wahrung der Gewissensrechte und, im Fall der Noth, der entschiedenste, nur nicht gewaltthätige Widerstand nach der andern Seite. „Also gehet denn beides", sagt er, „fein mit einander, daß du zugleich Gottes Reich und der Welt Reich genug thuest, äußerlich und innerlich, zugleich Uebel und Unrecht leidest und doch Uebel und Unrecht strafest, zugleich dem Uebel nicht widerstehest und doch widerstehest." So paart sich auch hier in Luthern Demuth und Muth in ächt christlicher Tüchtigkeit der politischen Gesinnung; er zeigt uns, wie für alle Zeiten die Pflichten des Bürgers und Unterthanen mit denen des Christen in organischer und gottgebotener Weise zu verbinden sind.

Es läßt sich erwarten, daß der Mann, der von den Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit als göttliche Ordnung so strenge urtheilt, bei seiner Gradheit und Unpartheilichkeit von den Berufspflichten der letztern nicht geringer denken werde. Und je höher er die Würde und Bestimmung der Obrigkeit stellt, desto ernster nimmt er ihren Beruf. Wenn er sagt, daß „nach dem Evangelio oder geistlichem Amt auf Erden kein besserer Kleinod, kein größerer Schatz, kein reicherer Almosen, kein schöner Stift, kein feiner Gut ist, denn

Obrigkeit, die das Recht schaffet und hält", so läßt sich hieraus abnehmen, wie er es mit ihren Pflichten gehalten hat. Seine Schriften enthalten auch hierüber so viele treffliche, für jede Zeit beachtenswerthe Gedanken, daß es schwer ist, aus dem Reichthum derselben unserm Zwecke gemäß nur das Wichtigere beizubringen.

Vor allen will er dieses Amt von jedem Regenten als ein von Gott betrautes betrachtet wissen, und von diesem Standpunkte aus beurtheilt er seine Pflichten. In seiner Schrift „von weltlicher Obrigkeit" entwirft er folgendes treffende Bild eines christlichen Regenten: „Ein Fürst muß mit Furcht fahren und sich weder auf todte Bücher, noch auf lebendige Köpfe verlassen, sondern sich bloß an Gott halten, ihm in den Ohren liegen und bitten um rechten Verstand über alle Bücher und Meister, seine Unterthanen weislich zu regieren. Darum weiß ich kein Recht einem Fürsten fürzuschreiben, sondern will nur sein Herz unterrichten, wie es soll gesinnt und geschickt seyn in allen Rechten, Räthen, Urtheilen und Händeln. Aufs Erste muß er ansehen seine Unterthanen und sein Herz recht schicken, daß er aber denn, wenn er alle seine Sinne dahin richtet, daß er denselben nützlich und dienstlich sey, und nicht also denke: Land und Leute sind mein, ich will's machen, wie mir's gefällt, sondern also: ich bin des Landes und der Leute, ich soll's machen, wie es ihnen nützlich und gut ist; nicht soll ich suchen, daß ich hoch fahre und herrsche, sondern wie sie mit gutem Frieden beschützt und vertheidigt werden. Und wie Christus gekommen ist und mir gedienet hat, also will ich auch thun, nicht an meinen Unterthanen das Meine suchen, sondern das Ihre, und will ihnen auch also dienen mit meinem Amte, sie schützen, verhören und vertheidigen und allein dahin regieren, daß sie Gut und Nutz davon haben und nicht ich."

Durchdrungen von dem Bewußtseyn, daß ohne eine gesicherte bürgerliche Ordnung nichts Gutes auf Erden gedeihen und namentlich das Reich Gottes nicht aufblühen könne, verlangte er überall eine strenge Handhabung der Gesetze, nennt es „das Nöthigste in der Welt, daß man ein streng weltlich Regiment habe", und dringt wiederholt auf ernste Bestrafung

der Uebelthäter. „Könige, Fürsten und Herren müssen das Schwert brauchen, die Köpfe wegzunehmen. Wenn Jemand alle weltliche Recht und Schwert wollte aufheben, Lieber, rathe, was würde derselbe machen? Er würde den wilden, bösen Thieren die Bande und Ketten lösen, daß sie Jedermann zerrissen und zerbissen, und daneben fürgeben, es wären feine, zahme, körre Thierchen." Bringen wir dabei seine so tief aufgeregte Zeit in Rechnung, zu welchen Greueln die Roheit des Volkes unter einem säumigen Regimente überging, so wird ihn Niemand hierbei einer unchristlichen, oder nur ungerechten Härte beschuldigen. Freilich mußte eine weichliche Philanthropie, die, auf sittlicher Schwäche und Indifferenz beruhend, in der Straflosigkeit der Ungebühr die Bethätigung der Liebe sucht, dem Manne fremd seyn, der in der Aufrechterhaltung der gesetzlichen Lebensordnung die erste Bedingung alles Menschenwohles sah, und darum die bürgerlichen Dinge ernster, als nach den Eingebungen des natürlichen Mitgefühls beurtheilte.

Es ist Luthern zum Vorwurf gemacht worden, daß er in Bezug auf die aufrührerischen Bauern die christliche Milde verleugnet, und zu einer nicht zu entschuldigenden Strenge gegen dieselben gerathen habe, und es hat allerdings in mancher Beziehung den Schein für sich, daß er hierin zu weit ging. Sicher ist die leidenschaftlich aufgeregte Stimmung, in der er sich gegen die Aufrührer aussprach, vom christlichen Standpunkte aus nicht zu billigen; hier hat ihn offenbar sein Zorneifer zuweilen übernommen. Betrachten wir jedoch die Beweggründe, die ihn hierzu veranlaßten, so wird sein ganzes Auftreten und Verfahren in dieser Angelegenheit im rechten und jedenfalls in viel milderm Lichte erscheinen.

Wir wissen, wie ganz Luther in dem von ihm unternommenen Werke lebte, wie mit ganzer Seele er an der Glaubenserneuerung auf dem Grund des Evangeliums hing, wie mit allen Kräften er dahin arbeitete. Alles kam darauf an, daß das Werk der Reform bei seiner Entwickelung und Durchführung in seiner ursprünglichen evangelischen Lauterkeit erhalten, daß aller Schein weltlicher Absichten und überhaupt irgend unreiner Motive und Zwecke von demselben fern ge-

halten wurde. Als ein solches verunreinigendes und zerstörendes Element mußte ihm mit Recht jede gewaltsame Auflehnung gegen Gesetz und bürgerliche Ordnung erscheinen. Schwierig war es allerdings, das Werk bei seiner weitern Entwickelung innerhalb seiner schriftmäßigen Grenzen zu erhalten, und es lag für den weniger Unterrichteten und für rohere Naturen nahe genug, das Geistliche mit dem Weltlichen zu vermischen, durch die Freiheit dem Fleische Raum zu geben, und von der Entbindung vom Glaubenszwange in die bestehende weltliche Ordnung überzugreifen. Schon die Wittenberger Unruhen, die auf eine gewaltthätige Abstellung der kirchlichen Mißbräuche gerichtet waren, deuteten dahin und ließen ernste Gefahren für die Zukunft befürchten. Nichts konnte Luthers Absichten mehr zuwiderlaufen, nichts sein gesundes Gefühl mehr verletzen, als eine solche Anwendung seiner Glaubensgrundsätze, wie er dieß in seiner entschiedenen und kräftigen Bekämpfung jener Unruhen nach seiner Rückkehr von der Wartburg offen an den Tag legte. Allein als kurz nachher, veranlaßt durch jene unselige Vermischung der Glaubensfreiheit mit den bürgerlichen Zuständen, jener Aufruhr entbrannte, der ganz Deutschland in Flammen setzte, als man sich zur Rechtfertigung solcher Schritte auf Luther, als den rechten Mann der Freiheit, berief, da läßt sich erwarten, was in dieses Mannes Seele vorging, als er jene Greuel erfuhr. Er sah sein Werk aufs schnödeste verkannt, in seinen Grundfesten angegriffen und dessen völlige Vernichtung vorher, wenn diesem Unfuge nicht gesteuert würde. Mag es seyn, daß das Volk unter mancherlei Bedrückungen seufzte, welche beim erwachenden Bewußtseyn des ihm auferlegten Glaubensjoches nur desto klarer erkannt und mitempfunden wurden, mag es seyn, daß von der Befreiung von diesem Joche bis zur Auflehnung gegen jenes für die übel unterrichtete Menge überall nur Ein Schritt war, alle gewaltsame, aufrührerische Selbsthülfe mußte Luthern um so strafbarer erscheinen, als dieselbe, wie gegen die göttliche Ordnung überhaupt, so gegen die Ehre und den Sieg des ganzen Reformationswerkes gerichtet war. Wir dürfen uns darum nicht wundern, daß, als es sich bald genug zeigte, wie mit den Bauern kein gütliches Abkommen

zu treffen sey, der Aufruhr vielmehr in bedrohlichster Weise um sich griff, Luther den Fürsten kraft des ihnen von Gott anvertrauten Schwertes zur Unterdrückung desselben durch Waffengewalt rieth, als dem letzten und einzigen Mittel, das noch übrig blieb, die Empörung zu dämpfen, um das Vaterland vor noch größern Greueln und einem allgemeinen Ruin zu bewahren. Und zwar spricht er dieß wiederholt und in sehr derben Worten aus; er will keinerlei Barmherzigkeit und Schonung gegen die verstockten Aufrührer, will, daß man „die Büchsen unter sie sausen lasse", und nennt die Obrigkeit pflichtvergessen und des Mordes schuldig, die sich in solchem Falle zur Rettung der Unschuldigen des ihr anvertrauten Schwertes nicht bediene. Es verdroß und schmerzte ihn, daß er deßhalb von Manchen der Härte und Grausamkeit bezüchtigt, ja ein Heuchler, Wohldiener und Schmeichler der Fürsten genannt wurde, da er doch stets die größte Milde und Schonung gegen die Reuigen, die Schwachen und Verführten gepredigt. Wenn er, der mit so vielem Rechte sagen konnte: „in meiner Lehre gilt mir ein Fürst so viel, wie ein Bauer", der der weltlichen Gewalt, wo es galt, so kühn die Stirne geboten, ein Fürstenknecht gescholten wurde, so können wir es uns wohl erklären, wie er, empört über eine so ungerechte Verleumdung, in der Aufwallung seiner Leidenschaft Diejenigen, die nur Schonung und Milde wollten, falsche Beschöniger der Empörung nennt, und selbst aufrührerischer Gesinnungen verdächtig findet.

Wiewohl er die Hauptschuld des Aufstandes der Gottvergessenheit der Bauern zumaß, als die er „ohne Furcht und Scheu" nennt, „die Niemanden nichts geben und doch prassen, saufen, kleiden und müßig gehen", so war er doch weit entfernt, die ungerechte und harte Behandlung zu verkennen, die sie von so manchen Herren erfuhren. Indem er gegen die Empörer eifert, fügt er hinzu: „nicht, daß ich damit die Obrigkeit in ihrem unerträglichen Unrecht, so ihr leidet, rechtfertigen oder vertheidigen wollte. Daß ihr Herren vielmehr euern steifen Muth herunterließet, welchen ihr zuletzt doch müßt lassen, ihr wollet oder nicht, und wichet ein wenig von eurer Tyrannei und Unterdrückung, daß der arme Mann auch

Luft und Raum gewänne zum Leben." Sonderlich rügt er diese Ungerechtigkeit an so vielen geistlichen Fürsten und Herren, „die ihr im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schatzet, euren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme, gemeine Mann nicht kann noch mag länger ertragen." Gleichwohl will er hieraus für die Unterthanen keinerlei Recht oder Entschuldigung der Selbsthülfe hergeleitet wissen: „daß die Obrigkeit böse und ungerecht ist, entschuldigt kein Rotterei und Aufruhr. Denn die Bosheit zu strafen gebühret nicht einem jeglichen, sondern der weltlichen Obrigkeit."

Betrachten wir nun Luthers Stellung und ganzes Verfahren gegenüber dem Bauernaufstande von diesem Gesichtspunkte aus, so können wir allerdings eine gewisse Gereiztheit seiner Stimmung nicht verkennen, allein wenn wir bedenken, wie diese traurige Wendung der Dinge, die so ganz außer seiner Absicht lag, und die er aufs tiefste verabscheute, das ganze Reformationswerk in seinen Früchten zu zerstören drohte, und wie man sich zur Rechtfertigung solcher Schritte grade auf ihn berief und ihn, als er die Obrigkeit zur Unterdrückung des Aufstandes aufforderte, einen Heuchler und Fürstenknecht schalt, so wird sein Verfahren in dieser Angelegenheit wohl gerechtfertigt und selbst sein leidenschaftlicher Zorneifer in einem mildern Lichte erscheinen.

Hieraus läßt sich denn nun schon im Allgemeinen entnehmen, wie Luther über das Recht der Obrigkeit, Krieg zu führen, urtheilen wird. Er hält den Krieg für das größeste Uebel der Gesellschaft, wogegen er Theuerung und Pestilenz nur Fuchsschwänze nennt, findet ihn aber bei der Herrschaft der Sünde in der Welt unvermeidlich, und darum auch in christlichen Staaten bedingungsweise zulässig. Er unterscheidet nämlich zwischen einem Kriege, der aus Nothwehr, zur Rettung der theuersten Lebensgüter, und einem solchen, der aus Muthwillen und eitler Herrscherlust unternommen wird. Dieß will er gewissenhaft erwogen haben: „Laß dir das gesagt seyn, daß du weit, weit von einander scheidest Wollen und Müssen, Lust und Noth, Lust zu kriegen und sollen streiten." Im letztern Fall hält er die christliche Obrigkeit für verpflichtet,

wo es nicht anders seyn kann, ihre Unterthanen auch durch Waffengewalt zu vertheidigen und zu schützen, als welches ausdrücklich zu ihrem Amte gehöre: „Ein Herr und Fürst ist nicht eine Person für sich selbst, sondern für andere, daß er ihnen diene, sie schütze und vertheidige. Hierinnen mußt du nicht ansehen das Deine, wie du Herr bleibest, sondern deine Unterthanen, denen du Schutz und Hülfe schuldig bist, auf daß solch ein Werk in der Liebe geschehe. Denn weil dein ganzes Land in der Gefahr stehet, mußt du wagen, ob dir Gott helfen wolle, daß es nicht Alles verderbet werde." Hieraus geht nun von selbst hervor, daß er die Unterthanen nicht weniger für verpflichtet hielt, in einem solchen Falle dem Rufe der Obrigkeit zu folgen. „Wenn es Noth ist um böser Leute willen, daß man denen wehre und die Frommen schütze, mag ein Christ, so er dazu aufgefordert wird von Gott und von denen, so an Gottes Statt sind, hingehen und würgen, wie die Anderen. Darum, wo es käme, daß ein Fürst im Lande oder eine Obrigkeit im Lande sich schützen und wehren muß, und in die Heerfahrt aufgebeut, so gehe hin in Gottes Namen; was du thun kannst, das thue frisch mit gutem Gewissen und Glauben."

In diesem Sinne fand denn Luther den Krieg auch vom christlichen Standpunkte aus gerechtfertigt und er will nicht, daß man sich hier durch den äußern Schein täuschen lasse. „Obs nun wohl nicht scheinet, daß Würgen und Rauben ein Werk der Liebe ist, derhalben ein Einfältiger denkt, es sey nicht ein christlich Werk, zieme auch einem Christen nicht zu thun, so ist es doch in der Liebe." Er vergleicht es mit dem Arzte, der, um den ganzen Leib zu retten, oft ein greulich und unbarmherzig Werk thun müsse, und fährt dann fort: „also auch, wenn ich dem Kriegsamte zusehe, wie es die Bösen straft, die Ungerechten würget und solchen Jammer anrichtet, scheinet es gar ein unchristlich Werk zu seyn und allerdinge wider die christliche Liebe; sehe ich aber an, wie es Fromme schützt, Weib und Kind, Haus und Hof, Gut und Ehre und Friede damit erhält und bewahret, so findet sich, wie köstlich und göttlich das Werk ist, und merke, daß es auch ein Bein oder Hand abhauet, auf daß der ganze Leib

nicht vergehe. Darum muß man im Kriegsamt nicht ansehen, wie es würget, brennet, schlägt und fähet; denn das thun die engen Kinderaugen, sondern mit männlichen Augen zusehen, warum es so würget und greulich thut, so wird sichs selbst beweisen, daß Kriegs- und Schwertsamt ein Amt ist an ihm selber göttlich, und der Welt so nöthig und nützlich, als Essen und Trinken, oder sonst kein ander Werk." Wir sehen, Luther urtheilt hier ganz vom Standpunkte gebotener Nothwendigkeit: das Reich Gottes muß um jeden Preis auf Erden erhalten und geschützt werden; die Grundbedingung seiner Entwicklung ist ein geordneter bürgerlicher Zustand, bei welchem allein die christliche Wahrheit sich bethätigen kann; diesen zu erhalten, hat die Obrigkeit von Gott das Schwert empfangen, um es frei zu gebrauchen gegen Alles, was von Innen oder von Außen den Frieden stört. Dieß ist Luthers Ideengang, dieß der Gesichtspunkt, aus dem er das Recht des Krieges betrachtete. Er that es mit männlichen Augen, und wenn er manchmal härtere, das christliche Gefühl verletzende Ausdrücke gebraucht, so dürfen wir nicht vergessen, wie oft die Greuel der Empörung und die Gefahren des Türkenkrieges ihn einen völligen Umsturz der ganzen göttlich-menschlichen Ordnung befürchten ließen.

So entschieden also Luther den Krieg als Abwehr eines ungerechten Angriffs, wie von Seiten der Türken, zum Schutze der christlichen Ordnung billigte, eben so bestimmt sprach er sich gegen eine bewaffnete Vertheidigung der Reformationssache gegenüber dem Kaiser aus. Er erklärt dieselbe für eine Auflehnung gegen die göttliche Ordnung, welche der Obrigkeit zu widerstreben verbiete; vielmehr solle man die Sache Gott anheimstellen, und eher Gut und Leben preisgeben, als mit gewaffneter Hand sich seiner rechtmäßigen Obrigkeit widersetzen. „Will Kaiserliche Majestät wider uns", sagt er in dem von ihm verlangten Gutachten von 1530, „daß uns kein Fürst noch Herr wider ihn schütze, sondern lasse dem Kaiser Land und Leute offen stehen als die Seinen, und befehle die Sache Gott, und soll auch Niemand Anderes von seinen Fürsten und Herren begehren, sondern ein Jeglicher soll alsdann für sich selbst stehen, und seinen Glauben erhalten mit Darstreckung seines

Leibes und Lebens, und nicht die Fürsten mit in die Fahr ziehen, oder mit Schutzsuchen beschweren, sondern den Kaiser lassen schaffen, wie er will, so lange er Kaiser ist. Wo wir uns also schicken und Gott die Sache also befehlen, mit ganzem Vertrauen beten und um seinetwillen uns in solche Fahr wagen, so ist er treu und wird uns nicht lassen, und wird auch wohl Mittel finden, uns zu helfen und sein Wort zu erhalten. Darum achte ich, es sey vor dem Garn gefischt, so man um Vertheidigung des Evangelii willen sich wider die Obrigkeit legt, und gewißlich ein rechter Mißglaube, der Gott nicht vertraut, daß er uns ohne unsern Witz und Macht wohl mehr weise zu schützen und zu helfen wisse. Denn seiner Weisheit und Macht ist weder Zahl noch Ende." Welch eine schöne Hingebung an eine höhere schützende Hand, und welch ein festes Vertrauen zu der siegenden Macht der Wahrheit spricht sich in diesen Worten aus, in einem Falle, wo jede andere Hülfe ihm schrift- und pflichtwidrig erschien; aber sicher fürchtete er auch eine Trübung des lautern evangelischen Charakters seiner Sache, wenn dieselbe durch Waffengewalt gegen die rechtmäßige Obrigkeit vertheidigt würde.

Luthers Ansicht vom gegenseitigen Verhältniß der Kirche und des Staates ist theils in dem bereits Angeführten schon ausgesprochen, theils läßt sich dieselbe hieraus leicht weiter entnehmen. Zweierlei ist's, was wir hierbei als leitenden Gedanken festhalten müssen: einmal seine durch und durch christliche Weltanschauung und zufolge derselben seine Ueberzeugung, daß vor Gott kein Stand und Beruf an sich einen Vorzug habe, sondern daß alle in gleicher Weise gottberechtigt seyen. Hiernach konnte er weder der Kirche ein Recht der Einmischung in die Angelegenheiten des Staates, oder gar eine Herrschaft über denselben, noch dem Staate ähnliche Rechte in Bezug auf die Kirche zuerkennen. In sofern wollte er eine strenge Scheidung und Beschränkung beider auf ihr eigenthümliches Gebiet, indem er die Vermischung derselben als eine Quelle großen Unheils ansah. Er sagt: „Bis ans Ende der Welt sollen die zwei Regimente nicht mit einander gemenget werden, wie zur Zeit des alten Testamentes im jüdischen Volk geschah, sondern von einander gesondert und geschieden bleiben, soll

man anders das rechte Evangelium und den rechten Glauben erhalten. Denn es ist ein weit ander Ding um das Reich Christi, denn um das weltliche Regiment, welches denen Fürsten und Herren befohlen ist. Und wer ein Prediger ist, der lasse das weltliche Regiment zufrieden, auf daß er nicht ein Gemenge und Unordnung anrichte. Sie greifen alle nach dem Schwert, die Wiedertäufer, Münzer, der Papst und alle Bischöfe haben herrschen und regieren wollen, aber nicht in ihrem Beruf; das ist der leidige Teufel. Dargegen, so wollen jetzt die weltlichen Obrigkeiten, die Fürsten, Könige und Adel auf dem Lande, auch die Richter auf den Dörfern das mündliche Schwert führen und die Pfarrherrn lehren, was und wie sie predigen und den Kirchen vorstehen sollen. Ich ermahne euch, die ihr einmal der Gewissen und christlichen Kirche Lehrer werden sollet, sehet zu, daß ihr bei dem Unterschiede bleibet. Denn wirds gemenget, so wird nichts daraus. Denn alsbald, wenn der Fürst saget: hörst du, Prediger, lehre mir so und so, schilt und strafe nicht also, so ists gemenget. Wiederum, wenn ein Prediger auch fürgibt: hörst du, Obrigkeit, oder Richter, du sollst Recht sprechen, wie ich will, so ists auch unrecht. Und ist alsdann das weltliche und geistliche Regiment Eine Küche. Das hat der Papst auch gethan, er hat das mündliche Schwert ins weltliche Regiment geführet, damit ist das Wort Gottes erloschen." So wies er beide Regimente in ihre naturgemäßen Schranken zurück, und wenn er der Kirche jede Befugniß der Einmischung in die Rechte des Staates abspricht, so müssen wir dem Manne, der so ganz im Glaubensleben wurzelte, diese Unbefangenheit des Urtheils um so höher anrechnen, je weniger diese Fassung des Gegenstandes von den Begriffen seiner Zeit unterstützt ward, und gleichsam ganz allein stand. Aber grade seine wahrhaft erleuchtete Ansicht von der gleichen Berechtigung jedes Standes ließ ihn die Nothwendigkeit dieser Scheidung erkennen und bewahrte ihn vor jeder ungehörigen und falschen Anwendung seiner Grundsätze.

Gleichwohl betrachtete er diese Trennung keinesweges als eine mechanische, sondern er erkannte, wie beide Gebiete ein höheres Band umschließt und wie sie in einem Höhern ihre

Vermittelung finden müssen. Er sieht in der weltlichen Herrschaft ein Glied des christlichen Körpers, welches nur als solches zu seinem Amte wahrhaft befähigt seyn und dasselbe in gottgefälliger Weise verrichten könne. Aber eben so schrieb er nun auch der weltlichen Obrigkeit das Schutzrecht über die christliche Kirche zu, nicht als müsse das Evangelium durch Fürstengewalt aufrecht erhalten werden, — Niemand war einem solchen Wahne so fremd, wie Luther, — sondern also, daß durch die weltliche Macht der christlich-kirchlichen Ordnung Raum geschafft, daß sie vor äußern Störungen bewahrt, daß die Pfarrherren in ihren Rechten und ihrem Wirken geschützt würden. Als miterlöst und Mitpriester solle die christliche Obrigkeit der Kirche durch äußere Handreichung dienen, und auf ihre Weise ein Werkzeug des Reiches Gottes seyn, wobei er sich auf das Wort Augustins beruft: „die Könige sollen dem Herrn Christo also dienen, daß sie mit Gesetzen dazu helfen, daß seine Ehre gefördert werde." Demnach habe die christliche Obrigkeit nun auch über die Reinheit und Einheit der Lehre zu wachen und Denen mit Gewalt zu wehren, welche gegen die Grundlehren des Evangeliums selbst auftreten und offenbare Ketzereien predigen. Er sagt: „Weltliche Obrigkeit hat das Schwert, mit dem Befehl, daß sie allem Aergerniß soll wehren, daß es nicht einreiße und Schaden thue. Nun ist aber dieß das gefährlichste und greulichste Aergerniß, wo falsche Lehre und unrechter Gottesdienst einreißt; derohalben einer christlichen Obrigkeit am meisten an solchem Aergerniß soll gelegen seyn, sintemal es allerweg Zerrüttung der Regiment und allerlei Strafe und Unglück mitbringet, wie man in allen Historien siehet. Wer aber Ketzerei urtheilen will, der muß solche Urtheile nirgend, denn bei der Schrift suchen. Wo nun weltliche Obrigkeit schändliche Irrthümer befindet, dadurch des Herrn Christi Ehre gelästert und der Menschen Seligkeit gehindert wird, und Spaltung unter dem Volke entsteht, da gern etwas Aergeres zu folgen pfleget, wie wir denn nun mehr denn eins erfahren, wo solche irrige Lehrer sich nicht weisen lassen, und vom Predigen nicht ablassen wollen, da soll weltliche Obrigkeit getrost wehren und wissen, daß es ihr amtshalben anders nicht gebühren will, denn daß sie

Schwert und alle Gewalt dahin wende, auf daß die Lehre rein und der Gottesdienst lauter und ungefälscht, auch Friede und Einigkeit erhalten werde. Auf daß also eins dem andern die Hand gebe; die im weltlichen Regiment mit dem Schwert und Gewalt dazu helfen, daß die Leute in der Lehre einig bleiben und allem Aergerniß und Uebel gewehret wird." Wir haben hier wohl zu unterscheiden, daß hier nur von Solchen die Rede ist, welche öffentlich wider die Fundamentallehren der christlichen Kirche auftraten, oder sonst staatsgefährliche Lehren verbreiteten, wie z. B. daß man keine Obrigkeit leiden solle, keinesweges aber wollte Luther hiermit dem Privatglauben irgend einen Zwang anlegen. „Hiermit wird Niemand zum Glauben gedrungen, denn er kann dennoch wohl gläuben, was er will. Allein das öffentliche Lehren und Lästern wird ihm verboten, damit er will Gott und den Christen ihre Lehre und Wort nehmen, und will solches dennoch unter derselbigen Schutz und Gemeinschaft aller weltlichen Nutzung zu ihrem Schaden thun. Denn, wie ich mehr gesagt, wer bei Bürgern sich nähren will, derselbige soll das Stadtrecht halten und dasselbige nicht schänden und schmähen, oder soll sich drollen." So angesehen, werden wir nicht sagen, daß Luther hier einem unevangelischen Zwange das Wort rede, sondern für die Kirche nur diejenige Ordnung gehandhabt wissen wollte, welche im Selbsterhaltungsrechte einer jeden Korporation liegt. Dabei verliert die ganze Rede das Harte, wenn wir annehmen, wie er unter den Ausdrücken Schwert und strafen nach Allem, was uns die Geschichte darüber berichtet, wohl schwerlich etwas Anderes verstand, als ein abwehrendes Einschreiten gegen solche Irrlehrer durch die obrigkeitliche Gewalt.

Nachdem wir Luthers politischen Charakter in seinen verschiedenen Beziehungen betrachtet, verdient nun auch seine persönliche Stellung zu den Fürsten, und namentlich zu seiner eignen Landesobrigkeit, als worin dieser Charakter in einer so anschaulichen Weise sich ausspricht, zum Schlusse noch eine besondere Erwähnung. Da das Reformationswerk an so manchen Fürsten und Großen Deutschlands, so wie des Auslandes, eifrige Anhänger und Beschützer fand, so konnte es nicht fehlen, daß Derjenige, der an der Spitze der ganzen Reformbewegung stand, mehr oder weniger in nähere Berührung

mit denselben treten mußte, und unter diesen stehen seine eignen Landesherren oben an. Zwei Klippen gab es in dieser Beziehung zu vermeiden. Einmal lag bei den großen und unerwarteten Erfolgen der Reformationssache, und zumal bei dem Rufe, den Luthers Name nah und ferne erlangt hatte, die Gefahr hochmüthiger Erhebung gegenüber den weltlichen Machthabern nahe genug, wie uns das Beispiel so mancher begeisterten Glaubensstreiter der Vorzeit lehrt, die in ihrem glühenden Eifer bis zur Verachtung der weltlichen Autorität sich fortreißen ließen. So sehr Luther für sein Glaubenswerk glühte, so großartig die Bewegung war, die dadurch angeregt wurde, so unerwartet ihre Erfolge, nie finden wir, daß er sich hierdurch zu irgend einem die Achtung vor seiner Obrigkeit und den weltlichen Würdeträgern verletzenden Verhalten bestimmen ließ. Getragen von dem Bewußtseyn der göttlichen Berechtigung aller Obrigkeit, sehen wir ihn in seinem vielfachen Verkehr mit seinen Landesfürsten und andern Großen und selbst da, wo er mit ihren Handlungen nicht einverstanden war, stets die unverholenste Ehrerbietung gegen den Stand ausdrücken, den sie bekleideten. Die zweite Klippe lag nicht weniger nahe. Sie bestand in der Gefahr, bei dem hohen Ansehen, in dem er bei so vielen Fürsten und Herren stand, bei den Zeichen der Anerkennung und den hohen Gunstbezeugungen, die er von so Vielen empfing, die Unabhängigkeit seiner Stellung und die Selbstständigkeit seines Charakters zu verleugnen und mehr oder weniger in den Dienst der Menschen zu fallen. Luthers nie auf Menschengunst bauende, nie die Ehre bei der Welt suchende Gesinnung konnte auch diesem für Manchen so gefährlichen Feinde nicht zur Beute werden. Nie hat er, wie der Menschenfurcht, so der Menschengefälligkeit ein seinen Charakter befleckendes Zugeständniß gemacht. Und diese Seite seines Wesens haben wir um so höher anzuschlagen, je mehr uns Geschichte und Erfahrung in beschämenden Beispielen lehren, wie viele sonst ausgezeichnete Männer und selbst starke Naturen gegenüber der Gunst der Großen diese Unabhängigkeit der Gesinnung nicht bewahrt und unwürdige Fesseln getragen haben. Von welcher Seite wir auch seine Lebensstellung gegenüber den Fürsten und regierenden Häuptern betrachten, wir finden sie in jeder Hinsicht gleich makellos.

Zur Erhärtung des Obigen lassen wir einige Stellen aus seinen Briefen folgen, welche uns diese seine Stellung auf eine sprechende Weise veranschaulichen. Tiefe Ehrerbietung vor der Obrigkeit, gepaart mit edelm, männlichen Freimuth, erscheint überall als der Grundton dieser Briefe. Bei Gelegenheit seiner Bearbeitung des Magnifikates, oder des Lobgesanges der Maria, welches er im Jahre 1521 dem jungen Herzog Johann Friedrich von Sachsen in Gestalt eines Fürstenspiegels zueignete, schreibt er an denselben: „Dieweil ich E. F. G. nun lange Zeit verheißen und schuldig, das Magnificat zu verklären, davon mich die ungeschickten Händel vieler Widersacher so oft getrieben, hab ich E. F. G. Schriften zugleich mit diesem Büchlein vorgenommen zu antworten, gedacht, es möcht mein Verziehen in die Länge mir eine Röthe und Schaam zubringen, und der Behelf fernerer Ausrede sich nicht reimen, damit ich nicht verhinderte E. F. G. junges Gemüth, das zur Liebe göttlicher Schrift geneigt, und durch weitere Uebung derselben mehr erhitzt und gestärkt wird, zu welchem ich E. F. G. wünsche göttliche Gnade und Beistand. Wie denn groß vonnöthen, dieweil an eines solchen großen Fürsten Person vieler Leute Heil liegt, so er, ihm selbst genommen, von Gott gnädig regiert wird; wiederum Vieler Verderben, so er, ihm selbst gelassen, ungnädig regiert wird. Denn obwohl aller Menschen Herzen in der allmächtigen Hand Gottes sind, ists doch nicht umsonst allein von den Königen und Fürsten gesagt: das Herz des Königs ist in Gottes Hand, der kann es wenden, wo er hin will (Sprüchw. 21.). Damit Gott seine Furcht in die großen Herren treiben will, daß sie lernen sollen, wie gar nichts sie gedenken mögen, das Gott nicht sonderlich ihnen eingibt. Dieweil denn ein menschlich Herz von Natur Fleisch und Blut, aus ihm selbst sich leichtlich vermisset, und wo ihm Gewalt, Gut und Ehre dazu in die Hand gegeben, wirds durch solche starke Ursach zur Vermessenheit und all zu freier Sicherheit viel mehr bewegt, daß es Gottes vergisset, seiner Unterthanen nicht achtet; und dieweil es Raum hat, ohne Strafe übel zu thun, fähret es dahin und wird ein Thier, thut nur, was ihm gelüstet, und ist mit Namen ein Herr, aber mit der That ein Unhold: daß auch der weise Mann, Bias, wohl geredet hat: Magistratus virum ostendit, Regiment weiset aus, was einer für

ein Mann ist. Darum ists Noth allen Oberherren, dieweil sie Menschen nicht haben zu fürchten, daß sie Gott vor anderen mehr fürchten, ihn und sein Werk wohl erkennen und mit Sorgen wandeln" u. s. w. Mit derselben Freimüthigkeit spricht sich Luther öfter gegen seine Landesherren aus. Und er durfte es von seiner freien Stellung aus, nach welcher er die weltliche Mitwirkung weder zum Schutz und zur Förderung der Glaubenssache, noch zu Gunsten seiner Person in Anspruch nahm.

Wiewohl es seinen Grundsätzen völlig entgegen war, sich in weltliche Händel zu mischen, so scheute er sich dennoch nicht, bescheidene Worte der Ermahnung oder Bitten an die Landesobrigkeit zu richten, wo er sah, daß sie durch ihre Maßregeln sich und Andern schadete. So schrieb er in Betreff einer neuen Steuerauflage an den Churfürsten Friedrich. Nachdem er in scherzhafter Weise an dessen Versprechen erinnert, ihm ein neues Kleid zu geben, fährt er fort: „Auch, gnädigster Herr, daß ich mein Treu E. F. G. auch erzeige und mein Hofekleid verdiene: ich hab gehört, wie daß E. F. G. nach Abgang dieses Aufsatzes (Steuer) wollte eine andere und vielleicht schwerer aufsetzen. So E. F. G. nicht wollt verachten eines armen Bettlers Gebet, bitt ich, wollts um Gottes willen nicht lassen dahin kommen, denn mirs von Herzen leid ist, und vielen E. F. G. Günstigen, daß auch diese Schätzung E. F. Gn. letzten Tagen so viel gutes Gerüchts, Namen und Gunst beraubt hat. Gott hat E. F. G. wohl mit hoher Vernunft begnadet, daß sie in diesen Sachen weiter sieht, denn ich oder vielleicht alle E. F. G. Unterthanen; aber mag doch wohl seyn, ja, Gott will es so haben, daß groß Vernunft zuweilen durch weniger Vernunft gewiesen werde, auf daß Niemand sich auf sich selbst verlasse, sondern allein auf Gott, unsern Herrn, welcher spar E. F. G. gesund, uns zu gute und darnach E. F. G. Seelen zur Seligkeit. Amen."

Eben so sehen wir ihn nach seinem dienstbeflissenen Herzen bei den verschiedensten Veranlassungen bemüht, seinen Einfluß auf seinen Landesherrn zum Beßten Einzelner zu verwenden. Wie viele Gesuche und Fürbitten für arme Pfarrer und Studierende, für Verlassene, Unglückliche und Hülfsbedürftige aller Art finden wir in seinen Schriften aufbewahrt! Wir erkennen

darin eben so sehr seine mitfühlende, brüderliche Liebe, und zwar ohne Ansehen der Person, wie seine gewinnende Art und seinen feinen Takt, wie er solche Bitten vorzubringen wußte. So verwendet er sich bei dem Churfürsten Friedrich für einen armen Mann in folgenden Worten: „Ich bemühe nicht gern Euer Kurf. Gn. mit Fürbitten und Fürschrift für andere Leute; der Lust, so ich daran habe, möchte ich wohl entbehren. Es dringet die Noth und zwinget die Liebe, also zu thun. Ich habe zuvor aus meiner Wüsten an E. K. Gn. geschrieben von Christoffel N., der aus Noth mich so weit ersucht, aber doch endlich ist wieder zu mir kommen; jetzt ersucht er mich aber so kläglich, daß michs erbarmet, und sein Elend mir herzlich wehe thut, also daß ich gleich durstig an E. K. G. worden bin zu schreiben, denn ich meinet nicht, daß solche Noth da wäre. Ich will nicht rechten mit E. K. G. seinethalben, ich laß es seyn, er habs verdienet, er sey noch ärgeres werth, ich weiß wohl, daß E. K. G. Gemüth aufrichtig ist, Niemand Unrecht zu thun. Wiederum weiß ich auch, daß kein Fürst so fromm, so klug seyn mag, daß nicht durch ihn oder seine Amtleut etwa jemand zu kurz geschehe. David ist der Kern aller Fürsten auf Erden gewesen, noch thut er Unrecht dem armen Mephiboseth, durch Angeben des Ziba, meinet dennoch, er hätte nicht Unrecht gethan (2. Sam. 16, 1 ff.). Es muß ein Fürst sich deß erwägen, daß sein Regiment mit Unrecht vermischet sey; wohl dem, ders am wenigsten hat: darum ihm auch Noth ist, desto mehr Barmherzigkeit und Wohlthat dagegen erzeigen, daß die Barmherzigkeit wider das Gericht den Trutz behalte, wie St. Jacob sagt (Kap. 2, 13.). Darum fall ich E. K. G. zu Füßen und bitte unterthäniglich, E. K. G. wollt sich des armen Manns erbarmen und ihn vollend sein alte Tage bis ans End ernähren. Es taugt je in keinem Weg, daß man ihn also lasse verderben und betteln gehen; denn ich spüre, daß ihm das Armuth so wehe thut, daß er möcht zuletzt von Sinnen kommen. Und E. K. G. kann ihm leichtlich mit einem Tisch, Speis' und Trank, oder sonst helfen. Gott hat noch mehr Schneeberge, daß E. K. G. Fürstenthum nicht sorgen dürfe, es werde arm von viel Ausgeben, ist auch bis daher nicht arm davon worden. Gebet, so wird euch gegeben werden. Wo das gebet reich ist, da ist das gegeben werden

noch viel reicher, und wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden. E. K. G. solle gewiß seyn, daß ich den Mann nicht werde also lassen, ich werde ehe selbst für ihn betteln, und wo das nicht helfen will, auch rauben und stehlen, allermeist dem Kurfürstenthum zu Sachsen, was ich am nächsten finde; denn E. K. G. ist schuldig ihn zu ernähren. Darum bitt ich, E. K. G. wollt auch meinethalben hierin mich gnädiglich erhören, daß mir nicht noth sey, um anzufangen stehlen und nehmen; denn ich wollt dennoch von E. K. G. ungehänget seyn. Solchs mein durstig oder thöricht Schreiben bitte ich unterthänigst, E. K. G. wollt nicht ungnädig aufnehmen. Mein Herz ist in Gott, so viel ich sein fühle. Der allmächtig Gott spare E. K. G. gesund und selig nach seiner Barmherzigkeit. Amen."

Wir werden gestehen, der Mann verstand auch zu bitten, aber so kann nur Derjenige bitten, dessen Herz von ächt christlicher Bruderliebe erfüllt ist. Wiewohl es ihm in manchen Fällen schwer wurde, jedes Bittgesuch zu unterstützen, so konnte er doch dem Drange seiner natürlichen Herzensgüte nicht widerstehen, und wußte dann durch seine leichte und feine Art des Vortrags ein Gewicht in die Wagschale zu legen, welches wohl in den meisten Fällen den Ausschlag geben mußte. So befürwortet er die Bittschrift eines gewissen Paul Serl an den Churfürsten Johannes in folgenden Worten: „Ich weiß wohl, daß ich solcher Geschäft soll müßig gehen und wohl Andere wären, durch die er seine Sachen vorbrächte; aber weil ichs seinen Weibern unbedacht zugesagt, bitt ich, E. K. G. wollt hierin thun, was sie für gut ansehen; denn er hat mir auch einen Hasen geschenkt: helfe was da helfen kann. Darum befehl ichs ganz E. K. G. Wohlgefallen."

Besonders waren es arme Studierende, für die er sich bei seinem Landesfürsten gern und aufs angelegentlichste verwandte. So bei dem Churfürsten Johannes für einen armen verwaisten Knaben: „Es haben mich redliche Leute gebeten, an E. K. G. zu schreiben für einen Knaben, Kaspar von Rotlebens, unter dem Grafen von Schwarzburg, Sohn. Denn weil sein Vater gestorben, und er in der Irre gehet, ungezogen bleibt, und E. K. G. doch sonst vorgenommen, E. K. G. jungen Sohn, Herzog Ernst Friederichen, zu studiren lassen, daß

E. K. G. diesen Knaben neben andern wollt gnädiglich annehmen, und dabei lassen erziehen, angesehen, daß es ein arm verlassen Kind, und doch zum Studio und auch sonst geschickt ist: demnach bitte ich unterthäniglich, E. K. G. wollten denselben Knaben gnädiglich befohlen haben, wo es E. K. G. zu thun seyn will, wie ich denn versehe, daß E. K. G. sich wohl wird hierinnen gnädiglich erzeigen." So wußte er stets in der bescheidensten Weise seinen Bittgesuchen eine Wärme und Eindringlichkeit zu geben, die selten ihre Wirkung verfehlte, und daß Menschen jedes Standes in so vielfachen Nothfällen sich zutrauensvoll an ihn wandten, beweist uns den schönen Ruf, den er in dieser Beziehung allerwärts genoß, und wie er seine Stellung zu den Fürsten auf eine segensreiche Weise zum Wohle seiner Mitbrüder nutzbar zu machen wußte.

Selten kam er in den Fall, für sich etwas von seinem Landesfürsten zu begehren, etwa ein nothdürftiges Kleidungsstück ausgenommen. Er stellt dann jedesmal seine Bitte in einem leichten, scherzhaften Tone, um zu zeigen, wie geringfügig er im Ganzen den Gegenstand achte, und wie sehr er jeden Schein eigennütziger Absichten zu vermeiden wünsche. Ward er vom Churfürsten zuweilen mit einer ähnlichen Gabe bedacht, wie besorgt ist er dann nicht, ungenügsam zu erscheinen und gegen die Bescheidenheit zu fehlen! Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung sein Schreiben an den Churfürsten Johannes, worin er für eine ähnliche Gabe ihm seinen Dank bezeugt. „. . . Ich hab lang verzogen, E. K. G. zu danken für die geschickte und geschenkte Kleider und Gewand. Aber ich will E. K. G. unterthäniglich bitten, E. K. G. wollten nicht glauben denen, so da mich dargeben, als habe ich Mangel. Ich hab leider mehr, sonderlich von E. K. G., denn ich im Gewissen vertragen kann; mir gebührt auch, als einem Prediger, nicht Ueberfluß zu haben, begehr es auch nicht. Darum ich auch E. K. G. allzu milde und gnädige Gunst also spür, daß ich mich gleich fürchte; denn ich ja nicht gern hie in diesem Leben wollte mit denen erfunden werden, zu welchen Christus spricht: Weh euch Reichen, ihr habt euern Lohn dahin. (Luc. 6, 24.) Zu dem auch, weltlich zu reden, wollte ich auch nicht gerne E. K. G. beschwerlich seyn, als der ich weiß, daß

E. K. G. des Gebens so viel hat, daß sie freilich zu solchem Stand nichts übrigs haben mögen; denn zuviel zerreißt den Sack. Demnach wiewohl es zu viel wäre gewesen an dem lederfarben Tuch; auf daß ich aber E. K. G. dankbar sey, will ich auch E. K. G. zu Ehren den schwarzen Rock tragen, wiewohl er mir doch ja zu köstlich ist, und wo es nicht E. K. G. Geschenk wäre, ich nimmermehr solchen Rock tragen könnte. Bitte derhalben, E. K. G. wollten harren, bis ich selber klag und bitte, auf daß ich durch solch Zuvorkommen E. K. G. nicht scheu werde, für andere zu bitten, die viel würdiger sind solcher Gnaden. Denn E. K. G. thut mir ohne das zu viel. Christus wird und soll es gnädiglich und reichlich erstatten: das bitte ich von Herzen, Amen." Wie ganz zeigt sich Luther hier als der Mann, der wie Wenige mit dem Apostel Paulus sagen konnte: Nicht sage ich das des Mangels wegen, denn ich habe gelernet, bei welchem ich bin, mir genügen lassen. Nicht daß ich das Geschenk suche, sondern ich suche die Frucht. (Phil. 4, 11. 17.)

Von welcher Seite wir denn nun auch Luthers Verhältniß zu den Fürsten und namentlich zu seiner Landesobrigkeit betrachten, er hat weder der Selbstständigkeit seines Charakters und der Unabhängigkeit seiner Stellung etwas vergeben, noch es irgend an der schuldigen Achtung und Ehrerbietung fehlen lassen, die dem Stande gebührt. Wie er die Sache, für die er lebte, nie auf die weltliche Macht gestützt wissen wollte, so hat er von der Gunst der ihm gebotenen Verhältnisse im Wesentlichen nie zum Beßten seiner Person Gebrauch gemacht, wohl aber war er zu jeder Zeit bereit, seinen vielvermögenden Einfluß auf seinen Landesherrn, so wie überhaupt auf hochgestellte Personen zur Abhülfe oder Linderung der Noth seiner Mitbrüder zu verwenden, und gab also auch in dieser Beziehung ein sprechendes und rührendes Beispiel, wie sehr er erfüllt war von derjenigen Liebe, die nicht das Ihre sucht.

Gotha, Druck der Engelhard-Reyer'schen Hofbuchdruckerei.

Weydmann, L.

Luther, ein Charakter- u. Spiegelbild für unsere Zeit

Hamburg u. Gotha 1850